

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

205



Marge Piercy: Schreiben als Waffe

Umweltfeminismus

Teresa Brennan, Margrit Eichler, Mary Mellor

Zygmunt Bauman: Vom Pilger zum Touristen

Lissy Schmidt: Neue Politik in Süd-Kurdistan

Néstor Kohan: Mariátegui

36. Jahrgang Heft 3 Mai/Juni 1994

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

1992/93 geschrieben unter anderen

Ursula Apitzsch, Georg Auernheimer, Régine Azria, Etienne Balibar, Hanna Behrend, Klaus Bochmann, Willi Brüggem, Elke Erb, Kathy E. Ferguson, Helmut Fleischer, Nancy Fraser, Eduardo Galeano, Clara Gallini, Dietrich Goldschmidt, Pablo González Casanova, Günter Grass, Wilhelm Heitmeyer, Jost Hermand, Joachim Hirsch, Jürgen Hoffmann, Kurt Jacobs, Fredric Jameson, Elfriede Jelinek, Eva Kaufmann, Arno Klönne, Helga Königsdorf, Wolfgang Kowalsky, Yuri Krasin, Ingrid Kurz-Scherf, Jürgen Link, Michael Löwy, Harry Magdoff, Armand Mattelart, Norbert Mecklenburg, Ursula Menzer, Ellen Messer-Davidow, Oskar Negt, Hans-Heinrich Nolte, Ute Osterkamp, Helmut Peitsch, Claudia Pinl, Ursula Püschel, Ruth Rehmann, Karen Ruoff, Salman Rushdie, Klaus R. Scherpe, Anna Schwarz, Ruth Seifert, Elaine Showalter, Dorothee Sölle, Gabriele Stötzer, Paul M. Sweezy, Claus Thomasberger, Ernst Tugendhat, Renate Wahsner, Peggy Watson, Susan Willis

Redaktion

Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Alexander Honold, Peter Jehle, Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jan Rehmann, Jo Rodejohann, Ulrich Schmid, Werner van Treeck, Thomas Weber

Autonome Frauenredaktion

Sünne Andresen, Ariane Brensell, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Ingeborg Musold, Antje Rapmund, Jutta Meyer-Siebert

Korrespondierende Redaktionsmitglieder

Georg Auernheimer, Soja Fiedler, Claudia Gdaniec, Karl-Heinz Götze, Christina Klenner, Michael Krätke, Dieter Kramer, Eva Kreisky, Ulrich Schmitz, Frieder O. Wolf, Erich Wulff, Gerhard Zimmer

Redaktion: Reichenberger Str. 150, 10999 Berlin, Tel. (030) 611 41 82, Fax 611 42 70

Redaktionssekretariat: Antje Rapmund

Argument-Verlag, Rentzelstraße 1, 20146 Hamburg
Telefon (040) 45 60 18 und 45 36 80, Fax (040) 44 51 89

Auslieferung

Interabo, Wendenstr. 25, Postfach 103245, 20022 Hamburg, Telefon (040) 23 09 92
Buchhandel: Rotation, Mehringdamm 51c, 10961 Berlin, Telefon (030) 692 79 34

Direktversand: Reichenberger Str. 150, 10999 Berlin, Tel. (030) 611 39 83, Fax 611 42 70

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1994 in 6 Hefen (alle 2 Monate). Jahresumfang 1072 (ca. 996 + LXXVI) Seiten. – Einzelheft 14 DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 12 DM. Jahresabo 72 DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57 DM zzgl. Versand. – Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. – Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1 1/2zeilig, 60 Anschläge, 2fache Ausfertigung). Autoren, die mit einem PC arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Francis (Bulletin Signalétique), Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Germanistik, Internationale Bibliographie der Zeitschriftenliteratur, Internationale Bibliographie der Rezensionen, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. – Umschlag: Johannes Nawrath. Foto: © Jerry N. Uelsmann (1962) – Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte – auch das der Übersetzung – vorbehalten. – Konten: Postgiroamt Berlin West 5745-108, Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BIG) II 14 40 13 00, BLZ 100 101 II. Fotosatz: Steinhardt, Berlin. Druck: alfa Druck, Göttingen. – Mai/Juni 1994. – Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6.

Beilagenhinweis: Dieses Heft enthält in Teilaufgabe Prospekte des Bändendienst-Bücherversands und des Argument-Verlags

Editorial	327
Wir-Erinnerung an Marlies Koschinek-Neugebohrn	331
Nachrichten aus dem Patriarchat	332
Marge Piercy: Die Stadt als Schlachtfeld: Schreiben als Waffe	333

Umweltfeminismus

Teresa Brennan	
Arbeitskraft und Natur als Reproduktionskosten	341
Margrit Eichler	
»Umwelt« als soziologisches Problem	359
Mary Mellor	
Für einen ökosozialistischen Feminismus	377

* * *

Zygmunt Bauman	
Vom Pilger zum Touristen	389
Meinhard Creydt	
»Individualisierung« als Ursache rassistischer Gewalt?	409
Lissy Schmidt	
Neue Politik in Süd-Kurdistan	419
Néstor Kohan	
José Carlos Mariátegui und seine Kritik an der Philosophie der Universalgeschichte	431

Kongreßberichte

Bildung und Erziehung in Europa (G. Miller-Kipp); Ausgrenzung im psychosozialen Feld (A. Weiß); Remembering for the Future (R. Alisch/G. Leaman); Althusser (O. Marchart); Marxistische Literaturwissenschaft (H. Bay)	435
--	-----

Besprechungen

Literatur und Macht; Feministische Filmtheorie; Professionalisierung in der Pädagogik; Deutscher Faschismus; Rosa Luxemburg; Frauenbewegung in der Dritten Welt; Gewerkschaftliche Frauenpolitik; Monetärkeynesianismus, Industrielle Beziehungen	445
Verfasser/innen, Zeitschriftenschau, Summaries	491

Besprechungen

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Greenblatt, Stephen</i> : Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reise und Entdecker (<i>N.Schürer</i>)	445
<i>Krippendorff, Ekkehart</i> : »Wie die Großen mit den Menschen spielen.« Goethes Politik (<i>Th.Metscher</i>)	446
<i>Krippendorff, Ekkehart</i> : Politische Interpretationen. Shakespeare, Stendhal, Balzac, Hašek, Kafka, Kraus (<i>Th.Metscher</i>)	446
<i>Krippendorff, Ekkehart</i> : Politik in Shakespeares Dramen (<i>H.Härting</i>)	450
<i>Geitner, Ursula</i> : Die Sprache der Verstellung. Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert (<i>R.G.Bogner</i>)	451
<i>Grathoff, Dirk</i> : Kleists Geheimnisse. Unbekannte Seiten einer Biographie (<i>Th.Schwarz</i>)	453

Kunst- und Kulturwissenschaft

<i>Mayne, Judith</i> : Cinema and Spectatorship (<i>S.Kaltenecker</i>)	455
<i>Smith, Paul</i> : Clint Eastwood. A Cultural Production (<i>U.Blumenbach</i>)	456

Erziehungswissenschaft

<i>Kersting, Christa</i> : Die Genese der Pädagogik im 18. Jahrhundert. Campes 'Allgemeine Revision' im Kontext der neuzeitlichen Wissenschaft (<i>A.Schäfer</i>)	458
<i>Müller-Rolli, Sebastian</i> : Der höhere Lehrerstand im 19. Jahrhundert. Der Gründungsprozeß des Philologenverbandes (<i>H.Kühn</i>)	459
<i>Hohlfeld, Brigitte</i> : Die Neulehrer in der SBZ/DDR 1945 bis 1953 (<i>A.-S.Ernst</i>)	461
<i>Hoffmann, Dietrich, Alfred Langewand und Christian Niemeyer (Hrsg.)</i> : Begründungsformen in der 'Moderne' (<i>F.M.Orthey</i>)	463

Geschichte

<i>Hiob, Hanne, und Gerd Koller (Hrsg.)</i> : »Wir verreisen ...« In die Vernichtung. Briefe 1937-1944 (<i>K.Orth</i>)	465
<i>Nolte, Ernst</i> : Streitpunkte. Heutige und künftige Kontroversen um den Nationalsozialismus (<i>A.Schobert</i>)	466
<i>Nanko, Ulrich</i> : Die Deutsche Glaubensbewegung (<i>D.Fleischer</i>)	468
<i>Denzler, Georg, und Volker Fabricius</i> : Christen und Nationalsozialisten (<i>D.Fleischer</i>)	469

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Luxemburg, Rosa</i> : Gesammelte Briefe. Band 6 (<i>F.Haug</i>)	470
<i>Falin, Valentin</i> : Politische Erinnerungen (<i>K.Hauser</i>)	474
<i>Kang, Chong-Sook, und Ilse Lenz</i> : »Wenn die Hennen krähen...« Frauenbewegungen in Korea (<i>A.Wiß</i>)	476
<i>Küper-Basgöl, Sabine</i> : Frauen in der Türkei zwischen Feminismus und Reislamisierung (<i>H.Wedel</i>)	477
<i>Richter, Gudrun, und Martina Stackelbeck</i> : Beruf und Familie. Arbeitszeitpolitik für Eltern kleiner Kinder (<i>S.Andresen</i>)	480
<i>Weiler, Anni</i> : Frauenlöhne – Männerlöhne. Gewerkschaftliche Politik zur geschlechtsspezifischen Lohnstrukturierung (<i>S.Andresen</i>)	480

(Fortsetzung Inhalt Seite X)

Editorial

Die »Weiblichkeit der Natur« (Caroly Merchant) ist noch kein Wegweiser für eine feministische Ökologie als Wissenschaft. Wenn diese Zuschreibung jedoch soziologisch reformuliert wird, lassen sich die Zusammenhänge zweier voneinander abhängiger Unterwerfungs- und Beherrschungsverhältnisse entdecken: so wie die moderne Gesellschaft sich »Natur« als auszubeutende Ressource unterworfen hat, ohne deren Kosten in die eigene rationale Planung aufzunehmen, so unterwarf sie sich den Reproduktionsbereich, indem sie den weiblichen Körper ausbeutet. Bis heute sind feministische Kämpfe auch noch davon bestimmt, den in die Privatform eingeschlossenen Reproduktionsbereich von seinen ökonomischen, sozialen und psychischen Fesseln zu befreien.

Marx sah als »Springquellen allen Reichtums« nicht nur den Arbeiter, sondern auch die Erde. Frauen nannte er nicht. Die Triebkraft, nach deren Logik Arbeiter und Erde ausgebeutet wurden, sah er widersprüchlich. Er schrieb über das Kapital, es sei »alles und beständig revolutionierend, alle Schranken niederreißend, die die Entwicklung der Produktivkräfte, die Erweiterung der Bedürfnisse, die Mannigfaltigkeit der Produktion und Exploitation und den Austausch der Natur- und Geisteskräfte hemmen«.

Soziologisch interessant ist diese Universalisierungsthese vor allem, was die niedergerissenen Schranken, wie sie den Stand, die Familienform, die Regionalität, die Religion auszeichneten, angeht; sie wird unter dem Stichwort »Individualisierung« diskutiert. Die Schranken, die Entfesselung des »Geschlechts« wurden allenfalls unter dem Aspekt der Erwerbstätigkeit von Frauen in den Vordergrund gerückt. Die historischen Bedingungen haben sich jedoch grundlegend verändert: Die Staatssozialismen sind zusammengebrochen; in ethnischen Konfliktformen werden u.a. Menschenrechts- und Staatsfragen weltweit ausgefochten; die unter dem Stichwort Modernitätskrise geführten Probleme sind zum Teil durch den nunmehr ebenfalls weltweit drückenden Zusammenhang von Überleben (der Gattung Mensch, der Tier- und Pflanzenarten) und Demokratie strukturiert, oder anders formuliert: es heißt jetzt »die ökologische Problematik begreifen als Verknüpfung von Fragen der sozialen Emanzipation der Individuen mit Fragen eines Wirtschaftens nach Maßgabe der Naturbedingungen des Lebens.« (Vgl. Kurt Jacobs in *Das Argument* 197) Das Triebmodell für die Gesellschaft, in dem das Kapital als zentraler Verursacher von Folgen erkannt wurde, hat sich erschöpft. Der Erhalt der Gattung Mensch und seiner Lebensgrundlagen, der Erhalt der Erde, die erstmalig ausgehandelt werden müssen – das ist ein ins Zentrum zu rückendes Motiv, und die soziale Emanzipation der Individuen müßte es werden: »Die moderne ökologische Problematik beruht auf der Gleichheit und Freiheit der Person.« (Ebd.) Eine solche These verbindet die Demokratisierungsnotwendigkeit moderner Gesellschaften mit ihrem Überleben und die Ökologie-Frage nicht einfach bloß mit der Industriegesellschaft. Unter diesen Voraussetzungen kann auch die Universalisierungsthese ins Zentrum der Kritik gerückt werden, und gleichzeitig bietet sich dem Feminismus die Möglichkeit, die falschen Dimensionen der Universalität zu benennen und die

Geschlechterverhältnisse in eine rekonstruierte kritische Theorie der Moderne einzuarbeiten.

Wir unternehmen mit diesem Heftschwerpunkt den Versuch, Fragen der Umwelt ökonomisch, politisch und sozialwissenschaftlich zurückzubinden. Alle drei Dimensionen weisen der Ökologie den Status einer *sozialen* Frage zu, deren Antworten in einer Reformulierung der Arbeitswertlehre, in der Arbeit durch *Energie* ersetzt wird (Teresa Brennan), einer vernetzten Politik der Linken, Grünen und Frauenbewegung, in alternativen Lebensweisen gesucht werden (Mary Mellor) und im Versuch, Grundlagen für eine feministische Ökosozio-logie zu diskutieren und zu formulieren (Margrit Eichler). Erst als soziale Frage kann das Problem des »Schutzes der Natur« in seinem Zusammenhang mit den Menschenrechten, die das Problem »Ökologie« konstituierten, politisiert werden.

Kornelia Hauser

Zum vorliegenden Heft

Fortschrittliches politisch-ethisches Engagement von SchriftstellerInnen wird gegenwärtig gern als Gesinnungsästhetik verunglimpft. Dagegen zeigt Marge Piercy – deren Roman *Er, Sie und Es* in der Edition Ariadne erschienen ist und von der im Herbst *Donna und Jill* folgt, ein Roman über den Salto mor(t)ale weiblicher Emanzipation – in *Schreiben als Waffe*, einer autobiographischen Skizze, daß die Absehung von der eigenen Person, von Klassenfragen, Ausbeutung, Rassismus, Sexismus, Gewalt, das Schreiben jeder Kraft und allen Sinnes berauben, es überflüssig machen würde.

Zygmunt Baumanns Essay befaßt sich mit den Wandlungen von »Identität«, die er als eine Erfindung der Moderne begreift und für deren Dynamik des ständigen Antriebs und Aufschubs er das Sinnbild der Pilgerreise wählt. Die »Postmoderne« hat den »Pilger« durch den »Touristen« abgelöst. Wie aber ist es um die Fähigkeit zu politischem Handeln bestellt, wenn alle sozialen Beziehungen recyclingfähig und folgenlos zu sein haben?

Meinhard Creydt versetzt diese Frage ins grelle Licht der Debatte über die Motive jugendlicher Mordbrennerei. Wilhelm Heitmeyers These, es handle sich dabei um die Folge verunsichernder »Individualisierung«, sieht er in frappierende Nähe zu konservativen Denkmustern gleiten, weil sie diese Tendenz nicht in ihrer Widersprüchlichkeit denkt.

Lissy Schmidt, die Anfang April im nördlichen Irak ermordete Journalistin, zeigt sonst wenig gesehene Seiten der Kurdenfrage: indem sie Entstehung (aus einer schnell gescheiterten Rätebewegung), Struktur und derzeitige Perspektive der kurdischen Verwaltung untersucht, die sich nach dem Aufstand gegen das vom Golfkrieg geschwächte Regime in Bagdad in der alliierten Schutzzone nördlich des 36. Breitengrades gebildet hat.

Aus Anlaß des 100. Geburtstags (am 14.6.1994) von José Carlos Mariátegui, den man den »ersten Marxisten Lateinamerikas« genannt hat und dessen Denken viele Berührungspunkte mit Antonio Gramscis Philosophie der Praxis aufweist, untersucht der argentinische Autor Néstor Kohan Mariáteguis Emanzipation von der eurozentrischen Geschichtsphilosophie.

Vorankündigung

Die Hefte 4 und 5 dieses Jahrgangs erscheinen im Herbst als Doppelheft zum Thema *Zivilgesellschaft, politische Ethik und Staat*. Der Rezensionsteil wird dabei in Abweichung von der üblichen Struktur auf Aspekte des Heftthemas bezogen sein.

Verlagsmitteilungen

Neuerscheinungen im Theorieprogramm bei »Argument«

Als Argument-Sonderband 222 wird die *Kritik der Rollentheorie* von Frigga Haug in überarbeiteter und erweiterter Form neu aufgelegt. Der Rollenbegriff durchzieht bis heute die soziologische Literatur; hier wird sein Erkenntniswert für das Verhalten von Menschen geprüft und bestritten. Obwohl die Schrift erstmals bereits 1972 erschien, sind Verfahren, Herangehensweise und die verhandelten Autoren noch immer aktuell; der Text hat Einführungscharakter für die Studierenden der Soziologie.

In ihrer Studie *Migration und Diskriminierung am Arbeitsplatz: Das Beispiel Hamburg* weisen Nora Räthzel und Ülkü Sarica anhand zahlreicher Beispiele nach, wie es um die Gleichberechtigung von Eingewanderten auf dem Arbeitsmarkt wirklich bestellt ist (*Edition Philosophie und Sozialwissenschaften*, Bd. 28).

Gulliver 35 hat neuere Theorien zur Stadtentwicklung zum Thema. *Die neue Metropole* heißt der Band, der sich mit der Veränderung der urbanen Strukturen von Los Angeles und London auseinandersetzt.

Unter dem Titel *Rationalität in der Medizin* beschäftigt sich das *Jahrbuch für kritische Medizin 22* mit der Frage, was Rationalität angesichts wachsender Kontrollmaßnahmen sowie Bürokratisierungs- und Industrialisierungstendenzen im medizinischen Bereich heißen kann.

In *Lernwidersprüche und Widersprüche beim Lernen* macht sich Thomas Riecke-Baulecke die Erkenntnisse der Kritischen Psychologie zunutze, um die Umriss eines subjektwissenschaftlichen Paradigmenwechsels in der Sportpädagogik zu beschreiben (*Reihe Psychologie*, Bd. 4).

Neuerscheinungen bei »Ariadne«-Krimis

Mit Ariadne 1055, *Mississippi* von J.M. Redmann, kommt jetzt ein Lesbenkrimi heraus, der schon im Vorfeld harte Debatten auslöste, weil er ideologische Schmerzgrenzen überschreitet: *Mississippi* ist auf die Spitze getriebener hard-boiled-Zynismus. Zwischen rasanten Actionszenen und dem »Einsam, aber schneller«-Schnüfflermythos bleibt immer gerade noch Zeit für ein paar Schluck Whisky und ein paar scharfe sozialkritische Seitenhiebe. *Mississippi* ist ein grandioses Südstaaten-Epos, in dem die Heldin aus den Bayou-Elendsvierteln sich mit der Dixie-Mafia anlegt und dabei schmerzhaft auf ihre eigene Vergangenheit prallt ... Ein knallharter Thriller um Geld und Macht, Leben und Tod.

In Ariadne 1054 von Joan Hess geht es bissig-gemütlich um Lehrerzimmer-Intelligen: *Liebe Miss E. Tadt* – so heißt die Kummerkastenrubrik des Highschool-Blättchens, dessen jugendliche Verfasserinnen Buchhändlerin Claire Malloy plötzlich betreuen muß. Nicht ohne die eine oder andere vergnügliche Hommage an *Arsen und Spitzenhäubchen* knüpft sich Satirespezialistin Hess die dunklen Seiten der Kleinstadtmoral vor.

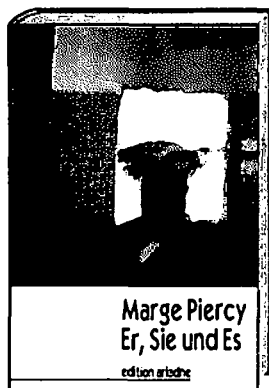
Veranstaltungen im »Argument«-Buchladen

Donnerstag, 9. Juni 1994: Claudia Albert und Gabriele Stilla sprechen über *Schiller, Hölderlin, Kleist und ihre Rezeption im deutschen Faschismus*. Moderation: Theresa Orozco.

Donnerstag, 16. Juni 1994: Dietmar Wittich vom Ostberliner Institut für Sozialdaten-Analyse (ISDA) stellt die ISDA-Studie zur Transformation Ostdeutschlands vor. Moderation: Wolfgang Fritz Haug.

Freitag, 1. Juli 1994: Barbara Holland-Cunz (Freie Universität Berlin) und Christina Schenk (Unabhängiger Frauen-Verband) *entwickeln Thesen für einen ökosozialistischen Feminismus*, der die der feministische, sozialistische und ökologische Sozialkritik miteinander verknüpft. Moderation: Ida Schillen.

Beginn jeweils 20 Uhr. Ort: Argument-Buchladen, Berlin-Kreuzberg, Reichenberger Straße 150 (U-Bhf. Kottbuser Tor).



Er, Sie und Es - die Geschichte einer hart geprüften Computerspezialistin und ihrer talmudkundigen schlaun Großmutter.

Leidenschaftlich gegenwarts-kritisch, aber mit Liebe zur Welt und den Menschen nährt Marge Piercy mit diesem Roman Herz und Verstand.



»*Er, Sie und Es* verdichtet das Problem menschlicher Hybris zu einem facettenreichen Panorama menschlicher Erfahrungen, das unsere Vorstellungen von Geschlecht, Humanität, Künstlichkeit und Freiheit zur Disposition stellt.«

VDPP-Rundbrief

Roman, edition ariadne
Deutsch von Heidi Zerning
520 Seiten, gebunden
49,00 DM/382 ÖS/49,00 SF

 Argument Verlag

Wir-Erinnerung an Marlies Koschinek-Neugebohrn

Marlies Koschinek-Neugebohrn ist tot. Sie starb 50jährig nach sechsjährigem Kampf gegen den Krebs.

Wie für Frauen in unseren Verhältnissen üblich, hatte auch Marlies keinen geradlinigen Lebenslauf. Zunächst als Stewardess, dann als Sekretärin berufstätig, wechselte sie zur Hochschule für Wirtschaft und Politik in Hamburg, um Soziologie zu studieren. Sie setzte dieses Studium an der Universität Hamburg fort und widmete sich der Erwachsenenbildung bei *Arbeit und Leben*, wurde bei der Stiftung »Zebra« Betriebsrätin. Sie war von 1984 bis 1985 Mitglied der Frauenredaktion; sie übersetzte für das *Argument* französische Texte. Dann suchte sie ein für sie greifbareres konkreteres Politikfeld, aber sie blieb im ständigen Kontakt.

Wir haben in den achtziger Jahren gemeinsam feministische Politik in Hamburg gemacht. Wir hatten ein fortdauerndes Frauenseminar, wir gründeten eine Frauenorganisation (den Sozialistischen Frauenbund), wir stellten die Zeitschrift *Pelagea* her. Mit dem Buch- und Kulturladen *Argumente* suchten wir Netzverbindungen zwischen den sozialen Bewegungen als Diskussionskultur herzustellen. Wir organisierten Demonstrationen, diskutierten unsere Texte, schufen gemeinsame Lebensweisen, die von einem andauernden Überschreiten der Grenzen zwischen öffentlich und privat gezeichnet waren. Wir übten gemeinsam Widerstand gegen herrschende Frauenformen ein. Immer dieses Wir; wer will da genau sagen, wer was wann mit welcher Folge tat? Wir lasen zusammen tausende Seiten Kritische Psychologie und lernten gemeinsam die Krisen des theoretisch neu erworbenen Menschenbildes als praktisches Problem zu bewältigen. Es hatten sich ungeahnte Möglichkeitsverhältnisse und Sinnformen herausgebildet.

Was bleibt, ist die *genaue Erinnerung*, die erst eingeübt werden wollte, an die Möglichkeiten, das Noch-Nicht im Jetzt gemeinsam hergestellt haben zu wollen; es bleibt auch die Erinnerung an die »größte Lust«, die uns das Denken bereitete, als wir begriffen, daß es etwas bedeutet, weil wir uns auch etwas bedeuteten. Und es bleibt – fast wehmütig – die Erinnerung an verbindliche feministische Strukturen, die zu gestalten unser Leben weitgehend bestimmte. Zärtliche Solidarität, die sich auch in der Herstellung von Produktionsräumen zeigte, die das Einander-Zugewendet-Sein als Produktivkraft einschloß. Die Erinnerung an die Möglichkeit eines besseren Lebens und die Schwierigkeit, es zu erstreiten, d.h. die Erinnerung an eine bessere Zukunft, wird bleiben von Marlies – wenn wir uns erinnern.

Kornelia Hauser

Nachrichten aus dem Patriarchat

Die Quote immer wieder ...

Das Patriarchat spricht keineswegs nur durch Männermund. Wie lobt eine Journalistin eine andere Frau, von deren Qualitäten sie überzeugt zu sein scheint? Die zukünftige Leiterin der Weltkunstausstellung in Kassel sei keine »Quotilde«, sondern die Jury habe sich einstimmig für sie entschieden, weil »sie eine anerkannte Fachfrau ist« (so Marion Pietrzok im *Neuen Deutschland* vom 15.3.94).

In so wenigen Worten triumphieren eine Menge Naivität, Einverständnis mit Frauendiskriminierung und mit dem vorhandenen Patriarchat. Unausrottbar überdauert der Gedanke, daß mit der Quote die Mittelmäßigen, die Schlechten, die Unqualifizierten auf Stellen kommen, die sie nicht bewältigen, einfach auf Grund ihres Geschlechtes: Quotenfrauen. Und umgekehrt, daß Fachfrauen selbstverständlich an die ihnen gemäßen Plätze kommen, weil dies in unserer Gesellschaft so geregelt ist: Auf angemessene Leistung folgt der angemessene Lohn. Und ergänzend können wir festhalten, daß der im gleichen Artikel mitgeteilte Umstand, Catherine David sei die erste Frau, die mit der Leitung der Kunstausstellung betraut wird, schlicht darauf zurückzuführen ist, daß es bis dahin und vermutlich auch danach eben keine qualifizierten Frauen gab und geben wird. Üblicherweise erreichen nur Männer solch hohes Niveau. Wenn wir eine Gesellschaft wollen, in der die Leitungsarbeiten von den Besten erledigt werden, sollten wir auf die üblichen und gewohnten Auswahlmechanismen vertrauen.

So wenig die Journalistin von den Regelungen des Patriarchats und der nachdrücklichen Zuweisung der Geschlechter an die sehr unterschiedlichen Plätze zu ahnen scheint, so sehr schreibt sie doch in den Kategorien eben dieser Gesellschaft. Denn für mitteilenswert über eine Frau hält sie noch: »der zarten dunkelhaarigen Frau wird Sensibilität und Durchsetzungsvermögen attestiert«. Ich warte auf den Tag, an dem ähnlich über männliche Führung gesprochen wird.

Nachtrag: ständige Wiederholung macht unaufmerksam. Schon wieder, in der *FAZ* vom 29. März, wird uns eine Politikerin so vorgestellt: »Eine Quotenfrau war sie nie.« Vielleicht sollten wir eine Liste all jener Nicht-Quoten-Frauen und der ihnen attribuierten Kennzeichen anlegen, so daß wir umgekehrt auch erkennen können, was eine Quotenfrau auszeichnet. Solches kann weiteren Einblick geben in die kulturellen Muster, die das Einverständnis mit der andauernden Unterwerfung von Frauen absichern. Im obigen Fall war es die Eigenschaft, »Fachfrau« zu sein, die sie den Niederungen der Quotierung entthob; im Fall von Ruth Wagner (FDP) ist es der Umstand, daß sie sich »den Spitzenplatz redlich verdient« hat, der sie »zum einzigen Mann in der acht Mitglieder starken FDP-Fraktion« macht (die *FAZ* zitiert hier unwissentlich, oder ohne Verweis einen Ausspruch Rosa Luxemburgs über sich und Klara Zetkin, der von Franz Mehring bestätigt wurde). Vor Jahren, als die Quotenkämpfe noch heftiger tobten (wegen des SPD-Quotierungsbeschlusses 1988), war es Herta Däubler-Gmelin, die das Attest »keine Quotenfrau« erhielt, weil sie »von der Art: 'Selbst ist die Frau'« sei und den Frauen empfehle, »selbst 'Männerpolitik' zu machen« (*FAZ* v. 2.9.88).

FH

Marge Piercy

Die Stadt als Schlachtfeld: Schreiben als Waffe

Warum lesen ganz normale Menschen Romane? Die simpelste Antwort ist die treffendste: um zur nächsten Seite zu gelangen. Um zu erfahren, was als nächstes passiert und was dann danach passiert; um zu erfahren, wie alles ausgeht.

Diese Sehnsucht, in Ereignissen ein Muster zu erkennen – denn nicht alle Geschehnisse befriedigen uns auch nur annähernd, allein das »richtige« Ende, die gehörige Katastrophe, die gehörige Spannung oder die gehörige Belohnung – diese Sehnsucht macht immer noch den Hunger aus, den wir Romanen entgegenbringen. Wir sehnen uns nach Geschichten, die uns helfen, einen Sinn in unser Leben zu bringen. Wir sehnen uns danach, eine Bedeutung in all diesem Kuddelmuddel zu sehen, selbst wenn wir feststellen müssen, daß eine Gestalt vielleicht schön ist, aber nicht unbedingt tröstlich. Schließlich spendet mir die Gestalt eines Spiralnebels – wenn ich aufs Land komme und ihn überhaupt sehen kann – keinen persönlichen Trost und kein gesteigertes Selbstwertgefühl.

Wenn wir eine Geschichte lesen, wollen wir wissen, was passiert, wenn jemand sich so entscheidet und nicht anders: mit einem Wolf im Wald spricht, einen alten Mann auf der Straße nach Theben überfährt. Manchmal tritt das Muster, das ein Roman in unserem Kopf formt, unverdeckt im Buch zutage, und manchmal ist das wichtigste Muster verdeckt – die Art verborgener Mythen, denen Sandra Gilbert und Susan Gubar in *Die Wahnsinnige in der Dachkammer* in Frauenromanen des 19. Jahrhunderts auf die Spur gekommen sind. Natürlich können wir Übereinstimmungen, Gegensätze und Konflikte zwischen den verdeckten und den unverdeckten Mustern eines Romans nachempfinden.

Romane erbauen uns Alternativstädte, den Städten übergestülpt, durch deren Straßen wir gehen oder fahren. Einige dieser Papierstädte scheinen unserer eigenen nahe zu sein und wecken das Vergnügen, eine Geschichte zu lesen, die im Boston der eigenen Erinnerung spielt, oder in der Upper West Side vom Manhattan der eigenen Umgebung. Aber einige dieser Städte sind exotisch, bedrohlich, verlockend – Städte der Toten und Städte der Ungeborenen.

Da unsere Städte innere Landkarten von Erfahrungen der Abgrenzung gegen andere sind – wir gegen sie –, ist ein Roman ein Weg, uns in Städte einzuführen, in denen sich andere Menschen auskennen: Menschen, die ärmer oder reicher sind als wir; Menschen, die eine andere Sprache sprechen; Menschen, die die Welt aus anderen Kräften und anderen Bedürfnissen und anderen Wünschen erbauen; Menschen, die in Straßen wohnen, die wir fürchten oder Straßen, die uns fürchten. Der Broadway ist in Songs *eine* Straße und eine ganz andere für eine Stadtreicherin.

Als Frau erlebe ich die Stadt als Minenfeld. Ich bin immer potentielle Beute oder Zielscheibe, in jedem Fall Opfer. Die ersten Fragen, die mir immer gestellt werden, wenn mir etwas passiert, lauten: Was haben Sie da gemacht? Warum waren Sie allein? Wie waren Sie angezogen? In Teilen einiger Städte hält die Polizei nachts jede Frau an und verhört sie als Prostituierte, denn sie gehört

selbstredend nicht auf die Straße, und zwar auf Grund ihrer Biologie. Die Erwartung von Gewalt engt unser Leben ein. Wir gehen wachsam und oft rascher, als wir möchten. Wir können uns unter Umständen nicht frei umschaun oder unserer Neugier nachgeben.

Die Stadt der Alten, die nicht wohlhabend sind – der normalen Alten, die ihr Leben mit nützlicher Arbeit verbracht haben – ist ein Spinnennetz aus Gefahren, durch das die Jungen gehen, ohne sich eine Vorstellung davon zu machen.

Ein Roman kann uns ermöglichen, solche anderen Straßen und Gänge und Gäßchen zu betreten. Ein Roman kann die Städte von 1840 und 1890 wiedererbauen. Ein Roman kann uns durch Städte führen, die vielleicht im Jahre 2137 erbaut sein werden. Ein Roman kann imaginäre Städte auf Atlantis errichten, die wie buntschillernde Ölflecke auf den Seifenblasen unserer Phantasie schweben. Jene Städte der Vergangenheit und der Zukunft und des Niemals können uns auch helfen, unsere eigenen Erfahrungen mit unseren Städten zu begreifen. Eine Vergangenheit, die zu uns führt, bestätigt uns. Eine Vergangenheit, die Probleme geschaffen hat, mit denen wir zu kämpfen haben, kann uns helfen, unsere Probleme zu verstehen und zu ertragen oder in Angriff zu nehmen. Eine Zukunft, nach der wir uns sehnen, kann in uns Tatkraft wecken, die sie vielleicht herbeiführt. Eine Zukunft, die wir fürchten, kann uns Antrieb geben, sie zu verhindern.

Eigentlich haben wenige Autoren von Science-fiction oder spekulativer Literatur glaubhafte Zukunftsstädte erschaffen. Sie neigen zu vereinfachten Gesellschaftsformen (die Nach-der-globalen-Atomkatastrophe-Romane) oder sie entwerfen einen Kapitalismus, der meistens primitiver als der heutige ist, oder – Hilfe! – einen Feudalismus, wie er im Frankreich des Jahres, sagen wir 1200, existierte und fügen ein paar Laserwaffen und Raumschiffe hinzu. Samuel Delany ist einer der wenigen, der uns in Richtungen führt, die raffinierter, komplexer, wahrscheinlicher anmuten in den sexuellen Gepflogenheiten, den Familien, der Sozialisation, der Freizeit, der Arbeit, der Verteidigung, der Kabale und den Kunstformen.

Für eine wachsende Zahl von uns taugt die Stadt so, wie sie jetzt organisiert ist, nicht. Als ich *Die Frau am Abgrund der Zeit* schrieb, beschloß ich deshalb, mit der urbanen Tradition in utopischer Literatur zu brechen und eine Gesellschaft zu schildern, die sich kleiner, gleichförmiger über die Lande verteilter Einheiten bedient. Ich will damit keine Lanze für diese Einrichtung brechen; sie kam mir zupaß, um die Veränderungen in Menschen aufzuzeigen und auch bei den wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und familiären Ordnungen, die ich schildern wollte. Aber ich stehe zu meiner Behauptung, daß für die meisten Menschen das Leben in den Städten immer schwieriger wird. Meistens haben wir das Gefühl, wir können die Versorgungseinrichtungen, die wir bewohnen wie Goldfische ein kleines und vergiftetes Aquarium, nicht beeinflussen, geschweige denn kontrollieren – unsere Schulen, Straßen, Gerichte, öffentlichen Verkehrsmittel, Grünanlagen.

Die Stadt hat mich gebildet und verbildet. Meine Kindheit und Jugend in Detroit machten mich zur Romanautorin. Ich habe viele frühe Kindheitserinnerungen an meine Mutter und meinen Vater und meinen Bruder und meinen Onkel Danny, aber ich habe auch früheste Erinnerungen an Konzerngewalt gegen die

Gewerkschaften bei Ford, wo ein großer Teil der Männer aus meinem Viertel arbeitete, und an die Rassenkrawalle von Detroit. Ich war im Kindergarten, und wir bemalten Gipsreliefs von Weintrauben, als nach und nach die Mütter kamen. Alle schwarzen Kinder versammelten sich auf der einen Seite des Raumes und flüsterten, daß die Weißen Messer hätten, und alle weißen Kinder versammelten sich auf der anderen Seite des Raumes und flüsterten, daß die Schwarzen Messer hätten. Die Mütter kamen eine nach der anderen und brachten ihre Kinder nach Hause.

Ich gehörte zu den weißen Kindern, aber nicht ganz. In meiner Altersgruppe gab es nur zwei jüdische Kinder, mich und Emily, die schwarz war, und selbst noch viele Jahre später wurden wir zusammen zur Pausenaufsicht eingeteilt und bekamen die gleiche Art Rollen bei Schulaufführungen (meistens den Geschichtenerzähler, außer es gab eine orientalische Rolle, die spielte dann ich).

Was mich am meisten beeindruckte, war, daß jede Seite in verzweifelter Furcht das gleiche sagte, und daß niemand ein Messer hatte – jedenfalls nicht wir Kinder. Das nächste, was mich beeindruckte, war, ich sah mit an, wie ein Schwarzer von mehreren Weißen zusammengeschlagen wurde, und zwar auf der Tireman, die damals gerade aufhörte, eine Trennlinie zwischen den schwarzen Wohnvierteln und den weißen Arbeitervierteln zu sein. Ich erkannte ihn, wenn ich auch seinen Namen nicht wußte, da er in dem Drugstore arbeitete, in den mein Bruder mich an Sommerabenden manchmal mitnahm, um Eistüten zu kaufen. Die Weißen kannte ich nicht, und ich hatte danach Alpträume von dieser Schlägerei.

In Detroit war Gewalt an der Tagesordnung. Jedenfalls hatte ich als Kind den Eindruck außerordentlich hoher Grausamkeit von Erwachsenen gegen Erwachsene, von Erwachsenen gegen Kinder, von Kindern gegen Kinder und von Kindern gegen Tiere. Letzteres verstörte mich als Kind am meisten. Ich mochte Tiere und wäre gerne von ihnen umgeben gewesen, von Katzen und Hunden und Kaninchen und Kühen und fast allem – bis auf Tiger. Tiger mußten nicht sein.

Gleichzeitig war mein Gebiet ein funktionierendes Arbeiterviertel, was hieß, daß die Leute einander durch Not und Sorgen halfen. Die Frauen gingen den ganzen Tag lang durch die Hintertüren bei ihren Nachbarinnen ein und aus, und was man über irgendjemanden im Block nicht wußte, war einfach zu uninteressant, um es weiterzuerzählen. Jede Operation, jede Safttour, jeder verlorene Sohn, jeder Ehestreit und jeder Brief aus dem Ausland wurde am nächsten Tag bis Sonnenuntergang in den Küchen durchgesprochen. Es gab noch kein Fernsehen – nur die Familienserien der Nachbarn. Meine Mutter als talentierte Handleserin kannte außerdem noch aller Leute geheime Sorgen. Ihr wurde Klatsch zugetragen, aber sie trug ihn nie weiter. Außer zu mir.

Die Busse waren meine Lehrmittel im Fach Klassengesellschaft. Ob man nun die Joy Road- oder die Tireman-Busse nahm, in der einen Richtung führen sie ins Zentrum (wo man immer noch hinfuhr, um einzukaufen oder Amtsgänge zu erledigen, wenn man seine Hypothekenzinsen bezahlen oder die Zahlungen aufschieben mußte, wenn man angsteinflößende Dinge auf dem Rathaus zu erledigen hatte, oder wenn man den ganzen Tag lang in einer Klinik auf einen Zahnklempner warten mußte). Auf dem Weg ins Zentrum veränderten sich die

Viertel von dem rauhen, aber stabilen Arbeiterviertel wie meinem eigenen mit dem Schachbrettmuster schwarzer und weißer Blocks, den irischen und polnischen Gangs, den Schulkindern konfessioneller Privatschulen gegen die Schulkinder öffentlicher Schulen, zu immer schwärzeren Straßen und immer baufälligeren Behausungen. Nachdem der Bus den Ring zerfallender Pracht durchquert hatte – viktorianische Herrschaftshäuser, die nun Absteigen beherbergten, Tierkliniken, Chiropraktiker –, kam man in den ältesten und verwildertsten Teil von Detroit: geduckte, aneinandergeduckte, windschiefe Bruchbuden zerfallender Slums.

Nahm man den Bus in die andere Richtung, wurden die Häuser zu Einfamilienheimen. Anfangs waren das reihenweise kleine zartbunte Förmchenkuchen. Dann wurden sie, was man Kolonialstil nannte, was hieß, sie waren zweigeschossig und hatten vielleicht Säulen zu beiden Seiten der Eingangstür. Schließlich waren die Häuser aus Backsteinen. Niemand aus dem alten Ziegelstein-Reihenhaus-Osten kann verstehen, für wie gediegen Backsteinhäuser im Mittleren Westen gelten. In Backsteinhäusern wohnten die reichen Leute. Jetzt weiß ich, daß sie nicht reich waren, nur gehobene Mittelklasse. Wir alle machen um uns herum sehr feine Klassenunterschiede und sehr viel gröbere weiter weg.

Wenn man die Stadt ganz und gar verließ – was mit öffentlichen Verkehrsmitteln nicht ging –, dann fand man die Paläste derer, die von dem lebten, was uns die Atemluft verpestete.

Der Unterschied zwischen dem, was man uns in der Schule beibrachte, und dem, was ich sah, irritierte mich und ging mir unter die Haut. Meine Mutter lehrte mich, das zu achten, was in Büchern stand. Sie hatte noch nicht einmal die zehnte Klasse beendet, als sie arbeiten geschickt wurde, aber das Haus war immer voller Bücher, die sie aus der Bibliothek heimbrachte. Und doch war nichts – zum Beispiel die Beziehungen zwischen den Geschlechtern, den Rassen, den Erwachsenen und den Kindern – so, wie es sein sollte.

Was ich sah, war ein Ort, wo Menschen, die wenig genug hatten, ihre besten Kräfte darauf verwandten, einander in kleinen Gruppen zu bekämpfen. Meine Freunde waren Außenseiter. Ich wurde von den anderen Weißen ziemlich häufig verprügelt, weil ich jüdisch war. Dann kam ich nach Hause zu einem Vater, der mir sagte, ich sei nicht jüdisch, und zu einer Mutter, die wartete, bis er zur Arbeit fort war, um mir zu sagen, selbstverständlich sei ich jüdisch.

Ich hatte auch viele gute Freunde und Freundinnen, die im Knast starben, auf den Straßen, an Autounfällen, an Drogen, an verpfuschten Abtreibungen, die daran starben, daß sie mit fünfzehn schwanger waren und sturzbetrunken, als die Wehen einsetzten, die mit Anfang zwanzig und Anfang dreißig an Bluthochdruck und blutenden Magengeschwüren starben. Die Liebe, die ich bekam, hielt mich am Leben, deshalb habe ich versucht, diese Freunde und Verwandten in mir zu tragen und in meinen Arbeiten noch einmal erstehen zu lassen. All die Liebe, die ich in mich aufnahm, schulde ich nun und lasse in meinen Arbeiten all jene begrabenen Leben sprechen, die durch mich sprechen wollen. Als Herkunftsort ist Detroit eine tolle Stadt, aber sie ging recht unsanft mit den Freunden um, die sich nicht aus ihrer Klasse lösten, um ihr Glück zu machen. Ich habe das Schuldbewußtsein derer, die davongekommen sind.

Ich ging mit einem Stipendium aufs College, als erste Person in meiner Familie. Dort lernte ich, daß Politik vorbei sei und wir in einer klassenlosen Gesellschaft lebten. Ich lernte, daß Gedichte ironisch sein müssen und mehrdeutig und voll christlicher Metaphorik, und daß ein richtiger Roman ein Sittenroman ist – was heißt, er spielt sich innerhalb der Welt der Wohlhabenden ab unter Ausschluß von uns übrigen. Ich lernte, ich müsse schreiben wie ein englischer Gentleman. Ich lernte, daß ein paar irreführende Salonbolschewisten in den dreißiger Jahren mit etwas herumgespielt hatten, das sich proletarischer Roman nannte, und daß wir das nicht zu lesen brauchten. Hingegen mußten wir sehr viel Henry James lesen.

Wir lasen auch Essays und schrieben welche über die Frage, ob wahrhafte Tragödie im Zeitalter des – so die Lehrbücher – gemeinen Mannes noch möglich war oder ob nur Könige und Herzöge wahrhaft tragisch sein konnten. Offenbar war ein König wahrhaftiger als ein gewöhnlicher Bauer oder Fabrikarbeiter und litt mehr und vor allem lauter. Könige litten in Blankversen, während die Bauern in Prosa litten oder stumm im Plural. Frauen waren offenkundig eine Erfindung der Romanliteratur des 19. Jahrhunderts, da wir nichts von Frauen davor lasen. Wir lasen auch danach kaum etwas, aber es ist nicht leicht, die Romanliteratur des 19. Jahrhunderts durchzunehmen, ohne ein paar Romane von Frauen zu lesen, und Frauen neigen dazu, über Frauen zu schreiben – einer der Faktoren, die unsere Erzeugnisse trivial machten, wurde uns beigebracht.

Ich bekam ein Stipendium für die Northwestern und setzte mein Graduiertenstudium ungefähr neun Monate lang fort, aber statt in Evanston zu wohnen, wohnte ich in der Wilson Avenue in Chicago. Das war ein Viertel mit leichtem Hautgout, voller Wohnheime, alter Leute, kürzlich aus den Südstaaten Zugewanderten, Leuten, deren Muttersprache Spanisch war – sowohl Puertorikaner als auch Chicanos mexikanischer Herkunft –, voller Nightclubs und schummriger Bars und der Hochbahn, mit der ich jeden Tag ins vorstädtische, öde Evanston fuhr, wo wir uns in der nachgeahmten Gotik der Universität mit den Textvarianten von Keats »Endymion« beschäftigten. Keats war auch so ein worttrunkenes Arbeiterkind mit Lungenproblemen, und eines Nachmittags, als ich kurz davor war, der Universität für immer den Rücken zu kehren, halluzinierte ich oben auf einer Leiter zwischen den Regalen der Bibliothek ein ganzes Gespräch mit ihm über Loyalität und Zwänge.

Obwohl mir die Universität die einzige Sicherheit bot, die ich mir vorstellen konnte und die ich je gekannt habe, stellte ich fest, daß der soziale Aufstieg etwas in mir abtötete, das mir mehr wert war als meine emsige und sicherlich unentbehrliche Intelligenz. Ich wollte Schriftstellerin sein und hatte, seit ich fünfzehn war und ein eigenes Zimmer bekam, dessen Tür sich zumachen ließ, immer Gedichte und Prosa geschrieben. Ich dachte, wenn ich die Universität nicht verlasse, werde ich nie die Romane schreiben, die ich glaube, schreiben zu müssen.

Für die nächsten vier Jahre wohnte ich in der South Side von Chicago, schlug mich mit Teilzeitjobs durch und lernte völlig von vorn zu schreiben, denn ich merkte, ich mußte viel verlernen, um dahin vorzudringen, wo ich herkam. Ich werde getrieben, und eine Kraft, die mich vorwärtstreibt, ist der Befehl, daß

ich für die spreche, denen kaum jemand das Wort leiht. Die Kunst verleiht der Erfahrung Gültigkeit.

Auf dem College war mir aufgefallen, wenn Menschen wie die, mit denen ich aufgewachsen war, wenn Menschen wie ich in der Literatur, die wir lasen, vorkamen, dann verkörperten sie den Tod oder das Fleisch oder simple Volksweisheit oder simple Volksdumpfheit. Wenn Frauen in unserer Lektüre vorkamen – und fast alle Literatur des 20. Jahrhunderts war von Männern geschrieben –, dann als Objekte, die Männern Sex gewährten oder verweigerten oder Männer versorgten. Das ist alles, was wir waren, es sei denn, wir verkörperten wiederum die Sterblichkeit oder das Fleisch oder die Erde oder die Versuchung oder die Sühne oder irgendetwas, nur nicht uns selbst.

Mir wurde beigebracht – was ich übrigens immer noch ständig höre –, daß Menschen mit weniger Geld einfacher gestrickt sind als solche mit mehr Geld. Das ist ein Gedanke, den Autoren der Linken mit rechtslastigen Autoren teilen. Es herrscht die Vorstellung, daß Menschen, die ihre Empfindungen nicht mit dem Wortschatz, der Gebildeten zu Gebote steht, ausdrücken können, weniger Empfindungen haben, mit denen sich zu beschäftigen lohnt.

Die Überzeugung, daß jene, die anders reden oder anders aussehen, weniger fühlen, ist ungeheuer weit verbreitet. »Sie achten den Wert eines Menschenlebens nicht in Fernost«, sagt man und schmeißt Bomben auf sie. Oder auf Nahost. Oder Lateinamerika. Oder Afrika. Oder wo immer man Geschäftsinteressen hat. Eine der Wirkungen des Romans kann sein, die Lesenden dazu zu bewegen, sich in Menschen einzufühlen, die anders sind. Vielleicht identifizieren wir uns mit einer Person, die uns ähnelt oder der wir ähneln möchten. Als Romanschreibende können wir diese Übertragung nutzen, um Lesende dazu zu bewegen, den Sinneswandel der Romanfiguren zumindest vorübergehend zu teilen. Aber wir können die Lesenden auch dazu verführen, sich mit Personen zu identifizieren, die sie im normalen Leben ablehnen würden. Sehr wenige Menschen, die *Die Frau am Abgrund der Zeit* gelesen haben, würden sich bereitwilligst mit der Heldin unterhalten, einer Frau mexikanischer Herkunft, über vierzig, Übergewicht, gilt als durchgedreht, ist ärmlich gekleidet, und kann von Glück sagen, wenn sie von der Sozialhilfe runterkommt und irgendwo als Putze unterkommt. Noch werden viele, die *Vida* gelesen haben, je einer Frau aus dem politischen Untergrund begegnet sein, zumindest nicht bewußt.

Ich habe Städte innere Landkarten von Wir-gegen-sie-Erfahrungen genannt, und ich halte erzählende Literatur für einen Weg, Menschen dazu zu überreden, jene Grenzen der Entfremdung und des Mißtrauens zu überschreiten in das Dasein von jemand, in dessen Kopf und Körper sich eine Weile aufzuhalten erhellend sein kann. Erzählende Literatur bewirkt keine Wunder der Bekehrung, aber ich glaube schon, daß jeder weiße Leser, der genügend Zeit damit zubringt, schwarze Romane und Gedichte zu lesen, weniger dazu neigen wird, im Großen wie im Kleinen einem bequemen Rassismus zu frönen; und jeder Mann, der genügend zeitgenössische Frauenliteratur liest, wird weniger dazu neigen, sich völlige Unkenntnis von dem zu bewahren, was Frauen wollen und brauchen und nicht wollen und nicht brauchen, und was das Patriarchat uns an Blut und Kraft Tag und Nacht kostet.

Im Grunde genommen haben alle Romane eine politische Dimension. Das heißt, Romane geben in ihren Gestalten und dem, was ihnen begegnet, wie auch in der Sprache, mit der diese Gestalten – Haupt- und Nebenfiguren – begabt sind und beschrieben werden, Ideen darüber Ausdruck, was weiblich und was männlich ist, wer gut und wer böse ist, wer sein Fett abbekommt und wer's verdient, welches Verhalten auf der Seite der Engel ist, wer diese Engel sind und was sie wollen. Was ist sexuell und ökonomisch gut? Wem wird gestattet, wen wie zu bekommen? Und sind die bereit, dafür zu sterben? Sind anmaßende Frauen Heldinnen oder Hexen oder Aufsteigerinnen? Wessen Schmerz ist echter als der anderer Menschen? Was ist hübsch und was ist häßlich, und um wen sollen wir uns kümmern?

Wenn nun die dem Roman innewohnenden Vorstellungen sich mit denen decken, die der Kritiker oder der Herausgeber oder der Förderer immer wieder auf Abendgesellschaften oder Empfängen hört, dann wird er (und ich meine er) den Roman als unpolitisch einordnen. Es ist dann nur ein Roman darüber, wie die Dinge sind, also wird er nach seinem literarischen Verdienst oder seinem Unterhaltungswert rezensiert oder beurteilt. Kritiker stellen grundsätzlich den Anspruch, das Werk habe mit den Kategorien und den Vorlieben konform zu gehen, die ihnen auf ihrem College als Kennzeichen »seriöser Literatur« beigebracht worden sind und die im allgemeinen auf das Werk einiger weniger Männer zurückgehen, deren Kindheit im 19. Jahrhundert lag; oder aber sie stellen den Anspruch, das Werk habe ihre Phantasievorstellungen zu beflügeln.

Aber wenn ein Kritiker oder ein Professor oder ein Herausgeber oder ein Förderer einen Roman liest, in dem andere Maßstäbe zum Ausdruck kommen, andere Maßstäbe von falsch und richtig, von männlich oder weiblich, von den Guten und den Bösen, von den Besitzenden und den Besitzlosen in den Rubriken intelligent und anständig und liebenswert, dann sagt der Kritiker »polemisch«. Dann wird er uns erklären, daß politische Erzählungen schlechte Erzählungen sind; was heißen soll, daß Kunst nie politischen Ideen Ausdruck verleihen darf, die von denen der gegenwärtigen Machthaber abweichen. Die Vorstellung, daß Literatur keine Aufgabe in der Welt hat, sondern in einem Vakuum gelesen werden soll, ist ein Irrglaube neueren Datums. Bitte schön, setzen Sie sich zusammen mit Aristophanes, mit Euripides, mit Catull, mit Horaz, mit Alexander Pope und Dryden, mit Dickens und George Eliot und George Sand und Tolstoi, und erklären Sie denen, daß Kunst mit unseren Moralvorstellungen, unseren Machtverhältnissen und unserem Verhalten nichts zu tun hat.

In Wahrheit verändert jedes Kunstwerk unsere Welt ein ganz klein bißchen, einfach weil es Ressourcen aufbraucht. Bäume sterben, damit ein Buch leben kann, und es wird denen, die es lesen, Zeit wegnehmen. Jedes Kunstwerk besitzt eine winzig kleine Befähigung, uns anzurühren und unsere Gefühls- und Geisteswelt zu beeinflussen. Es beansprucht unser Denken und unsere Aufmerksamkeit und verändert sie auf dem Weg in unser Gedächtnis. In dieser Hinsicht sind Romane wie Träume. Wenn wir uns an sie erinnern und manchmal sogar, wenn nicht, werden sie uns – obwohl sie nie tatsächlich geschehen sind – beeinflussen in unseren Erwartungshaltungen, ja sogar in dem, wonach wir uns sehnen oder wovor uns graut und was wir fürchten.

In einer Gesellschaft mit sozialer Schichtung ist fast alle urbane Literatur politisch und moralisch engagiert, ob das nun von den Schreibenden so wahrgenommen wird oder nicht: Es wird so von den Lesenden wahrgenommen, die es bestätigt und den Lesenden, die es vor den Kopf stößt. Daß ich von den Wirkungen spreche, die Romane auf uns haben, und davon, wozu sie taugen, heißt nicht, daß ich der Ansicht bin, ein Roman sollte nach irgendwelchen Nützlichkeitskriterien bewertet werden. Kunst ist nur zum Teil rational. Sie erreicht alle Ebenen unseres Gehirns und beeinflusst uns durch Klänge und Stille, durch Identifizierung und Metaphorik, durch Rhythmen und Magnetismus. Doch als Schreibende und Lesende machen uns die Romane, die wir lesen, mehr oder weniger empfänglich füreinander. Sie geben uns Vorstellungen davon, wie wir Liebe und Haß, Gewalt und Frieden, Geburt und Tod erleben könnten. Sie beeinflussen bis in Tiefen hinein unsere Vorstellung vom Wunschziel unserer Liebe und unsere Vorstellung, was uns im Bett gefällt und was wir für andere im Bett in Ordnung finden. Sie helfen uns zu entscheiden, was nun der Krieg ist – eine grauenvolle Hölle oder eine notwendige männliche Reifeerfahrung in einer lustigen Bezugsgruppe – und so, ob wir uns einziehen lassen, um in einem zu kämpfen. Sie bestimmen unsere Vorstellung, ob Vergewaltigung eine verheerende Gewalterfahrung ist, als würde man von einem fahrerflüchtigen Laster angefahren, oder eine pikante Eskapade, nach der es alle Frauen gemeinhin verlangt. Romane geben uns eine Vorstellung, wie schamlos wir zueinander sein dürfen. Sie beeinflussen unsere Tagträume und Phantasievorstellungen und deshalb das, was unserer Meinung nach andere Menschen uns bieten oder vorenthalten.

Wenn zerstückelte Frauenleichen dekorativ benutzt werden als Teil einer Ästhetik seelenruhiger Grausamkeit, die bezeichnend ist für ein Großteil amerikanischer Erzählkunst, dann ist etwas im Herzen dieser Erzählkunst zutiefst faul. Es stinkt.

Was ich so satt habe, ist die Vorspiegelung, wenn wir schreiben und wenn wir veröffentlichen, dann verstünden wir nicht, was wir tun, was wir für und gegen andere sagen, die wie wir sind oder anders als wir, in ähnliche oder unähnliche Körper gehüllt und besser oder schlechter ausgestattet, als wir es sind oder zu sein hoffen. Ich glaube, wir sind haftbar für das, was wir schreiben, ebenso wie für das, was wir zu Menschen sagen, denen wir auf der Straße begegnen. Wir haben teil an den Kriegen unserer brutalen Zeit, ob wir nun gerne – wie ich bestimmt – in weniger interessanten Zeiten gelebt hätten oder nicht. Wir sind verantwortlich für unsere Entscheidungen, genau wie Klempner und Politiker und Bürokraten, und unsere Romane verkörpern unsere Werte und unsere Entscheidungen.

Aus dem Amerikanischen von Heidi Zerning

Teresa Brennan

Arbeitskraft und Natur als Reproduktionskosten

Obwohl ein Blick auf die Kapitelüberschriften im *Kapital* deutlich macht¹, wie sehr die Frage der Zeit Marx beschäftigt hat, wurde die zeitliche Dimension in seiner Werttheorie vernachlässigt und von ihm selbst verundeutlicht, indem er die subjektive menschliche Arbeitskraft als den entscheidenden Faktor für den Profit herausstellte. Ich werde versuchen, die Werttheorie ohne diesen subjektiven Einschlag zu benutzen und zeigen, daß sie auf diese Weise zu einer Theorie von Zeit und Geschwindigkeit wird, in der die Zeit zugunsten der Entfernung dadurch komprimiert wird, daß Natur in den Fixpunkten der Waren gebunden wird. Liest man sie so, zeigt die Marxsche Werttheorie auch die Abhängigkeit des Profits von jenen Fixpunkten der Waren, die sich auf Kosten der Natur vermehren.

Warum aber die Arbeitswerttheorie? Sie ist der am wenigsten benutzte und vielleicht meistkritisierte Aspekt des Marxschen Werks; gleichwohl bleibt sie einzigartig in ihrer Betonung des »Doppelcharakters der Ware«. ² Eine Ware wird immer für den Tausch produziert und hat einen Tauschwert. Sie hat aber auch und stets Gebrauchswert, und es kann keinen Gebrauchswert geben ohne Natur oder Naturgrundlage. Weil Marx den Doppelcharakter der Ware betonte, kann die Arbeitswerttheorie zu einer Theorie werden, deren Hauptwiderspruch zwischen der natürlichen Energie und der Zeit oder Geschwindigkeit des Austauschs besteht. Marx sah jedoch diesen Grundwiderspruch als einen zwischen Arbeitskraft und Technologie, indem allein die Arbeitskraft Wert zusetzt, der Wert aber notwendigerweise geringer wird, je mehr für die Technologie ausgegeben wird. Die Technologie setzt selbst keinen Wert zu, doch muß für sie mehr ausgegeben werden, damit das Kapital in der schnellstmöglichen Zeit produzieren und somit konkurrieren kann. Begrenzt blieb das Verständnis dieses Widerspruchs wegen der subjektzentrierten Perspektive von Marx, die sich speziell der Arbeit zuwandte: Die Arbeit war das Subjekt, die Natur wurde in die Objektsphäre verwiesen. ³ Wird aber gezeigt, daß die Natur oder bestimmte Naturkräfte eine energetische Eigenschaft mit der Arbeitskraft gemein haben, hat der »Grundwiderspruch« größere Erklärungskraft. Die Natur ist die Quelle allen Wertes und letztlich aller Energie, doch ist es die dem Kapital innewohnende Dynamik, diesen Wert und diese Energie zu vermindern zugunsten von Zeit und Technologie.

Wenn diese These stimmt, dann hat sie nicht allein Implikationen für die Umwelt, sondern auch dafür, wie der Zugang zu vielen Standardproblemen im marxistischen Denken reformuliert werden könnte: sie betrifft die Reproduktion der Arbeit, mithin Frauen, Rasse und Klasse; sie betrifft auch den Staat. An dieser Stelle will ich nicht bei Marx' eigenen Texten verweilen oder bei den darin enthaltenen Momenten, die eine Lektüre der Werttheorie ohne die Subjekt-Objekt-Unterscheidung bestärken. Ich will statt dessen zusammenfassend darlegen, wie die Werttheorie ohne das Subjekt als Herrn über eine Welt von Objekten aussehen

könnte und dann übergehen zu einigen Implikationen für Frauen und Reproduktion. Die Klassenfrage behandle ich nicht an dieser Stelle, aber in dem Kapitel des Buches, dem dieser Auszug entnommen ist (Brennan 1993, Kap. 4).

Energie und Zeit

Die Arbeitskraft ist, wie es im *Kapital* ganz präzise heißt, »auf einen menschlichen Organismus durch Nährstoff übertragene Energie«⁴; Nährstoff wiederum wird durch andere Naturquellen und die sozial gerichtete Energie von Menschen (gewöhnlich Frauen) produziert. Wie die Arbeitskraft, so sind auch die Naturquellen und -kräfte Waren, die Energie freisetzen und zusetzen können. Wie die Arbeitskraft haben auch sie eine bestimmte natürliche Reproduktionszeit, was soviel heißt, als daß der Wert, den sie in der Produktion zusetzen, potentiell größer sein kann als ihre Reproduktionszeit. Wie die Arbeitskraft können sie im Produktionsprozeß mehr oder weniger Energie zusetzen. Natürlich müssen wir diese Naturquellen und -kräfte danach unterscheiden, a) welche und wieviel Energie sie erzeugen und b) was es kostet, sie zu gewinnen, und zwar im Verhältnis zueinander und im Verhältnis zur Arbeitskraft.

Indem nun Marx von einer Subjekt/Objekt-Welt ausgeht, in der alle Dinge, sowohl Kunstprodukte wie Natursubstanzen, bereits Waren sind, Objekte für den Konsum eines Subjekts, kann er zu der Annahme kommen, der einzige neue, im (industriellen) Produktionsprozeß zugesetzte substantielle Wert sei die durch die Arbeit im Produkt neu vergegenständlichte *Energie*. Wenn aber die Arbeitskraft als Energiequelle, als eine bestimmte Form aller möglichen natürlichen Energiequellen behandelt wird, wenn man den Gegensatz von subjektiven und objektiven Faktoren durch einen Gegensatz von lebendiger Natur und warenförmiger, toter ersetzt, dann läßt die Logik der Werttheorie sich ausweiten. Wir können an der Logik festhalten, die Marx dazu führte, das Kapital in zwei Bestandteile zu zerlegen: in konstantes und variables Kapital. Wir können sogar sagen, das variable, nicht das konstante Kapital sei die Quelle des Mehrwerts. Wir können daraus auch ableiten, daß der extrahierte Mehrwert um so geringer ist, je größer der Vorschuß an konstantem im Gegensatz zum variablen Kapital ist. Wir können weiterhin daraus ableiten, daß der Imperativ, in der kürzestmöglichen Zeit mehr zu produzieren, zu einem größeren Vorschuß an konstantem Kapital führen wird. Die Modifikation, die wir vornehmen werden, besteht jedoch in der Annahme, daß alle natürlichen Energiequellen, die in die Produktion eingehen, als variables Kapital und als Quellen des Mehrwerts behandelt werden sollten und manche von ihnen durch andere ersetzt werden können. Die Logik dieser Substitution wird die Arbeitskraft mit einschließen. Wenn eine andere Natursubstanz das, was die Arbeitskraft liefert, auch liefern kann, dann zählt auch sie als variables Kapital.

Wenn alle in die Produktion eingehenden Energiequellen Wert zusetzen, wird die Tendenz zum Fall der Profitrate aufgehoben. Sie wird nur da fallen, wo das konstante Kapital in bezug auf die Arbeitskraft insofern wirklich »fixiert« ist, als keine andere Naturkraft, als konstantes Kapital verkleidet, in der Produktion figuriert. Verkleidet wird dies schon durch das ursprüngliche Begriffsinstrumen-

tarium von Marx. Wie seine Definition der »objektiven Faktoren« die Natur und die Technologie außer acht ließ, so läßt auch die Definition des »zirkulierenden Kapitals« technologische und natürliche Formen von Energie außer acht. Unsere Neudefinition von variablem Kapital umfaßt auch die natürlichen Energiequellen, die im Begriff des zirkulierenden Kapitals begrifflich 'eingeschlossen' worden sind.

Die Bedeutung, die dem zirkulierenden Kapital in der heutigen Epoche zukommt, ist von der marxistischen politischen Ökonomie anerkannt; für Mandel (1972) ist es möglicherweise der wichtigste Faktor wegen seiner zunehmenden Reichweite und Geschwindigkeit. Meine Relektüre der Werttheorie wird dieses Phänomen als eines erklären, das grundlegend und nicht zufällig ist: Geschwindigkeit und Reichweite der Zirkulation sind mitentscheidend dafür, wie Mehrwert abgeschöpft und Profit gemacht wird.

Das Substitutionsgesetz

Wir können den Prozeß, durch den eine Energiequelle durch eine andere ersetzt wird, als ein Substitutionsgesetz formulieren, demzufolge das Kapital bei Gleichheit aller anderen Faktoren die billigste Form von Energie nehmen wird, die geeignet ist, die Produktion einer Ware auf dem vorherrschenden Wettbewerbsniveau aufrechtzuerhalten. Viele dieser Formen von Energie werden veredelt; sie werden – einmal oder öfter – aus ihrem natürlichen Zustand entfernt. Dies heißt jedoch nicht, daß sie keinen Wert mehr haben. Sie haben nur dann keinen Wert mehr, wenn ihre Fähigkeit, Energie zuzusetzen, erschöpft ist. Bis dahin kann ihr Wert gesteigert werden, weil andere Energieformen (darunter die Arbeitskraft) mit ihnen kombiniert werden – obwohl diese Kombination auch Energiequellen insgesamt verringern kann, besonders wenn ihre Reproduktion ignoriert wird. Die Reproduktion wird, wann immer möglich, vernachlässigt.

In der Tat wurde eine ähnliche Annahme in bezug auf die Substitution von Marx getroffen, als er die verschiedenen Metamorphosen von Arbeitskraft als Ware erörterte. Das Kapital würde, wie er behauptete, nicht zögern, den Lohn soweit wie möglich zu drücken (und die »gesellschaftlich notwendige Arbeit« als Minimum festhalten) oder Arbeitskraft aus einer anderen Quelle einzuführen (d.h. sie zu ersetzen). Deshalb nahm Marx an, die Notwendigkeit der Abschöpfung von Mehrwert könne zur Verelendung der Arbeiterklasse führen. Weil die organische Zusammensetzung des Kapitals sich verändert und ein größerer Vorschuß von konstantem Kapital einen entsprechend geringeren Aufwand von variablem Kapital bedeutet, nahm er an, daß es möglicherweise nur einen Weg gibt, Profit zu machen und den Mehrwert zu steigern, nämlich die Löhne dermaßen niedrig zu halten, daß das Subsistenzniveau sich dem Überlebensniveau annähert. Vorteilhaft für das Kapital wird damit auch eine industrielle Reservearmee (die Arbeitslosen und das berühmte *Lumpenproletariat*), deren Existenz allein schon eine Möglichkeit ist, den Preis der Arbeitskraft niedrig zu halten: Sie schwächt die Verhandlungsmacht der Arbeiterklasse.

Wenn nun bestimmte Naturkräfte, die in der industriellen Produktionssphäre Wert zusetzen können, untereinander austauschbar sind, dann erweitert sich das

Spektrum billiger Optionen für das Kapital erheblich. Es hat nicht nur die Marx'sche »Reservearmee« in der Hinterhand, sondern auch Heideggers »Bestand«⁵ der Natur. Wenn eine Energiequelle an die Stelle der Arbeit treten kann, und zwar billiger, wird man sich für diese Energiequelle entscheiden. Solche Energiequellen können jede Verelendungstendenz der Arbeiterklasse aufheben, soweit sie selbst an die Stelle von Arbeit treten können. Ich sage »soweit«, denn während die Verelendung der Arbeiterklasse in den kapitalistischen Kernländern nicht in der von Marx vorhergesagten Weise eingetreten ist, kam es im globalen Kontext sehr wohl dazu.

Die Effekte des Substitutionsgesetzes ähneln hier denen, die durch den Imperialismus produziert wurden, einschließlich der Bildung einer Arbeiteraristokratie. Als Lenin im Anschluß an Marx und Engels argumentierte, daß eine Arbeiteraristokratie, ein wohlhabenderes Segment der Arbeiterklasse, national und international durch die Ausbeutung anderer Teile jener Klasse gebildet werden könne, wandte er seine Aufmerksamkeit der Frage zu, wie es möglich war, daß die Rate der Mehrwertabschöpfung in einem Teil des Arbeitsmarktes geringer sein konnte, wenn sie anderswo höher lag. Wir können nun sehen, wie sich ein ähnlicher »Gewinn« für Teile des Arbeitsmarktes dadurch erzielen läßt, daß die Rate der Mehrwertabschöpfung von anderen Naturgegenständen gesteigert wird. Um das berühmte Marx'sche Leinwand-Beispiel aus dem 19. Jahrhundert am Ausgang des 20. noch einmal aufzugreifen: Natürliche Textilien kosten mehr als synthetische, deren Rohstoffe schneller »reproduziert« werden können, es sei denn, die Rohstoffe werden ebenso wie die Textilien in »kostengünstigen«, arbeitsintensiven Zentren reproduziert und produziert, in denen die Kosten der Arbeitskraft so niedrig sind, daß die Textilien international konkurrenzfähig sind (*100 % Cotton: Made in India*).⁶

Unter bestimmten Umständen könnte das Kapital, auch von seinem völlig skrupellosen Standpunkt, durchaus ein Interesse an der Reproduktion der Naturkräfte und der ihnen zugrundeliegenden Substanzen haben, aber es wird nur insoweit daran interessiert sein, als (1) die Substitution dieser Quellen eine auf Dauer billigere Möglichkeit bietet und (2) diese Quellen nicht zu ersetzen sind. Wenn das Kapital sich für die Fähigkeit der Arbeitskraft zum Lohnkampf durchaus interessieren mußte, so muß der die Naturkräfte betreffende Widerstand das Kapital nur dann interessieren, wenn diese Sprecher finden. Unnötig zu sagen, daß Naturkräfte, -substanzen und nicht-menschliche Wesen nicht gewerkschaftlich organisiert sind, daß sie von niemandem vertreten werden und daß deshalb normalerweise niemand für sie spricht. Es ist eine Ironie, daß die Avantgarde diesbezüglich davon abhält, im Interesse des anderen zu sprechen.⁷

Das Tempo der Aneignung

Nach dieser Analyse muß die Produktion, um im Wettbewerb zu bleiben, die Materialisierung von Energie beschleunigen, also den durch Natursubstanzen in der Produktion zugesetzten Wert und damit die Mehrwertrate steigern. Während diese Beschleunigung den Gebrauchswert insgesamt auf lange Sicht mindert, wirkt sie offenbar auf kurze Frist unwiderstehlich. Wir müssen uns aber ansehen,

wie sie funktioniert. Es gibt dafür zwei Möglichkeiten. Die eine besteht darin, eine Naturkraft oder -quelle ihre Form behalten zu lassen, aber ihre Reproduktion zu beschleunigen; die andere darin, ihre Verwandlung in Energie durch Veränderung ihrer Form zu beschleunigen. Der Reihe nach und im einzelnen:

1. Wenn wir alle Naturkräfte, die Energie materialisieren können, oder Waren, die auf natürlichem Wege (landwirtschaftlich) produziert werden, als variables Kapital behandeln, bestünde das Problem offenbar nicht darin, daß den Natursubstanzen die »spezifische« Qualität von Arbeit (Energie zu materialisieren und dadurch den Wert zu steigern) fehlt, sondern darin, daß sie nicht nach der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit gemessen werden können, die beispielsweise für eine Pflanze notwendig ist, um eine Tomate zu produzieren. Dies ist, wie schon bemerkt, ein Problem insbesondere des landwirtschaftlichen Kapitals, da landwirtschaftliche Waren in höherem Maße gezwungen sind, ihre Form zu behalten. Aber es ist kein unüberwindliches Problem.

Es ist daran zu erinnern, daß der Begriff der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit auf dem durchschnittlichen Zeitaufwand basiert, der nötig ist, um einen bestimmten Gegenstand bei einem bestimmten Stand der Technologie zu produzieren. Nun läßt sich der durchschnittliche Zeitaufwand, in dem eine Tomatenpflanze eine Tomate produziert, in der Tat mit einiger Genauigkeit kalkulieren. Der tatsächliche Punkt ist der, daß die Technologie der Pflanze festgelegt *scheint, oder besser schien*. Eine der wichtigsten historischen Beschränkungen, denen der Autor des *Kapital* unterlag, war die Annahme, daß die Reproduktionszeit von Natursubstanzen sich nicht beschleunigen läßt; d.h. daß sich das innere Funktionieren der Tomatenpflanze nicht regulieren oder kontrollieren läßt. Es liegt nun historisch auf der Hand, daß dem nicht so ist und daß das Kapital in der Tat gesellschaftliche Möglichkeiten gefunden hat, verschiedene Formen der natürlichen Reproduktion zu beschleunigen.

Die Beschleunigung der Naturprodukte, die ihre Form behalten müssen, um als landwirtschaftliche Waren zu dienen, erfolgt durch Regulierung ihrer Produktionsbedingungen. Diese Waren sind im allgemeinen Tiere, tierische Produkte, Bäume, Pflanzen und deren Produkte. Wir haben es geschafft, Schweine ohne Füße zu züchten. Sie liegen auf Regalen, um die Mast zu beschleunigen, die sie zu Schweinefleisch macht; die Kühe sind als nächste an der Reihe, und auch flügellose Hühner stehen bereits an. »Man hat moderne Truthähne mit so riesigen Brüsten gezüchtet, daß es ihnen unmöglich ist, sich zu paaren ...« (Raines 1991, 341)

Es gibt an dieser Stelle keinen Zweifel über das Motiv, nicht einmal die Fassade eines gelehrten Palavers über die hehren Ziele der Wissenschaft. Es ist einfach so, daß »ein kluger Farmer kein neues Tier oder irgendeinen anderen Artikel kaufen wird, wenn es den Profit nicht steigert. Genau darauf sind transgenetische Züchtungen angelegt« (ebd., 342). Die Hühner legen unter Batterielampen schon ein Mehrfaches der natürlichen Anzahl von Eiern; das Milchaufkommen der Kühe wird künstlich erhöht; und die Tomaten werden wie so vieles andere in künstlich fruchtbar gemachte Böden gepflanzt, d.h. die Zeit des Brachliegens wird übersprungen. Die Pflanzen werden zu diesem Zweck selbst neuen genetischen Kombinationen unterworfen, die die Steigerung ihrer Reproduktionsrate gewährleistet.

Bezahlt wird die Beschleunigung mit der Produktivität insgesamt und folglich mit dem langfristigen Gesamtprofit. Der Profit dürfte langfristig in dem Maße zurückgehen, in dem die Waren substanzloser werden. Man nehme die phantastische amerikanische Riesenerdbeere. Sie ist der Größe wegen genetisch neu zusammengesetzt, auf minderwertigem Boden gewachsen, sieht großartig aus und schmeckt – nach nichts. Mittelfristig ist sogar ihr komparativer Preis gesunken. Sie ist eine symptomatisch postmoderne Ware: sieht prima aus, hat aber buchstäblich weniger Substanz und folglich weniger Wert. Nichtsdestoweniger stieg ihr Preis kurzfristig mit der Geschwindigkeit ihrer trügerisch verlockenden Produktion.

(2) Evident ist der kurzfristige Gewinn und das langfristige Absinken von Produktivität und Profit auch bei der zweiten Beschleunigungsmöglichkeit, die für die industrielle Produktion charakteristisch ist: die Form der Naturkräfte und -quellen unwiderruflich zu verändern. Evident freilich bei noch weiter gesteigertem Tempo. Die Form einer Naturkraft oder -quelle zu verändern, kann gewaltsame Konversionen beinhalten, durch die zum Beispiel Kohle in Elektrizität verwandelt wird oder natürlich auftretende organische Verbindungen unter künstlichen Bedingungen reproduziert bzw. chemisch neu zusammengesetzt werden, um von Plastik bis FCKW alles mögliche herzustellen.

Die Pointe dieser Argumentation liegt darin, daß die Reproduktionszeit, oder der wirkliche Wert, vernachlässigt wird, je mehr die industrielle Produktion zentralisiert wird. Die Vernachlässigung der Reproduktionskosten ist in der Tat die Kehrseite der Zentralisation.⁸ Nicht nur, daß die Zentralisation quantitativ, dem Gebrauchswert nach von der Natur mehr verlangt, als sie zurückgeben kann, um zusätzlich zu den für die lokale Produktion wichtigen Apparaten einen politischen, juristischen und Verteilungs-Apparat aufrechtzuerhalten. Die Wege der Zentralisation sind zugleich auch die jeder erweiterten Aneignung. In gewisser Hinsicht wurde dies von Marx antizipiert:

»Je weniger das Capital fixe unmittelbar Früchte bringt, in den unmittelbaren Produktionsprozeß eingreift, desto größer muß diese relative Surpluspopulation und Surplusproduktion sein; also mehr, um Eisenbahnen zu bauen, Kanäle, Wasserleitungen, Telegraphen etc., als um direkt in dem unmittelbaren Produktionsprozeß tätige Maschinerie.« (Grundrisse, MEW 42, 603)

Natürlich kann Energie, die von ihrem natürlichen Ursprung abgeschnitten ist, nicht wieder die natürliche Energie hervorbringen, die ihre Entstehung ermöglichte. Da jedoch immer mehr Natursubstanzen diese Form annehmen und in fixem Kapital gebunden sind, benötigen sie immer mehr Nachschub an äußerer Energie, um weiter produzieren zu können, auf Grund der offensichtlichen Tatsache, daß sie den quantitativen Naturbestand insgesamt vermindern und keine eigene regenerierungsfähige Energie besitzen. Da jedoch der Kapitalismus den Bestand an Natursubstanzen verringert, vermindert er nicht nur den Nährstoff – eine Quelle von Energie –, er beschneidet auch anderen natürlichen Energiequellen die Bedingungen, sich zu regenerieren. Er muß die agrarische Produktion deshalb beschleunigen. Die Beschleunigung der Agrikultur geht wiederum in das Tempo der Aneignung durch die Konsumtion ein, die – wie auch die Industrieproduktion – von ausgedehnten Verteilungsnetzen abhängig ist. In der Tat sind die zwei Formen der Beschleunigung an dieser Stelle miteinander

verknüpft. Mehr aneignen bei größerer Produktionsgeschwindigkeit heißt mehr verteilen und mehr konsumieren. Dies zwingt die Landwirtschaft zu einer Produktionsrate, die anderen Aspekten von Produktion und Distribution vergleichbar ist. Da die verfügbaren Energiequellen sowohl in der Landwirtschaft wie in der Industrie zurückgegangen sind, muß das Kapital Wege schaffen, um traditionelle Energiequellen aus größerer Entfernung herbeizuschaffen, oder es muß in eins damit neue Energiequellen schaffen – von der Elektrizität über die Chemie bis hin zur »Atomkraft«. Wenn aber die Logik der Konsumtion für die Produktion hier zutrifft, dann müßte auch »Atomkraft« irgend etwas erschöpfen. Aber was?

Dies beiseitegelassen: Die Reproduktion von Natursubstanzen und Energiequellen folgt einem natürlichen Zyklus, der einen gewissen Zeitaufwand in Anspruch nimmt. Der hyperaktive Rhythmus des Kapitalismus besagt andererseits, daß die Umwandlung von Substanzen in Energie zu einer weiteren Umwandlung von bereits umgewandelten Substanzen in andere Energieformen führt, die immer mehr zur Energiebasis überhaupt werden – mit wahnsinnigen Folgen für die Umwelt. Nun sollte zur Genüge klar sein, was die konsumtive Produktionsweise oder »das Kapital«, wie wir es einstweilen weiter nennen wollen, eigentlich ist: kurzfristige Profitabilität beruht auf einer zunehmenden Schuld gegenüber der Natur, einer Schuld, deren Fälligkeit immer weiter hinausgeschoben werden muß, auch um den Preis des Überlebens. Tatsächlich könnten wir mit Keynes sagen: »Auf lange Sicht sind wir alle tot ...«

Was Marx alles in allem klar gesehen hat, war der Widerspruch, der dem Kapital als Produktionsweise innewohnt. Er betrachtete ihn als einen von Arbeit und Technologie oder, wie er es definierte, von konstantem und variablem Kapital, wobei sich das erstere, um das Tempo zu halten, auf Kosten des Energie-Inputs der Arbeit ausdehnen muß. Der Widerspruch ist nun in der vorliegenden Darstellung reformuliert, obwohl sich seine Bezugsgrößen verändert haben. Oder besser, seine Bezugsgrößen sind ihrer Erscheinungsformen entkleidet worden, so daß der Widerspruch als das erscheint, was er seinem Wesen nach ist: einer zwischen substantieller Energie und künstlicher Geschwindigkeit.

Wie der Raum die Zeit ersetzt

Der Widerspruch von Energie und Geschwindigkeit ist aber nicht etwa ein einfacher Widerspruch. Es geht um die Formen der Zeit: um die generative Zeit der natürlichen Reproduktion und um die künstliche Zeit des kurzfristigen Profits, die Geschwindigkeit. Die Geschwindigkeit ist, wie schon angedeutet, gleichermaßen räumlich wie zeitlich zu messen. Sie impliziert eine lineare Zeitachse und die seitliche Achse des Raums. In diesem Abschnitt will ich zunächst deutlich machen, wie die künstliche Raum-Zeit der Geschwindigkeit (Raum in kurzer Zeit) an die Stelle der Wachstumszeit tritt. In dem Maße nämlich, wie der fortgesetzte Profit des Kapitals immer mehr auf der Geschwindigkeit der Aneignung beruhen muß, muß es weiter zentralisieren, über weitere Entfernung verfügen, und in dieser Hinsicht *muß* der Raum an die Stelle der natürlichen, generativen Zeit treten.⁹

Die generative Zeit leidet natürlich darunter, daß das Kapital die Produktion aller Waren, auch der naturförmigen oder agrarischen, unausweichlich zu beschleunigen tendiert. Auch wenn es in der Landwirtschaft entgegenwirkende Tendenzen gibt, und dazu die bloße Existenz der Arbeitskraft bei knappen oder offenbar nicht ersetzbaren Energiequellen, wird sich der Imperativ der Geschwindigkeit, wann immer dies möglich ist, darüber hinwegsetzen. Da sich das Kapital beschleunigt, wird es natürlich auch die Bedingungen der spezifischen oder gesamten natürlichen Reproduktion von Agrikultur- und Naturprodukten einschränken oder verschlechtern. Aber nicht nur auf diesem Weg wird die generative Zeit durch den kurzfristigen Profit übersprungen. Wie ich in bezug auf fixes und konstantes Kapital angedeutet habe, wird das Kapital auch immer mehr lebendige Energie in Formen binden, die sich nicht selbst reproduzieren können. Diese fixierten oder gebundenen Waren lassen sich entweder überhaupt nicht wiederverwerten oder sind insofern nicht mehr auf der Höhe der Zeit, als sie sich nur in einer Geschwindigkeit wiederverwerten lassen, die weit niedriger liegt als bei anderen biosphärischen Zutaten. Die Produktion dieser Art von Waren ist das Herz der industriellen Produktion, und dieses Industrieherz hat einen zeitlichen Pulsschlag: den des unmittelbaren Nutzens, einen Puls, der von Minute zu Minute schneller geht. Die Substanzen in so gebundenen Waren werden vom generativen Prozeß des natürlichen Austauschs permanent abgeschnitten und zugleich in ihren neu erworbenen, vergegenständlichten oder gebundenen Formen in den Prozeß des Warentauschs eingegliedert. Natürlich betrifft dies bestimmte Substanzen mehr als andere; die Bäume verlieren dabei mehr als Felsen oder Gestein.

Was aber jene Naturgegenstände an Fähigkeit einbüßen, weiterzuleben, sich über Generationen hinweg zu reproduzieren, das gewinnen sie an Mobilität. Gewiß kein großer Gewinn für sie, aber ein großer Gewinn für das Kapital, das von allen Waren offenbar Beweglichkeit verlangt. Darüber hinaus kann man in der Produktion nicht mehr Produkte konsumieren, sofern es nicht außerhalb der Produktion einen Markt für diese Waren gibt. Damit müssen beide Konsumtionsprozesse beschleunigt werden. Je unmittelbarer ein Produkt zu konsumieren ist, desto größer sein Gebrauchswert. Noch einmal: das leicht konsumierbare Produkt ist das beweglichste, impliziert mithin den geringsten Energieaufwand in der Konsumtion (eine Geschirrspülmaschine hat mehr Wert als ein Bottich und unendlich mehr als ein Fluß; ein Mikrowellengericht kostet mehr als die gleichen Zutaten, wenn man sie einzeln heranschafft und vorbereitet). Mehr Zeit und Energie sind nötig, um die Produkte zu produzieren, und machen sie beweglich; weniger Energie dagegen, um sie zu konsumieren, vor allem dann, wenn sie zu mir kommen, und zwar so schnell wie möglich.

Kurz, von besagten Schweinen und dergleichen abgesehen, können Waren nur in beweglicher Form zu Märkte gehen, und das bedeutet, sie müssen den Bedingungen, unter denen sie sich selbst reproduzieren können, entrückt, d.h. fortbewegt werden. Die Ausnahmen sind in dieser Hinsicht Tiere und Arbeitskraft. Wie ich bemerkt habe, gehört es zu den spezifischen Merkmalen der Ware Arbeitskraft, daß sie aus eigenem Antrieb beweglich ist. Nicht nur das, sondern die Arbeitskraft kann wie andere Tiere auch beweglich sein, ohne ihre Reproduktionsfähigkeit einzubüßen. Außer Menschen und Tieren kann sich jedoch keine

andere Natursubstanz selbst reproduzieren, wenn sie entwurzelt oder, allgemeiner gesagt, aus der Erde entfernt wird. Aber die Zentralisation verlangt Beweglichkeit und damit Entwurzelung, und zwar je schneller die Produktion wird und je mehr der Einzugsbereich der zentralisierten Produktion sich ausdehnt. Dies müßte bedeuten, daß die Beweglichkeit der Arbeitskraft – bis und falls irgendetwas kostengünstig an ihre Stelle tritt – immer wichtiger wird, sowohl in ihrer Eigenschaft als Ware, die ihre Transportkosten selbst trägt, als auch der Rolle wegen, die sie dabei spielt, die Dinge ringsum zu verlagern. Und der Einzugsbereich der Zentralisation muß sich ausweiten, weil davon das Ausmaß der Aneignung abhängt.

Um die Aneignung auszuweiten, braucht man zunächst Transportmittel: Entweder, damit einem die gewünschten Güter gebracht werden, oder um selbst zu ihnen zu gelangen. Die Aneignung auszuweiten, um mehr Güter im Produktionsprozeß zu konsumieren, zieht automatisch zweierlei nach sich. Das erste ist eine Veränderung im Maßstab der Produktion. Die Produktion hört mehr oder weniger auf, lokal zu sein, und das heißt, die konsumtiven Produzenten verlieren zunehmend die Quelle des Werts aus den Augen, und zwar im Blick auf die Zeit der natürlichen Reproduktion (vgl. Shiva 1988). Die zweite Konsequenz der Ausweitung der Aneignungsmittel ist die, daß die Geschwindigkeit, in der die Güter an den Ort der Produktion gelangen, ebenfalls zunimmt. Auf diese Weise funktioniert das Kapital gemäß seinem eigenen phantasmatischen Gesetz der Geschwindigkeit. Oder vielmehr, es ist dies der Funktionsmechanismus des Prozesses, den wir jetzt umbenennen in zentralisierte Konsumtion, eines Prozesses, dessen gierigstes und leistungsfähigstes Exemplar das Kapital ist. Je mehr die Dinge aus ihrer lokalen Umgebung herbeigeschafft und zusammengebracht werden, um so mehr Verbindungsnetze werden nötig, um sie an den Ort der Konsumtion zu bringen. Je mehr sie auf den Wegen der zentralisierten Konsumtion zusammengebracht werden, desto mehr werden sie aus ihrer lokalen Umgebung entfernt. Je mehr sie daraus entfernt werden, um so weniger können sie sich reproduzieren. Je weniger sie sich reproduzieren, desto weniger werden sie. Je weniger sie werden, desto mehr Ersatz muß für sie gefunden werden. Je mehr Ersatz gefunden werden muß, desto größer die Zentralisation, die notwendig wird, um sie zu finden und herbeizuschaffen.

Die räumliche Zentralisation schafft mit anderen Worten Energienachfrage und ein Feld von Energie, das sich nur aufrechterhalten kann, indem es der Natur Mehrwert entzieht. Es ist ihr unmöglich, anders zu handeln: Auch ohne den Imperativ, konstant zu beschleunigen, um im Rennen zu bleiben, bedeutet die zusätzliche Nachfrage, der die Zentralisation durch Transport oder Energieversorgung (Wasser, Elektrizität usw.) die natürliche Reproduktion unterwirft, daß der Natur mehr entzogen werden muß als in Form der zur natürlichen Reproduktion notwendigen Zeit zurückerstattet werden kann. Diese Form, der Natur Mehrwert zu entziehen, ist gnadenlos, weil sie den *zentralisierten* Staatsapparat und die fortgeschrittene technische Produktion aufrechterhält – unabhängig davon, ob die Inszenierung die des Kapitals oder des Staatssozialismus ist.

Der Staat

Die Periodisierung der verschiedenen »Stadien des Kapitalismus« in der marxistischen Theorie ist in gewisser Hinsicht unvollständig, weil sie nicht erkennt, daß die Einrichtung des modernen Staates ein integraler Bestandteil des historischen Prozesses ist, durch den der Raum an die Stelle der Zeit tritt. Die bestehende Periodisierung geht vom Kapitalismus der freien Konkurrenz (erstes Stadium) über den Monopolkapitalismus (zweites Stadium) bis zum staatsmonopolistischen Kapitalismus, auch Spätkapitalismus genannt (drittes Stadium).¹⁰ Das dritte Stadium offenbart den räumlichen Imperativ in all seiner mampfenden Majestät, mit seiner Tempozirkulation und seiner immer weiter expandierenden Reichweite, die der reproduktiven Zeit den Boden entzieht. Aber es begrüßt diesen Imperativ, als sei er etwas absolut Neues, allein vom Kapital eingeführtes.

Wenn nun die Rolle des Staates so grundlegend ist, warum habe ich dann der ökonomischen Werttheorie soviel Raum gewidmet und nicht der politischen Analyse des Staates? Gewiß kann man sich über den Staat in seiner ganzen statischen Herrlichkeit noch weit ausführlicher verbreiten, doch würde die wirkliche Grundlage damit verfehlt: die räumliche *Dynamik* der Ausdehnung und Aneignung, die wesentlich eine der Konkurrenz ist, mit ihrer Nachfrage nach immer mehr Futter, eine Dynamik, die eben die politische Ökonomie am besten enthüllt. Das Kapital und die Abschöpfung von Mehrwert ist nämlich das beste Mittel, um den Prozeß der Zeitnivellierung zu exekutieren und zu vollenden. Hinzu kommt, wie wir gleich sehen, daß die Staaten zwar allesamt in gewissem Maße Zeit verzehren, daß sie aber in der Effizienz und im Ausmaß, in dem sie dies tun, durchaus variieren; gleiches gilt für die Zwänge, die ihre unterschiedlichen Kulturen und Geschichten ihnen auferlegen. Diese Variation spiegelt sich in der ungleichen Übertragung von Staatsmacht wider, die darauf deutet, daß zwar der Nationalstaat eine bestimmte Form war, in der die »Bedingungen der Produktion« (Marx) festgelegt wurden, daß er aber nicht die einzig mögliche Form ist, sie aufrechtzuerhalten.

Entscheidend ist hier der Gedanke, daß die Effizienznormen, was die Negierung von Zeit angeht, global gesetzt werden. Für Gourevitch hat ein globaler ökonomischer Druck in den achtziger Jahren die Nationen dazu veranlaßt, »die Staatsausgaben und -eingriffe zu beschränken. Alle Regierungen wurden, was immer die Unterschiede in den jeweiligen Resultaten, in dieselbe Richtung gedrängt« (1986, 33). Noch deutlicher formuliert: »Regierungen besitzen nicht mehr die Autonomie, um unabhängige makroökonomische Strategien effizient zu verfolgen, selbst wenn sie dies versuchen würden.« (Garrett/Lange 1991, 543) Darüber hinaus wird argumentiert, die heutige Staatsmacht solle nicht in militärischer Schlagkraft, sondern in ökonomischer Potenz gemessen werden (Rosecrance 1986, Nye 1989), und gleichzeitig teile sie inzwischen ihre ökonomische Wirkungssphäre mit vielen internationalen Organisationen, z.B. dem IWF (Cox 1987, Shaw 1991). In einer vorzüglichen Auseinandersetzung mit dieser Literatur, der meine Beispiele entnommen sind, heben Hall, Held und McGrew (1992, 91) hervor, daß dieser ökonomische Trend zwar global ist, daß jedoch nicht alle Staaten gleichermaßen davon betroffen sind.

Ein Grund, warum sie nicht alle gleichermaßen betroffen sind, ist folgender: Während jede Staatsform die räumliche Dynamik insoweit verkörpern wird, als sie über einen zentralisierten Kontrollapparat verfügt, verkörpern sie manche Staaten in reinerer Form als andere. In der Tat unterliegen manche Staaten anderen Imperativen, die sie offenkundig ineffizient machen, sobald es das Opfer der Zeit zu beschleunigen gilt. Spezifische Genealogien, spezifische Traditionen interferieren mit dem totalisierenden räumlichen Prozeß. Großbritannien ist ein gutes Beispiel für die Konflikte zwischen der räumlichen Ausdehnung und einer Tradition, die den generativen, temporären Rechten zu großes Gewicht (wenngleich an der falschen Stelle) beimißt; so beispielsweise der durch Geburt bestimmten gesellschaftlichen Stellung, dem Respekt vor Warteschlangen usw. Mit größerer Dramatik läßt sich der Zusammenbruch Osteuropas mit dem Konflikt zwischen einer bestimmten Staatsform und der Dynamik erklären, durch die der Raum die Zeit ersetzt, und durch das entsprechende Verlangen nach unmittelbarem Nutzeffekt: Das Schicksal Osteuropas und die Misere der früheren Sowjetunion zeigen an, warum die Raum-Macht-Dynamik und nicht etwa »der Staat« oder »das Kapital« sich durchsetzt.

Sofern der Staatskommunismus bestrebt war, ein Minimum an Umverteilung des Reichtums zugunsten der Arbeitskraft (d. h. ihrer Reproduktionskosten) vorzunehmen, legte er einem System einen zeitlichen Zwang auf, das gerade darauf angelegt war, diesen zu eliminieren. Jedes System zentralisierten Konsums muß nämlich darauf hinarbeiten, die Geschwindigkeit in bezug auf den Raum, nicht auf die Zeit, zu steigern. Dies ist nicht nur eine Begleiterscheinung der Aneignung unter Wettbewerbsbedingungen, sondern auch der Zentralisation. Muß also ein Staat irgendein garantiertes Maß an Verteilungsgerechtigkeit einführen, so hat dies unausweichlich Konvulsionen, wenn nicht größere Störfälle zur Folge. Verteilungsgerechtigkeit ist, wie wir gleich sehen werden, ein zeitlicher Zwang, dem man entgegenwirken kann, wo Arbeitskraft importiert wird, der aber da, wo man ihm Rechnung trägt, ein zeitlicher Zwang bleibt. Er paßt schlecht in eine zentralisierte konsumtive Produktionsweise, in jenes System, in dem Warteschlangen das Ende einer Ära anzeigen konnten.

Die Reproduktion: Ausblicke auf Geschlecht und Neokolonialismus

Wie im Falle des Staates liefert die Intersektion von Raum und Zeit auch den Schlüssel für die folgenden Ausblicke. Sie erschließen sich, genauer gesagt, über die Frage, wie diese (ihrerseits durch die Geschwindigkeit etablierte) Intersektion die Sphäre der Reproduktion – insbesondere der Arbeitskraft – ins Spiel bringt. Während nämlich meine These die Arbeitskraft aus dem absoluten, als Produktion gedachten Zentrum der Werttheorie hinausverlagert, verschiebt sie zugleich den Akzent auf ihre Reproduktion, so wie sie ihn generell auf die Reproduktion der Natur überhaupt verschiebt. Bis zu einem gewissen Grad war diese Verschiebung bereits vorgezeichnet in den Debatten über weibliche Reproduktionsarbeit, die darauf aufmerksam gemacht haben, wie wichtig der *indirekte* Beitrag dieser Sphäre für den Mehrwert ist. Diese Debatte blieb jedoch stecken, weil sie in den klassischen Kategorien verblieb.¹¹

Die Verschiebung hin zur Reproduktion ist in dieser These eine strukturelle. Die Reproduktion von Natur überhaupt wird zur verborgenen Grundlage des Werts und der Ausbeutung; das Kapital steigert seinen Profit drastisch, weil es die Reproduktion nicht zu seinem zeitlichen Wert bezahlt, solange es dazu unter dem Substitutionsgesetz keinen Anlaß hat. In der oben skizzierten Perspektive nimmt die Reproduktion der Arbeit in der Produktion beständig eine Sonderstellung ein. Die Arbeitskraft wird deshalb zu diesem besonderen Element, weil die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, die zu ihrer Reproduktion erforderlich ist, zum Teil von Natur aus festgelegt ist – und zwar insofern, als die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit die Reproduktion von Kindern und damit der nächsten Generation von Arbeitskraft mit einschließt. Während die zur Reproduktion von Natur, selbst von Tieren, notwendige Zeit übersprungen werden kann, läßt sich die Reproduktion der Arbeitskraft anscheinend nicht beschleunigen. D.h. daß solch eine Reproduktion mit der Konsumtion-zur-Produktion des Kapitals, in der sich alles immer schneller zu bewegen hat, potentiell nicht Schritt hält.

Wenn nun der Imperativ zur Beschleunigung anderer lebendiger Einheiten und Substanzen dermaßen evident ist, und zwar bei allem und jedem, von den durch Fruchtbarkeitsdrogen vergifteten Böden bis hin zu flügellosen Hühnern und beinlosen Kühen, Tieren, maßgeschneidert zur Fleischproduktion auf Kosten ihrer eigenen Reproduktionsfähigkeit, dann wird die scheinbare Ausnahme der Arbeitskraft vom besagten Geschwindigkeitsimperativ signifikant. Freilich kann (immer unter der Voraussetzung, daß keine andere Natursubstanz liefern kann, was die Arbeit liefert) das scheinbar unmögliche Ziel, die generative Reproduktion der Arbeitskraft zu beschleunigen, auf verschiedenen Wegen dennoch erreicht werden. Es kann dadurch erreicht werden, daß die Kosten jener Reproduktion im Verhältnis zu den anderen in die Produktion eingehenden Elementen heruntergedrückt werden. Ist dieses Mittel allerdings in einer Situation, in der die nötige Arbeit über die kurzfristige Zufuhr hinausgeht, ineffektiv, dann bleibt nur die scheinbar unmögliche Alternative, die generative Reproduktion der Arbeitskraft selbst zu beschleunigen, damit sie mit den anderen in die Produktion eingehenden Elementen Schritt hält.

Daß dies in der Tat nicht unmöglich ist, liegt auf der Hand, wenn wir uns den alternativen Möglichkeiten zuwenden, menschliche Arbeitskraft zu reproduzieren. Wenn ich von »alternativen Möglichkeiten« spreche, beschwöre ich nicht etwa die Wunderwelt von Science Fiction und High Tech, von Cyborgs und Gentechnologie herauf, obwohl das Wuchern von Phantasien in bezug auf jenes und die Investitionen in diese hier nicht ohne Bedeutung sind. Zum Teil ist es vielleicht die symptomatische Anerkennung eines tiefsitzenden Verlangens, einen schnellbeweglichen Ersatz für Menschen zu finden, der in der Lage ist, zwei ihrer eigentümlichsten Funktionen zu übernehmen: Beweglichkeit und Entscheidungs- bzw. Führungsfähigkeit. In dieser Hinsicht hat das ganze Theater um künstliche Intelligenz einen durchaus handfesten Sinn, wenn nämlich das Kapital einen gefügigen Entscheider sucht. Und natürlich existieren solche gelehrigen willenlosen Dinge bereits in der Form von Computern, denen nur die »schöpferische Gestaltungsfähigkeit« beim Ausführen von Kommandos allesamt fehlt. Aber das

computerisierte Element im konstanten Kapitalaufwand und die darin schlummernde Ambition ist nicht das unmittelbare Problem. Ich möchte die alternativen Möglichkeiten, an die ich jetzt denke, laterale Reproduktion von Arbeitskraft nennen, womit die Arbeitsmigrationen gemeint sind.

Meine These ist, daß die laterale Reproduktion von Arbeitskraft zunehmen wird, wenn die lineare Reproduktion hinter die Imperative, auf andere Weise zu beschleunigen, zurückfällt und/oder wenn die lineare Reproduktion zu kostspielig wird. Gleichzeitig möchte ich die These vorschlagen, daß solche Zuwächse mit einem Imperativ einhergehen, die Kosten der generativen Reproduktion von Arbeitskraft niedrig zu halten (anstelle der Möglichkeit, die letztere zu beschleunigen). Diese Thesen ließen sich, denkt man an das Substitutionsgesetz, ohne weiteres überprüfen. Und insofern sie das Substitutionsgesetz implizieren, dürfte daraus folgen, daß da, wo die laterale Reproduktion der Arbeitskraft aus irgendeinem Grund verhindert wird, die generativen Kosten ihrer Reproduktion nach unten gedrückt werden (vgl. Balibar/Wallerstein 1990).

Bleibt die Frage, warum die Leute in diesen schnellen Zeiten überhaupt Kinder haben. In feudalen und kleinbürgerlichen Produktionsweisen fallen die Interessen der gesellschaftlichen Reproduktion mit denen der Eltern zusammen. In der konsumtiven Produktionsweise fallen sie nicht automatisch zusammen¹², d.h. die Gesamtinteressen der gesellschaftlichen Reproduktion sind nicht gewährleistet; sie liegen nicht im notwendigen Eigeninteresse jedes der beiden Geschlechter. Die schlagenden Tatsachen der Zunahme von alleinstehenden Müttern und der Abnahme von Familien mit Vätern mögen diesen Konflikt mit dem Eigeninteresse für Männer klar aufzeigen (vgl. Elliott 1991). Wir können aber nicht mit dem Eigeninteresse erklären, warum Frauen so hartnäckig Kinder wollen, besonders wenn der Mittels-Mann fortschreitend kaltgestellt wird. Wir können dies und das Verhalten von Männern, die Kinder wollen, nur (zumindest teilweise) durch ihren Widerstand gegen die ökonomische Logik des Eigeninteresses und mit ihrem beharrlichen Sinn für generative Zeit erklären. Auf der anderen Seite könnte man daraus ableiten, daß ein solcher Faktor des wirtschaftlichen Eigeninteresses zugunsten von Frauen wirkt, die Kinder haben und staatliche Unterstützung empfangen, wenn es andere wirtschaftliche Optionen kaum oder faktisch nicht gibt. Viel mehr spricht allerdings dafür, daß der Staat, der die Kosten linearer Reproduktion nach unten drückt, sich auf den weiblichen Sinn für generative Zeit stützt und diesen ausbeutet.

Natürlich ist den Interessen der gesellschaftlichen Reproduktion überhaupt am besten gedient, wenn die Kosten der linearen und lateralen Reproduktion der Arbeitskraft minimal bleiben. Das heißt, daß zwei Gruppen tendenziell pauperisiert werden: einmal alleinstehende Frauen und/oder Frauen mit niedriger Stellung in der Klassenhierarchie; und zweitens die ungemein heterogenen Bevölkerungen, aus denen eine laterale Zufuhr von Arbeitskraft sich speisen kann. Wenn es einen strukturellen Zusammenhang zwischen Geschlecht, Rasse und der Residualkategorie der Klasse gibt, dann ist es, wie ich annehme, dieser. Der strukturelle Zusammenhang zwischen ihnen liegt, mit anderen Worten, in ihrer Ausbeutung für die gesellschaftliche Reproduktion, um auf diese Weise die Kosten der Arbeitskraft niedrig zu halten.

Die heterogenen Bevölkerungen, die die Migrations-Arbeitskraft bereitstellen, sind in der Regel auch die rassistisch und ethnisch stigmatisierten:

»In seiner Funktion hat der Rassismus die Form dessen angenommen, was man als 'Ethnisierung' der Arbeiterschaft bezeichnen könnte. (...) Doch während das Muster der Ethnisierung konstant geblieben ist, haben sich die Details je nach Zeit und Ort unterschiedlich gestaltet und hingen von den jeweiligen genetischen und gesellschaftlichen Strukturen, die zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort existierten, ebenso ab wie von den hierarchisch organisierten Bedürfnissen der Wirtschaftsform zu dieser oder jener Zeit und an diesem oder jenem Ort. (...) Ein so geartetes System, d.h. ein der Form und Bösartigkeit nach konstanter, bezüglich der Grenzziehungen aber einigermaßen flexibler Rassismus ... erlaubt es, zu jeder Zeit und an jedem Ort entsprechend den aktuellen Bedürfnissen die Anzahl der Menschen, welche die niedrigsten Löhne erhalten und die anspruchsosesten Arbeiten verrichten, zu vergrößern oder zu verringern.« (Balibar/Wallerstein 1990, 45f)

Es gibt einen größeren Anreiz zur Migration, wenn im Heimatland Arbeitslosigkeit oder nackte Subsistenzbeschäftigung herrscht, und/oder wenn es im Verhältnis zur vorhandenen Beschäftigung übervölkert ist. Den internationalen Reproduktionsinteressen auf seiten der Nationen des hochentwickelten Kapitals dürfte mit der Überbevölkerung in den nekolonialen Ländern durchaus gedient sein, sowohl im Blick auf eine größere Bereitschaft zur Migration als auch im Blick auf eine größere Konkurrenz um die Jobs. Bezeichnenderweise sind es für gewöhnlich Männer, die auswandern oder auf der Suche nach Arbeit wegziehen, während Frauen mit Kindern lokal gebunden bleiben. Damit kehrt ein Muster wieder, das während der Entstehung des Kapitalismus im 17. Jahrhundert evident war, und das gleichermaßen evident ist in den Ländern außerhalb der Metropole, zu denen das Kapital erst vor relativ kurzer Zeit gekommen ist. Es betrifft nicht nur die Trennung von Stadt und Land; es betrifft auch den Haushalt als Stätte der Produktion. Die häusliche Produktion oder, wie Marx und Engels es nannten, die einfache Warenproduktion gab den Frauen eine ganz andere und im allgemeinen bessere ökonomische Stellung. Ihre produktive Arbeit war nicht geographisch von ihrer Situation als Mütter getrennt. Die Bedeutung der häuslichen Produktion für die Frauen wurde in den marxistischen Debatten zu der Frage, ob die einfache Warenproduktion eine präkapitalistische Form oder eine des Kapitalismus ist, mehr oder minder vernachlässigt.¹³ Der Gedanke, sie könnte eine ihm entgegengesetzte Form sein, wurde von Clarke (1919) vorgebracht, deren bemerkenswerte These aber nicht weiter ausgearbeitet worden ist, auch wenn Shiva (1988) neuerdings ähnlich argumentiert hat.

Unmittelbar geht es aber um etwas anderes. Nicht nur macht dieses Muster deutlich, daß die Produktion aus-/einwandernder Männer und alleinstehender Mütter der Kapitalisierung selbst innewohnt und zu ihren Bedingungen gehört, es bestärkt auch die Vorstellung, daß diese zwei Gruppen eine Menge gemeinsam haben. Was sie verbindet, ist ihre Ausbeutung für die gesellschaftliche Reproduktion, auch wenn ihre kurzfristigen Interessen entgegengesetzt sind. Sie stehen einander darin entgegen, daß die eine Gruppe die laterale Reproduktion vorantreibt und die andere die lineare Reproduktion. Die Tragödie liegt darin, daß die Quelle dieses Gegensatzes von vielen, die darunter leiden, nicht erkannt wird.

Aus dem Englischen von Thomas Laugstien

Anmerkungen

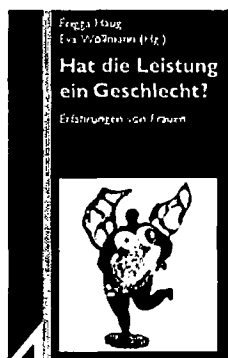
- 1 Neben der zeitlichen Dimension der im ersten Band des *Kapital* entwickelten Arbeitswerttheorie (vgl. den folgenden Abschnitt) interessierte Marx die Zeit auch in einer Weise, die den Interessen der »bürgerlichen Ökonomen« parallel läuft. Dies widerspiegelt sich im zweiten Band des *Kapital* in Überschriften wie »Die Umlaufzeit« (Kap. 5), »Kauf- und Verkaufszeit« (Kap. 6.1.1), »Umschlagszeit und Umschlagszahl« (Kap. 7), »Die Produktionszeit« (Kap. 13), »Die Umlaufzeit« (Kap. 16), »Wirkung der Umlaufzeit auf die Größe des Kapitalvorschusses« (Kap. 15). Der zweite Band, der den Untertitel »Der Zirkulationsprozeß des Kapitals« trägt, wird im allgemeinen als der am wenigsten originelle der drei Bände betrachtet, vielleicht deshalb, weil »Zeit« so sehr das Thema der bürgerlichen Ökonomen war, gegen die Marx schrieb, und seither auch das des ökonomischen Mainstream ist. Die Marxisten nehmen an, daß die Zeit nur auf der Ebene der phantasmatischen oder »mystischen« Erscheinung der Kapitalbewegung Bedeutung hat oder zu haben scheint. Marx unterschied diese phantasmatische Ebene von derjenigen der wirklichen Ausbeutung von Mehrwert. Die Unterscheidung dieser Ebenen ist eben deshalb von besonderer Bedeutung in der folgenden Argumentation, weil die Effekte der phantasmatischen Ebene materiell sind, wie Marx in seiner Darstellung des Warenfetischismus erkannt hat. Im Lichte der »Realität« des Phantasmatischen aber kommt die Zeit einmal mehr zu ihrem Recht.
- 2 Unter anderem konzentrieren sich die konstruktiven Kritiken auf die Vernachlässigung von Angebot und Nachfrage, Geschlecht und Umwelt. So versuchte Piero Sraffa (vergeblich), Marx in neoricardianischer Lesart mit Keynes zu verbinden. Die Feministinnen der siebziger Jahre suchten (vergeblich) marxistische politische Ökonomie in der Analyse des Patriarchats zu entwickeln. Zu beachten haben wir aber die Ergebnisse neuerer Versuche, vom marxistischen Standpunkt mit der Umweltproblematik zu ringen. Vgl. als allgemeinen Überblick Dobson (1990), zur Literatur zu Marxismus und Umwelt vgl. Ryle (1988). Zwei anregende Arbeiten auf dem Feld von Sozialismus und Ökologie sind Gorz (1977) und Williams (1985). Der vielleicht wichtigste nicht-marxistische Vertreter des Umwelt Denkens ist M. Bookchin (1982). Es gibt exzellente Artikel von Benton (1989), auch von Goldman/O'Connor (1988) und anderen Mitarbeitern der Zeitschrift *Capitalism, Nature, Socialism*, die ich erst nach Drucklegung entdeckte.
- 3 Das Besondere ist, daß mit der partiellen Ausnahme von Deleuze und Guattari sowie von Spivak die Kritik an der Subjekt-Objekt-Unterscheidung im allgemeinen und den binären Oppositionen im besonderen vor Marx haltmachte (vgl. zu Deleuze: Brennan 1993, Kap.3). Spivak untersucht die Verwendung dieser Oppositionen und die Subjektposition in der Marx'schen Werttheorie, insistiert aber in ausdrücklichem Unterschied zu Deleuze und Guattari auf einer »materialistischen Prädikation« (Spivak 1987, 154f und passim).
- 4 Zit. n. der englischen Ausgabe von 1887 (hrsg. F.Engels, trad. S.Moore, E.Aveling): »Labour power itself is energy transferred to a human organism bei means of nourishing matter.« (Kap. IX.1, 2.Fn.) Im deutschen Text (MEW 23, 239, Fn. 27) heißt es an dieser Stelle: »Ihrerseits ist die Arbeitskraft vor allem in menschlichen Organismus umgesetzter Naturstoff.« (Anm.d. Übers.)
- 5 Im Englischen wird dieser Heideggersche Terminus (vgl. *Die Frage nach der Technik*, 1954) mit »standing reserve« wiedergegeben; der dadurch motivierte Bezug zur Marx'schen »reserve army of labour« ist mit den Originalausdrücken nicht herzustellen (Anm.d.Übers.).
- 6 Zur Beziehung zwischen der Ausbeutung der Natur und derjenigen der Menschen in den Ländern außerhalb der Metropolen vgl. Redclift (1984 und 1987).
- 7 Eine Perversion von Foucault und Derrida, die aber durchaus gängig ist.
- 8 Es ist ebenso ihre logische Konsequenz wie die Trennung von Stadt und Land die Konsequenz der Industrialisierung ist.
- 9 Altwater (1987) hat das gleiche im Kontext einer Diskussion von Thermodynamik, Ökonomie und Zeit sehr gut aufgezeigt. In Teilen ist dieser Artikel eine kreative und kritische Auseinandersetzung mit der thermodynamisch ausgerichteten »Bio-Ökonomie« von Georgescu-Roegen (die auf der Basis des zweiten Newtonschen Gesetzes, angewandt auf den Raum, die These aufstellt, daß Knappheit unvermeidlich ist). Georgescu-Roegen (1971) unterschied die Zeit »T« als kontinuierliche Abfolge von der Zeit »t« als der mechanischen Messung von Intervallen (Heidegger läßt grüßen). »In den physischen Raum-Zeit-Koordinaten entfaltet sich also eine eigene Logik,

- ebenso wie in den sozialen und ökonomischen: Die ökonomische Überschußproduktion folgt dem quantitativen Imperativ der Steigerung durch Reduktion der Zeiträume menschlichen Handelns (insbesondere des Produzierens und Konsumierens), also durch Beschleunigung und Überwindung der quantitativen und qualitativen Hindernisse des Raums, um Zeit zu komprimieren, also 'T' möglichst auf 't' zu bringen. Es sind zwei Koordinatensysteme von Raum und Zeit, die als zwei Schablonen der 'Funktionsräume' über eine territorial-gesellschaftliche Realität gelegt sind.« (Altvater 1987, 38f) Altvater zieht daraus den Schluß, daß »der in der ökonomischen Logik von Überschußproduktion angelegte Expansionsdrang eine territoriale Dimension [hat], da Produktion immer und notwendig räumlich ... ist. Überschußproduktion ist folglich gleichbedeutend mit der ökonomischen Eroberung, also der Erkundung, Erschließung, Durchdringung und Ausbeutung des Raums, d.h. der 'Produktion des Raums'.« (Ebd., 52)
- 10 Die Periodisierung des Kapitals ist, was das dritte Stadium angeht, umstritten. Mandel (1972) knüpft die Vorstellung des staatsmonopolistischen Kapitalismus an die Strategie der Komintern und zieht es vor, die derzeitige Ära als eine besondere Modifikation des Monopolkapitalismus zu betrachten. »Die Ära des Spätkapitalismus ist keine neue Epoche der kapitalistischen Entwicklung, sondern nur eine Weiterentwicklung der imperialistischen, monopolkapitalistischen Epoche. Dies impliziert, daß die von Lenin beschriebenen Merkmale der imperialistischen Epoche im Spätkapitalismus ihre Gültigkeit behalten.« (Ebd., 8) Vgl. Baran/Sweezy (1967) und Poulantzas (1974).
 - 11 Mit zwei Ausnahmen vertraten alle Hauptbeiträgerinnen zu dieser Diskussion die These, daß die weibliche Hausarbeit dem Kapital zugutekommt (Harrison 1973, Dalla Costa 1973, Delphy 1977, Gardiner 1975). Das Problem war, wie die Frauen zum Mehrwert beitragen können, wenn er doch auf der produktiven Arbeit beruht und diese im Haushalt gar nicht stattfindet. Humphries (1977) hat in einer ausgezeichneten historischen Studie argumentiert, tatsächlich sei die Hausarbeit ein Rückhalt im Kampf der Arbeiterklasse, die schlechter dran ist, wenn beide Gatten sowohl außer Haus wie zu Hause arbeiten. Zur gleichen Argumentation in bezug auf Einwandererfrauen in der Industrie von Melbourne vgl. Brennan (1977).
 - 12 Die Geburtenrate geht in den fortgeschrittenen Kernländern des Kapitals zurück, während sie in den neokolonialen Ländern zunimmt. Diese Trends liegen im Widerstreit mit demographischen Prognosen, die im Sinken der Geburtenrate die Folge von Industrialisierung und landwirtschaftlicher Modernisierung sehen, ganz gleich, wo und unter welchen Umständen diese stattfindet.
 - 13 Siehe jedoch Redcliff/Mingione (1985) und Scott (1986).

Literaturverzeichnis

- Altvater, E., 1987: »Ökologische und ökonomische Modalitäten von Zeit und Raum«. In: Prokla 67, 17. Jg., Juni, 35-54
- Balibar, E., und I. Wallerstein, 1990: Rasse – Klasse – Nation: Ambivalente Identitäten. Hamburg
- Baran, P.A., und P.M. Sweezy, 1967: Monopolkapital. Frankfurt/M
- Benton, T., 1989: »Marxism and Natural Limits: An Ecological Critique and Reconstruction«. In: New Left Review 178, 51-86
- Bookchin, M., 1982: The Ecology of Freedom. Palo Alto
- Brennan, T., 1977: »Women and Work«. In: Journal of Australian Political Economy, Bd.11, Nr.1, 8-30
- dies., 1991: »The Age of Paranoia«. In: Paragraph, 22-45
- dies., 1993: History after Lacan. London
- Cox, R., 1987: Power, Production and World Order. New York
- Dalla Costa, M., 1973: The Power of Women and the Subversion of the Community. Bristol
- Delphy, C., 1977: The Main Enemy. London
- Dobson, A., 1990: Green Political Thought: An Introduction. London, Boston
- Elliott, B.J., 1991: »Demographic Trends in Domestic Life 1945-87«. In: D. Clark (Hrsg.), Domestic Life and Social Change. London, 85-108

- Gardiner, J. 1975: »Women's domestic labor«. In: Bulletin of the Conference of Socialist Economists, Bd.4, Nr.2
- Georgescu-Roegen, N., 1971: The Entropy Law and the Economic Process. Cambridge/Mass., London
- Goldman, M., und J. O'Connor, 1988: »Ideologies of environmental crisis: Technology and its discontents«. In: Capitalism, Nature, Socialism I, 91-106
- Goldthorpe, J.H., 1964: »Social stratification in industrial Society«. In: The Development of Industrial Society, Sonderheft der Sociological Review 8, 97-122
- Gorz, A., 1977: Ökologie und Politik. Reinbek
- Gourevitch, P.A., 1986: Politics in hard times: comparative responses to international economic crises. New York
- Hall, S., D. Held und T. McGrew (Hrsg.), 1992: Modernity and its futures. Cambridge
- Harrison, J., 1973: »Political economy of housework«. In: Bulletin of the Conference of Socialist Economists, Bd.3, Nr.1
- Humphries, J., 1977: »Class Struggle and the Working Class Family«. In: Cambridge Journal of Economics
- Mandel, E., 1972: Der Spätkapitalismus. Frankfurt/M
- Marx, K.: »Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie« (1857-58). In: MEW 42, 47-768
- ders.: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band (1867). In: MEW 23
- MEW = Marx-Engels Werke. Berlin/DDR 1957ff
- Nye, J.S., 1989: Bound to lead: the changing nature of american power. New York
- Poulantzas, N., 1974: Politische Macht und gesellschaftliche Klassen. Frankfurt/M
- Raines, L.J., 1991: »The mouse that roared«. In: F. Grosveld, G. Kollios (Hrsg.): Transgenetic animals. London
- Redclift, M.R., 1984: Development and the environmental crisis: Red or Green Alternatives? London
- ders., 1987: Sustainable development: exploring the contradictions. London, New York
- ders., und E.Mingione (Hrsg.), 1985: Beyond Employment: Household, Gender and Subsistence. Oxford
- Rosecrance, R.N., 1986: The rise of the trading state: commerce and conquest in the modern world. New York
- Ryle, M., 1988: Ecology and Socialism. London
- Sale, K., 1985: Dwellers in the land: The bioregional vision. San Francisco
- Scott, A.M., 1986: Rethinking Petty Commodity Production. Social Analysis 20 (Sonderheft), 15
- Shaw, M., 1991: Post-military society. Cambridge
- Shiva, V., 1988: Staying Alive: Women, Ecology, and Survival in India. London
- Spivak, G.C., 1987: In other worlds. New York
- Williams, B., 1985: Ethics and the Limits of Philosophy. London



Argument-Sonderband Neue Folge Band 219 240 S., 21 DM/164 ÖS/22,00 SF

Welches ist das Geschlecht der Leistung? Die Frage ist paradox formuliert: Die Leistung ist natürlich weiblich – die Grammatik ist hier eindeutig. Weniger eindeutig sind die Gefühle und Erfahrungen von Frauen zu diesem Begriff.

Aber läßt sich ein Begriff erfahren und fühlen, bzw. erfahren wir nicht vielmehr das, was er bezeichnen will? Die Frage führt in wissenschaftstheoretisches Gelände. Im begreifenden Zugriff auf Praxen von Menschen durch ein Wort wie Leistung werden Menschen positioniert, Taten bewertet, gesellschaftsfähig gemacht, in eine Rangordnung gebracht.

»Es ist keine leichte Kost, die die Autorinnen uns da vorsetzen. Auf jeden Fall aber ist es Grundnahrung für die politische Diskussion um die Neubewertung des Begriffs Arbeit.« Fraueninfosüdwest

Argument Verlag

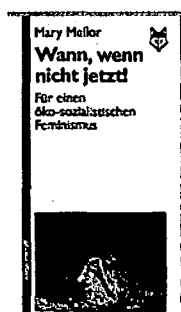
Coyote-Texte

Feminismus als Gesellschaftskritik



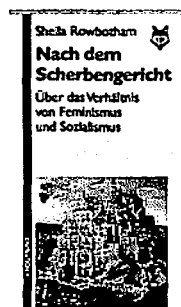
Argument-Sonderband
Neue Folge Band 212
300 Seiten
29 DM/225 ÖS/30 SF

Mit der Forderung nach beruflicher Gleichstellung von Frau und Mann ist die Frauenbewegung in den achtziger Jahren in ein Kerngebiet männlicher Herrschaft vorgedrungen und konnte zunächst Erfolge verbuchen: Gesetze wurden erlassen, Initiativen ins Leben gerufen, Frauenbeauftragte ernannt. Doch ist die anfängliche Euphorie ernüchterter Skepsis gewichen, weil die ursprünglichen Ziele nicht erreicht wurden. Wo liegen die Ursachen? In der empirischen Untersuchung mehrerer Institutionen und Betriebe (Gewerkschaft, Kaufhauskette und Behörden) wird der Frage nachgegangen, wie sich Männer zu den Gleichstellungsinitiativen verhalten haben, welche Steine sie Frauen in den Weg legen, und wo sie (selten und zögernd) Unterstützung anbieten.



Argument-Sonderband
Neue Folge Band 216
304 Seiten
29 DM/225 ÖS/30 SF

Mary Mellor fragt sich, wie eine Welt aussehen muß, in der die drei Gattungen Natur, Frau und Mann zusammen leben können. Sie arbeitet die Grenzen einer rein ökologischen oder feministischen oder sozialistischen Kritik heraus; für sich wird jedes dieser Projekte entweder zu rassistischen, sexistischen oder anti-ökologischen Resultaten führen. Dagegen setzt sie ein alle drei Stränge verbindendes Politikkonzept, macht konkrete Vorschläge, wie es angegangen werden kann, und nennt vor allem Subjekte, die es verwirklichen können, weil sie es müssen. Das Neue muß bei den Frauen und der Natur beginnen.



Argument-Sonderband
Neue Folge Band 217
148 Seiten
21 DM/164 ÖS/22 SF

In Kampagnen zum § 218 wird um das Recht der Frau auf Selbstbestimmung gestritten. Zugleich verweist das Problem der Kontrolle von eigener Fruchtbarkeit auf die sexuelle Herrschaft des Mannes, auf die Beziehung der Menschen zu ihrem Körper und auf die Bedeutung sexueller Lust. Sheila Rowbotham forderte schon zu Beginn der Frauenbewegung eine Verknüpfung der Debatten um Gesetze, soziales Gesundheitswesen, Einrichtungen der Kinderbetreuung und die Macht des Staates zu bevölkerungspolitischen Entscheidungen. Die fortdauernde Notwendigkeit von Eingriffen in diesen Bereichen macht das Buch aktuell und lehrreich.

Margrit Eichler

»Umwelt« als soziologisches Problem*

Vor kurzem habe ich alle möglichen Leute gefragt: »Glauben Sie, unsere jetzige Gesellschaft ist nachhaltig (*sustainable*)!?« Bislang hat das noch niemand geglaubt. Manche antworteten schnell und spontan, andere dachten nach, alle sagten unzweideutig »nein«. Gewöhnlich stellte ich die Frage zu Beginn verschiedener Unterhaltungen, Reden und Vorträge, d.h. vor jeder Diskussion über den Begriff »nachhaltig«. Vermutlich verstehen meine GesprächspartnerInnen – zu meist AkademikerInnen, unter ihnen viele SoziologInnen und Feministinnen (manchmal beides) – unter dem Begriff nicht das Gleiche. Gleichwohl betrachten sie unsere gegenwärtige Gesellschaft – ganz gleich, ob wir an Kanada, die Welt oder irgend etwas anderes denken – als *unsustainable*. Auch sind wir mit dieser Auffassung nicht allein. Die Regierung von Kanada, wohl kaum eine radikale Randgruppe, schloß in ihrem eindrucksvollen Überblick über den Zustand der Umwelt, »Kanada ist insgesamt noch nicht auf einem nachhaltigen Weg« (1991, 26f). Wir vergiften unsere Luft, unser Wasser und unseren Boden, erschöpfen unsere Wälder und die Ozonschicht, rotten verschiedene Arten aus.² Die Beweise wurden gesammelt und sind zugänglich. Ich kann davon ausgehen, daß unsere gegenwärtige gesellschaftliche Organisation übereinstimmend als nicht nachhaltig betrachtet wird.³

Ist das für SoziologInnen von Bedeutung? Ja und nein. Vor einiger Zeit entstand die Umweltsoziologie als eine besondere Disziplin, die einige der Probleme aufnimmt, die aus unseren kollektiven Naturverhältnissen entstehen. Die meisten von uns scheinen jedoch weiterzumachen wie gehabt. Ist es von Bedeutung für Feministinnen? Die Antwort ist wieder ja und nein. Da gibt es einen starken Ökofeminismus, der die Umweltbelange mit denen der Feministinnen verbindet. Jedoch identifizieren sich beileibe nicht alle Feministinnen mit Fragen der Nachhaltigkeit; auch können wir bei weitem nicht alle ÖkologInnen (oder auch nur die Mehrheit von ihnen) als feministisch bezeichnen.

Ich werde daher den Ökofeminismus, die Umweltsoziologie und die Literatur über die Un/Nachhaltigkeit als drei Bezugspunkte betrachten. Bietet einer von ihnen eine Grundlage, auf der wir theoretisch wie praktisch eine nicht-sexistische nachhaltige Gesellschaft erreichen können? Falls ja, brauchen wir eine feministische Ökosozologie nicht; falls nein, können wir zumindest erste Elemente ausmachen, um auf sie zuzugehen.

Der Ökofeminismus

Der Ökofeminismus entstand aus drei unterschiedlichen Richtungen: 1. dem radikalen/kulturellen Feminismus, 2. der Hinwendung zu einer naturbezogenen Religion, gewöhnlich derjenigen der Göttin, und 3. der Umweltbewegung

* Vorgetragen auf der Jahrestagung der *Canadian Sociology and Anthropology Association* in Ottawa, Juni 1993.

(Spretnak 1990). Holland-Cunz fügt diesen Quellen 4. feministische Utopien hinzu (Kuletz 1992). Folglich »gibt es nicht nur eine Version von Ökofeminismus« (Warren 1987, 4).

Die ökofeministische Literatur ist inzwischen beträchtlich, ihre Kritik ebenfalls. Es gibt vor allem eine überraschend große Anzahl von kritischen Überblicken vom philosophischen (Plumwood 1986), ökologischen (Biehl 1991), soziologischen (Sandilands 1991), ökofundamentalistischen (Sessions 1991), ethischen (Cuomo 1992) und sozialistischen Standpunkt (Mellor 1992; in diesem Heft). Manche nennen sich selbst ökofeministisch, obwohl sie sich kritisch von verschiedenen Aspekten der Literatur distanzieren. Das legt nahe, daß es zumindest zwei Bedeutungen gibt: Die eine bezieht sich auf eine bestimmte Gruppe von Individuen, die diese Bezeichnung zur Selbstbeschreibung benutzen und einen, wie es oft heißt, essentialistischen Ansatz in bezug auf Frauen und Natur gemeinsam haben; die andere auf Menschen, die den Feminismus mit der Frage der Umwelt verbinden, ohne sich notwendigerweise als Ökofeministinnen zu bezeichnen (obwohl andere ihnen diese Zuschreibung geben können). Diese Gruppe läßt sich mit Holland-Cunz (vgl. Kuletz 1992) als die konstruktivistische Linie im Ökofeminismus bezeichnen.

Alle Ökofeministinnen haben eines gemeinsam: sie postulieren ein besonderes Verhältnis zwischen Frauen und Natur. Das »Besondere« setzt einen Begriff des »Normalen« oder »Anderen« voraus, was in diesem Falle das Verhältnis zwischen Männern und Natur ist. Dieses postulierte besondere Verhältnis wird entweder essentialistisch oder konstruktivistisch oder als Verbindung von beidem artikuliert.

Das Verhältnis von Frauen zu Natur

(I) »Frauen haben ein privilegiertes Verhältnis zu Natur«. – Als das besondere Frau-Natur-Verhältnis wird eine »engere« Beziehung angenommen als Männer sie haben. Diese Nähe kann unterschiedlich begriffen werden, etwa so, daß »Frauen immer wie Berge gedacht haben« (Doubiago 1989), oder daß es bei ihnen eine engere Verbindung von Körper und Geist gibt als bei Männern. Nach Spretnak »umfaßt« weibliche Spiritualität

»die Wahrheiten des Naturalismus und die ganzheitlichen Neigungen von Frauen. (...) Ich meine nicht 'nur' unsere Macht, Menschen aus unserem eigenen Fleisch und Blut auszubilden und sie mit unseren Brüsten zu nähren, oder die Tatsache, daß wir nach kosmischen Zeiten leben, d.h. nach Mondzyklen. Ich denke, daß es viele Momente im Leben einer Frau gibt, in denen sie in einer mächtigen Vereinigung von Körper und Geist die ganzheitlichen Wahrheiten der Spiritualität erfährt.« (Spretnak 1989, 128f)

King (1989) wendet diese essentialistische Aussage in eine politische. Unter der Voraussetzung, daß die größere Naturnähe von Frauen ein *kulturelles Konstrukt* ist, gebe es für Feministinnen drei Optionen: erstens können wir die Frauen in die Welt von Kultur und Produktion integrieren, indem wir die Frau-Natur-Verbindung durchtrennen; zweitens können wir sie verstärken; und drittens

»können wir uns, obwohl der Dualismus von Natur und Kultur ein kulturelles Produkt ist, gleichwohl *bewußt entscheiden*, die Frau-Natur-Verbindung nicht zu durchtrennen, indem wir uns der männlichen Kultur nicht anschließen. Wir können sie vielmehr als Ausgangspunkt zur

Bildung einer anderen Kultur und einer anderen Politik benutzen, die intuitive, spirituelle und rationale Formen der Erkenntnis integriert und Wissenschaft und Magie insoweit einschließt, als sie uns in die Lage versetzen, die Natur-Kultur-Unterscheidung zu transformieren und eine freie, ökologische Gesellschaft zu ersinnen und zu schaffen.« (King 1989, 22f)

Allerdings fragt sie nicht, wenngleich sie die Frau-Natur-Verbindung als kulturell konstruiert erkennt, wie wir, diese Verbindung nutzend, ihre essentialistische Interpretation – bei Frauen wie Männern – vermeiden können. Ich komme mit anderen Kritikerinnen zu dem Schluß, daß die Übernahme einer kulturell konstruierten essentialistischen Position aus Gründen politischer Zweckdienlichkeit schlicht die essentialistische Position stärken wird. Als Konsequenz aus dem postulierten besonderen Verhältnis kommen wir ferner logisch zu einer besonderen Verantwortung und lasten Frauen auf, den Dreck wegzuputzen, den patriarchalische Männer hinterlassen haben – ein Projekt, das weder machbar noch wünschbar noch gerecht wäre.

(2) »Frauen und Natur sind durch gleichzeitige Unterwerfung unter männliche Herrschaft verbunden«. – Diese konstruktivistische Interpretation wird verschieden formuliert. Nach Warren beruht z.B. Ökofeminismus auf vier Grundannahmen:

»(1) es gibt wichtige Verbindungen zwischen der Unterdrückung von Frauen und von Natur; (2) für jedes angemessene Verständnis der Unterdrückung von Frauen und Natur muß die Art dieser Verbindung verstanden werden; (3) feministische Theorie und Praxis muß eine ökologische Perspektive haben; und (4) Lösungen für ökologische Probleme müssen eine feministische Perspektive einschließen.« (Warren 1987, 4f)

Da alle Feministinnen gegen das Patriarchat sind und dieses eine Unterdrückungsform ist, die – wie alle anderen – auf einer Herrschaftslogik basiert, sei es ein wesentlicher Aspekt von Feminismus, die Logik der Unterdrückung zu eliminieren. Da ferner die Beherrschung der Natur und die der Frauen historisch, erfahrungsmäßig, symbolisch und theoretisch verbunden seien, müsse der Kampf gegen Naturismus⁴ als eine andere Form von Herrschaft als »integraler Teil jeder feministischen Solidaritätsbewegung gegen sexistische Unterdrückung und die Herrschaftslogik, die sie begrifflich fundiert«, betrachtet werden (Warren 1990, 132).

Warrens Arbeit ist philosophisch fundiert, und ihr primäres Interesse gilt dem *ideellen Bindeglied* zwischen verschiedenen Herrschaftsformen. Da die Verbindungen zwischen Sexismus und Naturismus »in eine unterdrückerische Begrifflichkeit eingelassen« sind (ebd., 133), müsse Feminismus ökologischen Feminismus mit einschließen. Ihre Analyse der Herrschaftslogik ist von grundlegender Bedeutung, aber sie ist weder historisch noch durch irgendwelche konkreten sozialen Faktoren begründet. Auch gibt sie nicht an, wie eine nicht- oder antinaturistische Haltung aussehen könnte.

Wie können wir als Menschen leben und Natur nicht ausbeuten oder unterdrücken? Dies ist ein ernsthaftes Problem. Natürlich können wir extreme Formen von Naturismus, d.h. der Beherrschung oder Unterdrückung nichtmenschlicher Natur, die unserer gegenwärtigen Organisationsweise innewohnen, erkennen: die Ausrottung von Arten, die Möglichkeit der Auslöschung allen Lebens

(Bertell 1985), die Mißachtung ökologischer Konsequenzen von Mega-Projekten wie verschiedenen Staudämmen (P. Adams 1991), die fortschreitende Verarmung unserer weltweiten Gen-Pools (Shiva 1989), die brutale Behandlung von Tieren bei der Fleischproduktion (C. Adams 1991), um nur einige zu nennen. Auf der anderen Seite können sich Menschen nicht direkt auf Natur beziehen. Unsere Erfahrungen und unser Umgang mit der natürlichen Umgebung, von der wir ein Teil sind, ist zwangsläufig sozial konstruiert. Dies gilt sowohl für unsere individuellen wie für unsere kollektiven Erfahrungen und Taten.

Vandana Shiva (1989) rechnet der Gewalt gegen Frauen und Natur (eine alternative Formulierung, die ich vorziehe)⁵ mit Carolyn Merchant (1980) die »reduktionistische Wissenschaft« als eigenständige Quelle hinzu. Diese beruht auf der Annahme, daß alle Systeme aus den gleichen Grundelementen bestehen, die diskret, unverbunden und atomistisch sind, und daß alle grundlegenden Prozesse mechanisch sind. Die ontologischen Annahmen, auf denen sie beruht, entsprechen diesen epistemologischen Annahmen:

»Die Gleichförmigkeit läßt zu, das Wissen um Teile des Systems als das Wissen ums Ganze zu nehmen. Die Trennbarkeit läßt die kontextfreie Abstraktion von Wissen zu und schafft Validitätskriterien, die auf Entfremdung und Nicht-Teilhabe beruhen und dann als 'Objektivität' projiziert werden. 'Experten' und 'Spezialisten' werden so als die einzig legitimen Sucher und Rechtfertiger von Wissen projiziert.« (Shiva 1989, 22f)

Shiva demonstriert die Effekte der Interaktion von westlichem Patriarchat und reduktionistischer Wissenschaft anhand von Entwicklungsprojekten in der »Dritten Welt«, die sie »Fehlentwicklung« nennt. Die Probleme, die dies aufwirft, betreffen in erster Linie ihre Begriffe und drehen sich um ihre Definition des »weiblichen Prinzips« als einer »nicht-gewalttätigen, nicht-geschlechtlichen und menschlich umfassenden Alternative« (ebd., xx), charakterisiert durch »(a) Kreativität, Aktivität, Produktivität; (b) Diversivität in Form und Gestalt; (c) Verbundenheit und Beziehung aller Lebewesen, einschließlich des Menschen; (d) Kontinuität zwischen dem Menschlichen und dem Natürlichen; und (e) Unverletzlichkeit von Leben und Natur.« Dagegen betrachtet die westliche »reduktionistische« Wissenschaft die Natur als »(a) träge und passiv; (b) gleichförmig und mechanistisch; (c) trennbar und in sich fragmentiert; (d) getrennt vom Menschen; und (e) unterlegen, beherrschbar und ausbeutbar durch den Menschen.« (Ebd., 40f) Die ökologische Krise ist im Grunde der Tod des weiblichen Prinzips (ebd., 42). Die Vorstellung eines »nicht-geschlechtlichen« weiblichen Prinzips scheint ein Widerspruch in sich zu sein, der aber die Bedeutung der Konfrontation zweier unterschiedlicher Weltansichten nicht beeinträchtigt. Das Problem ließe sich lösen, würde man den Begriff selbst in einen ungeschlechtlichen verwandeln und anmerken, daß diese Sicht öfter bei Frauen als bei Männern zu beobachten ist.

Die zweite Problematik betrifft den Inhalt ihrer Argumentation. Die Kritik von Entwicklung im westlichen Stil wird abgehoben gegen eine höchst positive Beschreibung der zuvor existierenden Subsistenz-Ökonomie, die ohne den Blick auf die existierenden Formen weiblicher Unterwerfung präsentiert wird. Dagegen benutzt Shiva den Begriff »Ethnowissenschaft«, um den Wissensreichtum zu beschreiben, den »Frauen, Stämme und Bauern« besaßen (1990, 26), als

sie ihr Wissen in ihrer zuvor existierenden Subsistenzkultur noch anwenden konnten. Das ist sicher ein wichtiges Argument, nur wird alles traditionale Wissen als »Ethnowissenschaft« präsentiert, ohne ein Kriterium der Unterscheidung zu liefern, welche seiner Aspekte das Leben bereichern und welche aus unterschiedlichen Gründen problematisch gewesen sein mögen. Und bei der Analyse westlicher Wissenschaft als »reduktionistisch« wird nicht gesagt, was denn eine Wissenschaft ausmacht, die weder Ethnowissenschaft (d.h. notwendig lokal und in diesem Sinne begrenzt) noch »reduktionistisch« ist.

Conn (1992) erforscht psychologische Ausbildungen dessen, was Shiva »reduktionistische Wissenschaft« genannt hat und was sie selbst »westlichen Individualismus« nennt, nämlich die Weltsicht,

»daß Wirklichkeit aus getrennten, unabhängigen Teilen gemacht ist, 'atomistischen Bausteinen', die mechanisch aufeinander einwirken. Aus dieser Sicht auf Wirklichkeit haben wir unsere Vorstellungen von Macht und Wettbewerb abgeleitet, die auf Hierarchie und Trennung beruhen, prototypisch ausgedrückt in der Evolutionstheorie, die sagt, daß nur der 'Tüchtigste' überlebt.« (Conn 1992, 165)

Diese Form von Individualismus ist pathologisch und führt zur Unfähigkeit, Probleme als global zu begreifen und entsprechend anzugehen. »Globale Verantwortung« als Alternative zu dieser letztlich destruktiven Weltsicht schließt vier Aspekte ein: (1) Bewußtheit, die Wahrnehmung globaler Probleme; (2) Verstehen, die Fähigkeit, die Information, die ins Bewußtsein kommt, zu integrieren und zu analysieren; (3) Erfahrung, die Fähigkeit zu fühlen und sich zu engagieren, statt dumpf und stumpf zu werden; und (4) Aktion, die Bereitschaft, aktiv für das eigene und das Überleben anderer zu arbeiten, indem man sich global engagiert (ebd., 169). Die Beziehungserfahrungen von Frauen, die auf einer von der männlichen unterschiedenen Sozialisation beruhen, und ihre Verbindung »mit der Erfahrung von Unterdrückung und untergeordnetem Status münden in eine einzigartige Position, von der aus wir unser vergangenes Verhalten als Menschen und unsere gegenwärtigen Bedingungen auf diesem Planeten bewerten und einschätzen können. Wir sind in der Lage zu wissen, daß nicht alles gut ist.« (Ebd., 174f)

Waring (1988) unterwirft die *ökonomische Theorie* einer ökofeministischen Kritik. In den gegenwärtigen ökonomischen Theorien werde weder der unbezahlten Arbeit der Frauen noch den unbearbeiteten Produkten der Natur Wert zugeschrieben, was zu groben Verzerrungen unseres Verständnisses von wahren Wert (Leben) und der Basis, auf der unsere gesamte ökonomische Struktur aufbaut (Reproduktion), geführt habe. Daher führen uns leitende Begriffe wie etwa ökonomische Definitionen von Arbeit, Wert, Produktivität und davon abgeleitete Messungen wie z.B. das Bruttosozialprodukt und die darauf aufbauenden nationalen Berechnungssysteme ebenso wie Statistiken, die die relevanten Informationen nicht einholen, in die Irre. Sie liefern Requisiten für ein System, das Frauenarbeit und die Produktivität der Natur ausbeutet. Das ist für den Planeten letztlich zerstörerisch.

Agarwal (1991) findet den Ökofeminismus brüchig und schlägt einen alternativen Ansatz vor, »feministisches Umweltdenken«, in dem »das Bindeglied zwischen Frauen und Umwelt als durch eine gegebene Geschlechts- und Klassen (Kasten/Rassen-)organisation und -produktion, -reproduktion und -distribution

strukturiert angesehen werden kann. Ideologische Konstruktionen wie die von Geschlecht, Natur und des Verhältnisses beider können als (interaktiver) Teil dieser Strukturierung betrachtet werden, aber nicht als das Ganze.« (11) Sie wendet diesen Ansatz dann auf die ländliche Entwicklung auf dem indischen Subkontinent an und dokumentiert, daß Frauen aus Stämmen und arme Bäuerinnen durch reziproke und kreative Interaktion mit der Natur entscheidend zum Unterhalt der Familie mit beigetragen haben. Sie findet, daß

»(a) der Kampfgeist der Frauen viel enger mit dem Überleben der Familie verbunden ist als der der Männer; (b) daß in diesen Kämpfen der Versuch impliziert ist, einen Raum für eine alternative Existenz herauszuschneiden, die auf Gleichheit aller, nicht auf Herrschaft über Menschen und auf Kooperation mit der Natur, nicht auf ihrer Beherrschung basiert.« (Agarwal 1991, 56)

Diese Befunde stellen das existierende Entwicklungsparadigma in Frage und unterstreichen die Notwendigkeit von weitreichenden politischen Wendungen: in Richtung auf eine größere Produktmischung, auf andere Entscheidungsprozesse, die nicht von oben nach unten verlaufen, sondern hin zu dezentralisierten Planungs- und Kontrollprozessen gehen, die die ländlichen Armen und insbesondere Frauen einbeziehen. Dies erfordert andere Technologien, andere Wissens- und andere Verteilungssysteme. Insbesondere »würden wir neue Interaktionsformen zwischen Ortsansässigen und ausgebildeten WissenschaftlerInnen brauchen, und eine Erweiterung der Definition des 'Wissenschaftlichen', um plurale Wissens- und Innovationsquellen mit einzuschließen und nicht bloß jene, die in Universitäten und Laboratorien hervorgebracht worden sind.« (Ebd., 57)

Insgesamt ist die gleichzeitige Gewalt gegen Frauen und Natur überzeugend dokumentiert, ohne daß irgendeine Notwendigkeit besteht, zu der essentialistischen Annahme zu flüchten, das Verhältnis von Frauen zu Natur sei ein irgendwie privilegiertes. Wir erhalten damit einen Ausgangspunkt für eine Ökosozilogie, während die essentialistische Version nicht bloß a-soziologisch, sondern in einem ganz realen Sinne anti-soziologisch ist.⁶

Die Umweltsoziologie

Elliott (1992, 4) datiert den Beginn der Umweltsoziologie auf das Jahr 1976, als verschiedene Mitglieder der Amerikanischen Soziologischen Vereinigung eine solche Sektion gründeten, und hat vier Ansätze unterschieden: den der *neuen menschlichen Ökologie* (new human ecology), den der *Umweltbewegung*, den *umweltpolitischen* Ansatz und den der *neuen politischen Ökonomie*. Wir können dem den Ansatz der *menschlichen Geographie* (human geography) hinzufügen. Für die »neue menschliche Ökologie« stehen exemplarisch die Arbeiten von Catton und Dunlap (1978), die für eine Abwendung von den Anthropomorphismen der soziologischen Haupttraditionen (Funktionalismus, Interaktionismus, Marxismus und Weberianismus) plädieren, die aber »außerhalb kleiner Zirkel in den USA nur minimalen Einfluß« gehabt hatten, wie Elliott ausführt (ebd., 5). Der Soziale-Bewegungs-Ansatz ist »ein Ansatz ... mit guten Ideen, Aktionen und Strukturen ... Aber selbst diese Arbeit sagt nicht viel über den interaktiven Charakter der Formation und Entwicklung einer sozialen Bewegung.« (Ebd., 11) Sein Studium des Ansatzes der neuen politischen Ökonomie enthüllt ungenügende

Ergebnisse über die Umweltfolgen verschiedener »Ertrags«-Strategien. Er setzt seine Hoffnung auf eine »erneuerte politische Ökonomie und eine wieder aufgefrischte Annäherung an soziale Bewegungen« (ebd., 16). Wenn wir die Arbeiten der »menschlichen Geographen« (z.B. Michelson 1993) hinzunehmen, stoßen wir auf eine Leerstelle in der Frage der Nicht/Nachhaltigkeit gesellschaftlicher Organisationen auf Grund der Verschlechterung ökologischer Bedingungen.

Sechs Elemente sind nach Auffassung von Elliott nötig für eine angemessene Umweltsoziologie: 1. die Erkenntnis, daß die Verschlechterung der ökologischen Bedingungen zu höchst bedeutsamen Formen sozialer Reorganisation führen wird; 2. daß jeder Ansatz den internationalen, globalen Charakter der Probleme im Auge behalten muß; 3. daß wir Begrifflichkeiten brauchen, die Analysen der materiellen Grundlagen von Macht und Verantwortung mit gleichermaßen detaillierten Untersuchungen der einbezogenen kulturellen Prozesse verbinden; 4. ein ausgeprägter Sinn für den Prozeßcharakter; 5. die Erforschung des interaktiven Charakters von Umweltkämpfen; und 6. die strikte Berücksichtigung der Institutionen und Strukturen, in denen Umweltkämpfe auftreten.

Michael Clow (1993) identifiziert in der Soziologie drei Standpunkte, den *traditionellen*, der durch die Auffassung charakterisiert ist, daß es »kein Problem« gebe, und den er mit dem Funktionalismus gleichsetzt; den der *Grenzen des Wachstums*, den er auf die Veröffentlichung des Club of Rome (Meadows u.a. 1972) zurückdatiert; und den des *Umweltmanagements*, der exemplarisch im Brundtland Bericht (United Nations 1987) zum Ausdruck kommt. Die funktionalistischen Ansätze und die des Umweltmanagements weist er als unangemessen zurück – den Funktionalismus, weil er fortfahre, an ökonomisches Wachstum und an den Triumph der industriellen Gesellschaft zu glauben. »Die gegenwärtige konservative Mode, das Ende der Geschichte auszurufen – das Ende weiteren fundamentalen sozialen Wandels und den immerwährenden Triumph des Kapitalismus –, ist nicht nur ein schlechter Witz. Im Lichte der sich nähernden ökologischen Erschöpfung ist dies überheblich.« (Clow 1993, 10) Das Problem im Ansatz des Umweltmanagements benennt er mit »bloßem Wunschdenken«. »Das Grundlegende sind ökologische Zwänge, die in der Tat die Größe der Ökonomie und die Zusammensetzung ihrer Produktivkräfte begrenzen werden, trotz unserer bestmöglichen Anstrengungen in Richtung technologischer Innovation. Die zugrundeliegende Annahme, materieller Fortschritt sei ein bleibendes Merkmal unserer Gesellschaft, ist als Irrtum offensichtlich. Die SoziologInnen haben dem nach außen hin kaum Aufmerksamkeit gewidmet.« (Ebd., 9)

Clow wendet sich sodann dem Marxismus zu und findet hier die gleichen Probleme einer grundsätzlichen Annahme fortdauernden materiellen Fortschritts, der einer vollständigen Blindheit gegenüber ökologischen Zwängen geschuldet sei, doch räumt er ein, daß »Klassenkonflikte durch die Existenz natürlicher Zwänge auf die Ökonomie unwiderlegt bleiben«. Wenn MarxistInnen bereit sind, »ökonomische Aktivität so zu überdenken, daß sie die ökologischen Untermauerungen und Folgen ökonomischen Handelns systematisch mit einbeziehen« (ebd., 23), dann, so schlägt er wie schon Elliott vor, sei dies der angemessene Weg. Den Begriff des »Umweltproblems« bezeichnet Clow im Zuge dieser Überlegungen »als einen gravierenden und irreführenden Entenner (*misnomer*)«

(ebd., 12). Wir sollten es statt dessen als das »menschliche Problem« erkennen – es ist nicht die natürliche Umwelt, die schlecht funktioniert, sondern die Menschen zerstören die Biosphäre.

Wir können (mit Elliott und Clow) festhalten, daß die Umweltsoziologie insgesamt die Nicht-Nachhaltigkeit unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Organisation verkennt. Darüber hinaus zieht keiner ihrer Vertreter, einschließlich ihrer Kritiker, den geschlechtlichen Charakter der Effekte verschiedener sozialer und ökonomischer Strategien und vorgeschlagener Lösungen in Betracht. Etwas anders verhält es sich mit den Standpunkten der Umweltbewegung und der Umweltpolitik. Sie handeln von Menschen, die das Problem der Nicht-Nachhaltigkeit und seiner Dringlichkeit ganz in den Vordergrund rücken, aber sie behandeln die Fragen nur *indirekt*. Wenn man sich der Perspektive einer sozialen Bewegung bedient, setzt man einen distanzierenden Mechanismus in Gang, der das Problem als *deren* Problem ansieht – was tun *sie* dafür? –, und nicht als *unser* Problem – was tun *wir* dafür? Newby (1992, 1) sieht die Gründe, warum »der Beitrag der Soziologie zur öffentlichen Debatte über die Veränderung der Umweltbedingungen ... bisher vernachlässigenswert geblieben ist« im Zusammenhang mit der Neigung der Soziologie zur Entmystifikation. »'Die Umwelt' wird nicht materiell, sondern kulturell, als ein Satz von Symbolen interpretiert, die in der gegenwärtigen Welt das vorherrschende Vokabular des Unbehagens liefern. Die Veränderung der Umwelt wird nicht als das analysiert, was sie ist, sondern als das, was sie symbolisiert: Umweltschutzdenken wird, mit anderen Worten, auf eine moralische Panik reduziert.« (Ebd., 6)

Wenngleich die Konzentration auf Umweltbewegungen und -politik notwendige und nützliche Bestandteile eines umfassenden Herangehens sind, hat sie den eigentümlichen Effekt, ForscherIn als auch LeserIn von der Unmittelbarkeit des Problems zu distanzieren, trotz seiner offensichtlichen Relevanz: wir werden die Biosphäre unseres Planeten zerstören, wenn wir uns nicht ändern. Da wir alle Teil des Problems sind (insbesondere, wenn wir den Lebensstil der Mittelklasse in Nordamerika leben⁷), sind wir nach unseren Beiträgen zur Lösung gefragt. Der Ansatz der politischen Ökonomie, der sowohl von Elliott als auch von Clow als eine mögliche Lösung vorgeschlagen wurde, neigt zu Geschlechtsblindheit (Mellor 1992), hat aber den Vorteil, zu erkennen, daß alle technischen Eingriffe, ganz gleich, ob gut, schlecht oder indifferent, sozial vermittelt sind. Diese Erkenntnis ist in der einschlägigen Literatur durchaus nicht selbstverständlich.

Notiz zum Brundtland-Bericht⁸

Der Bericht erkennt auf jeden Fall Reichweite, Natur und Dringlichkeit des Problems. Seine zentrale These lautet: »Die Ungleichheit ist das wichtigste 'Umwelt'-Problem des Planeten; sie ist zugleich sein wichtigstes 'Entwicklungs'-Problem.« (United Nations 1987, 6) Folgerichtig liefert er eine integrierte Analyse zu Bevölkerung, Ernährungsgarantie, Verlust an Arten und genetischen Ressourcen, Energie, Industrie und menschlicher Besiedlung »in der Einsicht, daß all dies in einem Zusammenhang steht und nicht unabhängig voneinander behandelt werden kann« (11). »Nachhaltige Entwicklung« wird definiert als »Entwicklung,

welche die Bedürfnisse der Gegenwart befriedigt, ohne die Möglichkeit kommender Generationen aufs Spiel zu setzen, ihre Bedürfnisse zu befriedigen« (43). Der Bericht enthält die beiden Schlüsselbegriffe »Bedürfnisse« und »Grenzen« und äußert sich »aus der Sorge um soziale Gerechtigkeit zwischen den Generationen, einer Sorge, die logischerweise auf Gerechtigkeit innerhalb jeder Generation ausgedehnt werden muß« (ebd.). Er liefert konkrete Verfahrensempfehlungen und endet mit der Erklärung: »Wir sind uns einig in der Überzeugung, daß die Sicherheit, das Wohlergehen und das bloße Überleben des Planeten von solchen Veränderungen jetzt abhängt.« (343)

Andererseits ist der Bericht kein homogenes Werk. Höchst problematische Aspekte lassen sich leicht ausmachen: die ausdrückliche Bejahung von Atomenergie und Biotechnologien, die positive Einschätzung der sogenannten grünen und weißen Revolutionen⁹ und die fortgesetzte Verwendung des Entwicklungsbegriffs. Entwicklung ist, wie verschiedentlich angemerkt wurde, beschreibbar »als eine Einschließungsbewegung, durch die allgemeiner Reichtum in ein Mittel für private Ausbeutung verwandelt wird.«¹⁰ Der Gebrauch des Begriffs arbeitet seinem Mißbrauch durch verschiedene Vertreter einer traditionellen Herangehensweise (insbesondere multinationaler Gesellschaften) in die Hände. Kritik und Besorgnis sind daher gleichermaßen am Platz.

Der Bericht verfügt gleichwohl über einige sehr fortschrittliche Aussagen und über eine scharfe – wenn auch inkonsistente – Kenntnis der sozialen Dimensionen sowohl der Probleme wie der möglichen Lösungen sowie über eine etwas widersprüchlich durchgehaltene Analyse der Geschlechterverhältnisse. Das macht ihn besser als viele andere. Man sollte ihn daher weniger an den Maßstäben zu messen suchen, die der Arbeit eines Autors oder einer Gruppe angemessen sind, die nicht durch politische Zwänge von ungeheurem Ausmaß behindert sind, sondern lieber auf die Durchführung der politischen Empfehlungen des Berichts drängen, damit ein Anfang gemacht wird, um einige der gegenwärtigen zerstörerischen Trends zu wenden oder zumindest zu verlangsamen.

Die Literatur über Nicht/Nachhaltigkeit

Die Literatur zu einer nachhaltigen Gesellschaft (*sustainable society*) kann in drei Gruppen unterschieden werden. Eine befaßt sich mit der Frage, *indem sie verschiedene schädliche Effekte dokumentiert*: Verunreinigung von Wasser, Luft und Boden, Verlust der Erdkrume, Verwüstung, klimatische Veränderungen und ihre antizipierten Folgen, Ausrottung verschiedener Arten von Tieren und Pflanzen usw. Im allgemeinen ist diese Literatur sowohl dadurch gekennzeichnet, daß sie die Probleme benennt, als auch dadurch, daß sie Ziele nahelegt, z.B. einen Stop der Endlagerung von toxischem Material. Sie schweigt jedoch darüber, wie diese Veränderungen durchgeführt werden sollen (vgl. Mungall/McLaren 1990, Caldicott 1992). Eine zweite Herangehensweise zeigt sich im *Bioregionalismus*, einem Versuch, der noch in den Anfängen steckt (und als solcher von großem Interesse ist). Unglücklicherweise geht er genau gegen derzeitige Globalisierungstrends. Wenn wir keine Wege finden, die ökonomische Globalisierung zu brechen, haben solche Bemühungen sehr begrenzte Anwendbarkeit. Ein dritter

Literaturzweig beurteilt Verbrauchsgüter hinsichtlich ihrer Einwirkung auf die Umwelt und ihrer Notwendigkeit für die Menschen und schlägt Alternativen vor. Exemplarisch seien Bücher wie das des *Simple Living Collective* (1978) oder Plant/Plant (1991) angeführt, die erforschen, wie verschiedenen Arten von Verbrauchsgütern durch Bürgeraktion das Vertrauen entzogen werden kann. Andere wenden sich an individuelle und kollektive Konsumgewohnheiten in bezug auf bestimmte Nahrungsmittel (C. Adams 1991, Lappe 1982) oder Autos (Zuckermann 1991). Mit Ausnahme von C. Adams und in geringerem Umfang auch des *Simple Living Collective* gibt es keinerlei geschlechtsspezifische Analyse, und kein Gedanke gilt der Frage, wer in welcher Weise betroffen sein wird, wenn die befürworteten Veränderungen tatsächlich eingeführt würden.

Die Veröffentlichungen des Worldwatch-Instituts fallen ebenfalls in diese Kategorie. Ihr Bild einer nachhaltigen Gesellschaft ist, wiewohl nützlich, bar jeder sozialen oder geschlechtsspezifischen Analyse. Wo Geschlecht in Betracht gezogen wird, geschieht dies in getrennten Kapiteln und nicht als eine Frage, die alle anderen durchzieht (vgl. z.B. Jacobsen 1991). Ziele werden abstrakt formuliert, ohne sorgfältige Überprüfung, was ihre Durchführung bedeuten wird und wo Widerstand erwartet werden kann, weil sie gegen handfeste Interessen gerichtet sind. So postulieren, um nur ein Beispiel zu nennen, Brown u.a. (1990) sechs Voraussetzungen für eine nachhaltige Gesellschaft: 1. die zur Verfügung stehende Zeit betrage noch ca. 40 Jahre; 2. nur gegenwärtig existierende Technologien und deren Verbesserungen sind Grundlage; 3. die Weltökonomie wird durch Kohle, Öl und Erdgas betrieben; 4. es wird ein dramatisches Absinken der Geburtenrate geben; 5. die Welt wird eine gerechtere und sicherere Ökonomie erlangen. Die 6. Annahme formulieren die AutorInnen gar nicht als eine Annahme, sondern als einfache Feststellung:

»Letzten Endes sind es individuelle Werte, die den sozialen Wandel vorantreiben. So hängt Fortschritt von einer kollektiven Stärkung unseres Verantwortungsbewußtseins gegenüber der Erde und den kommenden Generationen ab. Ohne die Neu-Bewertung unserer persönlichen Bestrebungen und Motivationen werden wir nie eine umweltmäßig gesunde globale Gemeinschaft erreichen.« (Brown u.a. 1990, 175)

Man könnte dagegenhalten, daß in ihren fünf Annahmen genau die Probleme liegen: *Wie* nämlich können wir eine gerechtere und sicherere Ökonomie erzielen, wenn die derzeitigen ökonomischen Trends genau in die entgegengesetzte Richtung gehen? In ihrer sechsten Annahme manifestiert sich ein allgemein vorhandenes und tiefverwurzeltes Mißverständnis sozialer Prozesse. Nicht nur unsere individuellen Bestrebungen und Motivationen müssen geändert werden (wenngleich auch dies wichtig ist), sondern unsere sozialen Strukturen. Gegenwärtig belohnen wir Hersteller, die mit der Umwelt unverantwortlich und schändlich umgehen, ökonomisch. Zum Beispiel steckt die kanadische Regierung viele Milliarden Dollar in Megaprojekte mit vorhersagbaren schrecklichen Umweltfolgen, während sie kleine Unternehmen auspreßt, Kleinstunternehmen behindert, Künste und Erziehung beschneidet – zwei Bereiche, die höchst arbeitsintensiv sind und für gewöhnlich die Umwelt nicht belasten.

Der einzelne Bürger ist in der Situation eines »eingesperrten Reisenden« (Gillroy 1992). »... kleine Dosen äußerst toxischen Materials können eine katastrophale

Wirkung auf die geistigen und physischen Fähigkeiten einer großen Anzahl von Akteuren über viele Generationen hinweg haben.« (Ebd., 225) Es gibt keine Symmetrie zwischen den Risikoverursachern und jenen, denen das Risiko auferlegt wird. »Individuen haben keine andere Wahl, als zu kooperieren, weil sie individuell keine Macht haben, ihrerseits mit einer Gefährdung der Umwelt zu drohen.« (226) Man kann lange Zeit in einer stark verseuchten Umwelt leben, ohne beweisen zu können, woher die Gefährdung kommt. Der Schaden darf nicht als rationaler Kostenfaktor eines Nutzens gesehen werden, der bestimmten Akteuren zufällt. Statt dessen sollten wir eine sichere Umwelt als ein moralisches Recht verstehen, das jedem Bürger zukommt. »Eine Umweltgefährdung zu verursachen ist ein Akt von Mißachtung durch einen Akteur, der oder die sein oder ihr persönliches Wohlergehen auf Kosten der Lebensfähigkeit und Eigenart von anderen vermehrt.« (233) Folglich müssen wir die Beweislast »von denen, die den möglichen Schaden regulieren würden, auf jene verlagern, die der Gesellschaft das Risiko auferlegen und menschliche Handlungsfähigkeit bedrohen« (ebd.). Erkennt man Individuen als eingesperrte Reisende im gewinnträchtigen Unternehmen eines anderen, dann dann muß man verlangen, den Zug anzuhalten, damit die Reisenden aussteigen können – und *nicht*, daß sie individuell entscheiden dürfen, mit welchem Tempo sie in den Gängen des Zuges auf- und abgehen. Die ausschließliche Betonung individueller Werte geht an dieser grundlegenden Tatsache vorbei.

Zur aktuellen Forschungslage bezüglich einer nachhaltigen Gesellschaft

Die Gesamteinschätzung sieht nicht gut aus. Wir scheinen die Wahl zu haben zwischen einer nicht-feministischen, geschlechtsblinden Umweltsoziologie, die sich mit unserer gegenwärtigen Nicht-Nachhaltigkeit nicht direkt beschäftigt, einem sozial ungeeigneten Ökofeminismus oder einer geschlechtsblinden und sozial ungeeigneten Literatur für eine nachhaltige Gesellschaft.

Die Suche nach Verbindungspunkten zwischen diesen disparaten Literaturen erbrachte ein überraschendes Resultat: ein roter Faden, der in verschiedenen Kontexten klar zu erkennen ist, ist die Art des Wissens. Es gibt überraschende Parallelen zwischen den Frauen- und Arbeits-Gesundheitsbewegungen in Nordamerika und der Problematisierung westlichen Wissens sowohl aus indischer (Shiva 1989, Agarwal 1991) wie aus nordamerikanischer Sicht (Merchant 1980, Conn 1990). Die nordamerikanischen Bewegungen gegen Giftmüll werden meistens von Frauen organisiert, »teils weil sie für die Gesundheit ihrer Familien zuständig sind, und teils weil sie sich mehr als Männer um lokale Umweltprobleme kümmern« (Brown 1992, 276). Diese Frauen treffen häufig auf heftigen Widerstand sowohl von Behörden als auch im persönlichen Leben gegen ihre Versuche, Giftwirkungen publik zu machen. Als z.B. die gegen Giftmüll kämpfende Ann Andersen beim Familienminister Unterstützung für ihre Bemühungen suchte, das Auftreten von Leukämie mit der örtlichen Wasserqualität in Verbindung zu bringen, »unterstützte er zunächst den Wunsch ihres Ehemannes, ihr abzuraten« (ebd., 270). Brown kommt in einem Überblick über »Volksepidemiologie« zu dem Schluß, daß »Laienbeteiligung nicht nur 'gute Politik' ist. Es ist auch

'gute Wissenschaft'«. Er gibt dafür vier Gründe an: 1. den Aufweis vieler Fälle von »schlechter Wissenschaft«; 2. den Beleg, daß die »normale Wissenschaft« ihre Schattenseiten hat; 3. die Suche nach alternativen Wegen von Information und Analyse und 4. dementsprechend nützliche Daten, die für Wissenschaftler häufig unerreichbar sind (ebd., 276f). Die Parallelen zwischen dieser Situation und derjenigen, die beispielsweise von Shiva (1989) und Agarwal (1991) in Indien dokumentiert wird, sind offensichtlich, scheinen jedoch bislang unbemerkt geblieben zu sein.

Alle, die den Beitrag der SoziologInnen zur Frage der Umweltzerstörung bisher studiert haben, stimmen darin überein, daß er minimal oder nicht vorhanden war. 1991 haben zwei PräsidentInnen soziologischer Gesellschaften unabhängig voneinander ihre Präsidenschaftsrede diesem Thema gewidmet: Newby (1991) in der Britischen Soziologengesellschaft und Eichler (1991) in der Kanadischen Gesellschaft für Soziologie und Anthropologie. Jeder Bericht über Umweltliteratur zeigt jedoch die Abwesenheit von SoziologInnen (z.B. Elliott 1992 und Clow 1993), so wie sie auch in der Literatur zu Ökofeminismus und zu nachhaltiger Entwicklung bzw. Gesellschaft fehlen. Nirgends scheint es die Erkenntnis zu geben, daß das Problem jetzt akut ist, daß es in seiner sozialen Bedeutung alle anderen übertrifft und offenbar von gewaltigem Ausmaß ist. Wir scheinen eingesponnen zu sein in einem Kokon von Unbekümmertheit, der Soziologie zunehmend irrelevant machen wird.

Der Zustand des Globus im *Globus*

Nach meiner vergeblichen Suche in jener Literatur, die für die sozialen Probleme der Umweltzerstörung am vielversprechendsten schien, kam mir der Gedanke, daß wir SoziologInnen das Problem möglicherweise deshalb nicht bemerken, weil es gut versteckt ist. Ich war gezwungen, eine große Menge nicht-soziologischer Literatur zu lesen, um die Belege zu finden, so ich sie fand (und ich finde Tag für Tag mehr). Um diesen Gedanken auf seine Stichhaltigkeit zu prüfen, stürzte ich mich ein Semester lang in ein kleines Medienprojekt: Ich las *Globe and Mail*¹¹ und schnitt diejenigen Artikel aus, die in irgendeinem Zusammenhang zur Frage der Nicht/Nachhaltigkeit standen. Ich begann mit einer weiten Definition, was relevante Punkte sein sollten (etwa solche, die soziale Gerechtigkeit betrafen und zentrale Themen, die für die Zukunft bedeutsam, aber in ihren Konsequenzen noch unabsehbar sind, z.B. die Umstrukturierung des Fernsehens). Die Zeitspanne war das Wintersemester 1993. Die Absicht war *nicht*, eine vollständige Auflistung dessen zu liefern, was in dieser Zeitspanne geschah, sondern festzustellen, was über den Zustand unseres Planeten auf sehr einfache Weise gelernt werden kann, indem man eine Zeitung drei Monate lang konsequent liest.

Das Ergebnis war überwältigend. In bezug auf Tiere erfuhren wir, daß Weißkopfseeadler an Bleivergiftung sterben, weil sie Enten fressen, die mit Schrot geschossen wurden (»Eagles fall prey to lead poisoning«, 13.1.93). Karibus¹² und Moschustiere in Yukon und den Northwest Territories sind dermaßen cadmiumverseucht, daß es für die Eskimos gefährlich sein kann, ihr Fleisch zu essen. Das Cadmium stammt aus der industriellen Luftverschmutzung, die sich durch unsere

Wetterlagen in der Arktis ansammelt (»Return of Caribou threat to Inuit«, 14.1.). Die Koalas werden ausgerottet, weil sie ihren Lebensraum verlieren, durch Hunde, Autos, Geschlechtskrankheiten und Eukalyptusbäume, die, um sich selbst zu schützen, giftige Blätter hervorbringen (»Koala is losing fight for survival«, 27.1.). Die echten Karettschildkröten werden dank der Schildpattindustrie nahezu ausgerottet (»Shell beauty replaces bomb horror«, 3.2.). Moderne Netze sind die größte Gefahr für Wale (»Net loss. A whale of alarm«, 6.2.). Im Ozean von Kerala hat sich der Fischbestand besorgniserregend verringert. Der gesamte Garnelenfang ging z.B. seit der Ankunft einer Flotte von Tiefseeschleppnetzfischern, die durch norwegische Hilfsprogramme in die Gegend eingeführt wurden, um zwei Drittel zurück. Der halbe Ertrag muß jetzt doppelt so viele Familien ernähren. Das Ergebnis ist eine vitaminarme Zwangsdiät, die vermutlich die vor kurzem eingetretene Zunahme von Hautkrankheiten verursacht hat (»When technology doesn't really help people«, 18.2.). Die Höhleneule ist dank des Gebrauchs von kohlenstoffhaltigen Schädlingsbekämpfungsmitteln vom Aussterben bedroht. In Kanada gibt es nur noch 2000 Paare. 1984 starben in Saskatchewan auf 160 Morgen Rapssaat 2000 Lappland-Spornammern an dieser Chemikalie (»Insecticide threatens owls, group warns«, 25.3.). Der Bestand von Albertas Wildpferden wird durch Fallen und Jagden mit technologischen Mitteln erschöpft. Sie werden als Fleisch verkauft (»Alberta range less than a home for wild horses«, 16.3.). In Yukon wurden trotz heftiger Proteste 50 Wölfe erschossen und 20 weitere sollen folgen (»Critics howling over wolfhunt«, Anfang März), um die Überlebensraten von Karibukälbern zu erhöhen (»Fifty wolves shot in Yukon kill«, 6.3.). In Ontario wurden mehr Bären erschossen als in irgendeinem anderen Verwaltungsbezirk Nordamerikas – ca. 6760 im Jahre 1991. Obwohl es gesetzwidrig ist, Bärenmütter zu erschießen, gibt es keine Strafe, wenn es geschieht. Grob geschätzt sind ein Drittel der erlegten Bären erwachsene Weibchen. Die Provinz nimmt jährlich 13 Millionen Dollar bei der Frühjahrsjagd ein (»It's like shooting bears in a barrel«, 10.3.). Die Niederlande haben seit 1950 ein Drittel ihrer Vogelpopulation verloren (»Turning farmland back to nature«, 8.3.). Wissenschaftler haben für künftige Organtransplantationen das erste Schwein gezüchtet, das ein aus menschlichen Genen entwickeltes Herz hat (»Scientists hail heart from transgenic pig«, 12.3.).

Auf ähnlich niederschmetternde Weise geht es weiter über die unterschiedlichsten Bereiche hinweg, die alle hier vorzustellen sich aus Platzgründen verbietet.¹³ Zusammenfassend können wir jedoch festhalten, daß das Gesamtbild, das wir nach nur drei Monaten gezielten Lesens erhalten, eine Welt in einer enormen Umweltkrise zeigt. Neben Berichten über die Ausrottung von Tieren gab es solche über die weltweite Verschmutzung des Trinkwassers, über den Zusammenhang von Kriegshandlungen und dem Mangel an Ressourcen, über das Wachstum des internationalen Waffenhandels, den Zuwachs an Atomenergie und die damit verbundenen Gefahren. Über ausgelaufenes Öl und über Giftmülldeponien wurde vielfältig informiert. Wir sind nicht nur dabei, den Regenwald in verschiedenen Kontinenten zu vernichten, auch die Taiga, die ungefähr ein Viertel aller Wälder der Welt ausmacht, wird derzeit vollständig abgeholzt. Das hat unübersehbare Konsequenzen für die Erderwärmung. Mega-Projekte werden weiterhin

finanziert und ausgebaut, obwohl schon die bestehenden teilweise katastrophale Folgen hatten. Krankheitserreger mutieren, und etwa die Hälfte der Weltbevölkerung leidet an den Folgen von Unter- oder Fehlernährung. Die Naturkatastrophen haben weltweit von durchschnittlich zwei auf acht pro Jahr zugenommen. Und die ultraviolette Strahlung hat sich infolge des Ozonschwunds um 25 Prozent verstärkt.

Dies ist nur eine knappe Bilanz aus den verschiedenen Artikeln. Die Zeitung ist eine konservative, kommerzielle Tageszeitung, die in keiner Weise ökologisch orientiert ist. Es ist bemerkenswert, daß die meisten Nachrichten dieser Art gewöhnlich in der Mitte oder am Ende eines Artikels standen, dessen Überschrift zumeist ein anderes Thema betraf. Viele der Nachrichten hatten die Form kleiner Meldungen. Trotz ihrer Vielzahl können wir sicher sein, daß nur ein kleiner Teil dessen, was sich wirklich in der Umwelt abspielte, berichtet wurde. Daß ich nicht so viele Informationen erwartet hatte, zeigt, daß ich mich in all den Jahren, in denen ich nicht nur *Globe and Mail*, sondern auch noch andere Zeitungen lese, gegen solches Wissen künstlich abgedichtet hatte. Ich schließe daraus, daß wir als WissenschaftlerInnengemeinde mutwillig Barrieren gegen ein Wissen aufrichten, das zu erschreckend, zu überwältigend scheint und zu hohe Anforderungen stellt, die uns zwingen, nicht nur unser Privatleben, sondern auch unsere berufliche Arbeit neu zu durchdenken. Wenn Soziologie für die bestehende soziale Ordnung relevant sein soll, können wir es uns auf keinen Fall leisten, noch länger die Augen zuzumachen.

Wohin führt uns das? Ein Anfang ist gemacht in Form der Umweltsoziologie. Aber Umweltsoziologie ist ein Fachgebiet. Da die Mehrzahl von uns legitimerweise behaupten wird, daß unsere eigenen Fachgebiete wichtig sind (ich habe als feministische Soziologin ganz entschieden dieses Gefühl), können wir nicht erwarten, daß nun alle ihre Projekte fallenlassen und sich der Umweltsoziologie zuwenden – um so weniger, als diese Disziplin bislang gar nicht die Gewähr bietet, daß sie die Problematik unmittelbar angeht. Statt dessen können wir uns fragen, was es bedeutet, daß unsere gegenwärtige Gesellschaft nicht nachhaltig ist – ganz gleich, in welcher Unterdisziplin oder in welcher theoretischen Perspektive wir arbeiten.

Feministische Wissenschaftlerinnen haben einige dieser Fragen aufgeworfen, jedoch hat noch niemand umrissen, wie eine *nachhaltige* westliche Gesellschaft aussehen könnte, die zugleich nicht sexistisch, nicht rassistisch und im allgemeinen nicht hierarchisch strukturiert ist. Ich glaube, daß wir zu diesen Fragen einiges von den Analysen der Feministinnen aus der Dritten Welt lernen können. In verschiedener Hinsicht sind ihre Analysen sowohl zahlreicher als auch entwickelter (Shiva 1989, 1991; Agarwal 1990, 1991; Sontheimer 1991; Rodda 1991; Mies/Shiva 1993 usw.). Es genügt jedoch nicht, die Hauptfragen in solchen Gesellschaften zu verstehen, die anders sind als die unsrige. Wir müssen uns auch fragen, was sie für unsere eigene Gesellschaft bedeuten, da eine Vielzahl der Probleme bei uns entstehen. Diejenigen, die zur Erkenntnis der Probleme die bedeutendsten Beiträge geleistet haben, sind samt und sonders NichtsoziologInnen. Trotzdem benutzen sie oftmals in der Hauptsache soziologische Begrifflichkeiten. Das ist ein paradoxer Zustand. Er macht die Nützlichkeit eines soziologischen

Zugangs und zur gleichen Zeit unser Versagen deutlich, Soziologie auf die dringlichsten Probleme unserer Zeit anzuwenden.

Für eine feministische Ökosozio­logie

Wie könnte also eine ökosozio­logische Perspektive aussehen? Ich beginne mit der Annahme, daß sie Elemente von feministischen, soziologischen und Umweltstandpunkten verbinden würde. Derzeit sind die wechselseitigen Einschätzungen nicht vielversprechend. Die UmweltforscherInnen betrachten, wenn sie radikale ÖkologInnen sind, feministische Analysen als frauenzentriert und daher anthropozentrisch. Wenn sie etwas »flachere« ÖkologInnen sind, werden sie immer noch annehmen, daß eine Welt ohne Patriarchat nicht nachhaltig ist. Daher erscheint ihnen feministisches Bestreben als irrelevant. Darüber hinaus glauben viele Umweltforscher, daß mögliche Lösungen rein technisch sein müssen, statt Technik als unvermeidlich sozial vermittelt zu denken.

Umgekehrt sehen Feministinnen in der Umweltforschung die gleichen patriarchalen Haltungen verkörpert, die für Frauen in anderen Institutionen so problematisch sind. Zusätzlich würden einige der vorgeschlagenen Heilmittel die Arbeitslast von Frauen erhöhen, ohne irgendeine sichtbare Bemühung, sie zwischen den Geschlechtern umzuverteilen (z.B. die Debatte über Wegwerfwindeln, den Gebrauch von Chemie im Haushalt, Nahrungszubereitung und -aufbewahrung usw.)

Was die Soziologie betrifft, so haben Feminismus und Soziologie zu einer fruchtbaren und facettenreichen Einheit gefunden (Eichler 1992), aber das Umweltdenken bleibt ein bloßes Studienobjekt für *SoziologInnen*, die im Verhältnis zur *Soziologie* selbst irrelevant sind – wir haben die Debatte bislang nicht bereichert. Ich glaube, daß dieser Zustand für alle Seiten ein Verlust ist.

Eine feministische Ökosozio­logie würde sich Elemente aller drei Standpunkte zunutze machen. Dem Umweltdenken würden wir die Erkenntnisse entnehmen,

1. daß menschliches Leben außerhalb des Lebens unseres Planeten, von dem wir vollständig abhängig sind, weder verstanden noch aufrechterhalten werden kann; und
2. daß Umweltzerstörung ein dringliches und überwältigendes Problem ist, das in allen sozialen Kontexten relevant ist.

Der Soziologie können wir entnehmen,

3. daß alle von Menschen geschaffenen Probleme für das Leben im Grunde soziale Probleme sind.
4. Folglich müssen alle Lösungen für solche Probleme zunächst und vor allem sozial (und nicht technisch) sein.

Der feministischen Analyse können wir entnehmen

5. eine Kritik des Wissens, die es uns erlaubt, Probleme in der Konstruktion des Wissens ebenso wahrzunehmen wie bessere Alternativen zu liefern.
6. Eine starke antihierarchische Theorie und Praxis, die einige (wenn auch nicht alle) der Elemente einschließt, die zur Lösung der identifizierten Probleme gebraucht werden.

Ich denke, daß eine solche Verschiebung in der Soziologie dringlich gebraucht wird. Unsere Umwelt hat einen kritischen Punkt erreicht, an dem wir den Fortbestand menschlichen und anderen Lebens nicht für selbstverständlich halten können, wenn wir uns nicht für eine drastische Umkehr in unserem Verhalten einsetzen. Dies würde die Verortung aller sozialen Prozesse und Strukturen im Verhältnis zur Umweltzerstörung und die Frage, ob irgendein gegebener sozialer Prozeß oder eine Struktur diese beschleunigt, verzögert oder umkehrt, einschließen. Umgekehrt brauchen UmweltschützerInnen die Sachkenntnis im Sozialen, die SoziologInnen liefern könnten (wenn sie dies bislang auch noch nicht getan haben), damit Lösungen nicht nur als technische präsentiert werden, sondern als soziale Lösungen für soziale Probleme verstanden und formuliert werden. Welche sozialen Strukturen produzieren Umweltprobleme und welche bekommen der natürlichen Umwelt besser?

Eine Literaturdurchsicht legt nahe, daß Großorganisationen, die zentralisiert, in höchstem Grade bürokratisiert, unpersönlich, hierarchisch strukturiert sind und deren Entscheidungsfindung von oben nach unten verläuft, während Verantwortung eher an Positionen als an Personen gegeben wird – wie etwa beim Militär – einen überproportional großen Anteil an Umweltproblemen zu verantworten haben. Im Gegensatz dazu schaffen kleine, dezentralisierte, nicht-hierarchische Organisationen, die eher auf Leitlinien, denn auf Regeln gründen und partizipatorische und demokratische Entscheidungsstrukturen haben, in denen individuelle Menschen für Entscheidungen und ihre Konsequenzen verantwortlich gemacht werden, nicht das gleiche Ausmaß an Problemen, sind sogar oft Teil der Lösung. Diese Beschreibung trifft in großem Umfang auf feministische (und auch auf andere) Organisationen zu.

Ohne eine feministische Wissenskritik werden wir nicht in der Lage sein, angemessene Fragen in angemessener Weise zu stellen, da nicht-feministisches Wissen im großen und ganzen sexistisch ist (Eichler 1987) und daher eine der wichtigen Dimensionen von Hierarchie ignoriert, nämlich, daß Hierarchie Geschlecht als organisierende Variable voraussetzt (dies wird häufig Patriarchat genannt). Wenn eine nicht-hierarchische Struktur Teil der Lösung ist, dann ist es an uns, jene Analysen, die sich in mit dem Verständnis und der Überwindung spezifischer Typen von Hierarchie befassen, in unser Denken mit einzubeziehen.

Aus dem Englischen von Frigga Haug

Anmerkungen

- 1 *Sustainable* verbindet die Bedeutungen »aufrechtzuerhalten«, »zu erhalten«, »zu ernähren«, »zu verteidigen«, »zu ertragen«. In der deutschen ökologischen Diskussion hat sich für diesen Begriff, der die Folgen unseres Handelns für nachkommende Generationen bezeichnet, der Begriff »nachhaltig« herausgebildet (Anm.d.Übers.).
- 2 Einen neueren Überblick geben Brown u.a. (1990).
- 3 Ich definiere eine nachhaltige Gesellschaft als eine, die alle ihre Mitglieder ernähren kann, ohne die Möglichkeiten kommender Generationen dabei zu gefährden. Anders als in der Definition des Worldwatch Institute und des Brundtland-Berichts wird in dieser Definition die Komponente der sozialen Gerechtigkeit stärker betont. Sie macht deutlich, daß die bestehenden Gesellschaften derzeit weder in einem ökologischen Sinne nachhaltig sind noch in bezug auf soziale

- Gerechtigkeit. Unabhängig davon, welche Definition man vorzieht, sollte klar sein, daß die Nachhaltigkeit sich allgemein auf die des Planeten bezieht und nicht die einer bestimmten Organisation oder Gesellschaft schlechthin ist.
- 4 *Naturism* ist eine im Englischen neue Sprachbildung, die die Unterdrückung der Natur anderen sozialen Unterdrückungsformen wie Sexismus oder Rassismus annähert (Anm. d.Übers.).
 - 5 bell hooks definiert Unterdrückung als »das Fehlen von Alternativen« (1984, 5) und behauptet, daß weiße Frauen aus der amerikanischen Mittelklasse nicht unterdrückt, sondern ausgebeutet und diskriminiert sind. Ich denke, daß sie recht hat. Wir erfahren jedoch alle miteinander Formen von Gewalt, einige unmittelbar am eigenen Körper, andere in Form struktureller Gewalt, und leben alle in der Gewaltdrohung, die das Frausein in einer patriarchalen Gesellschaft begleitet.
 - 6 Kritikerinnen, die Ökofeminismus seines Essentialismus wegen ablehnen (z.B. Prentice 1988 oder Biehl 1991) reagieren daher nur auf einen Teil der Literatur und ziehen den zunehmend wichtigen Anteil nicht in Betracht, der eindeutig konstruktivistisch und nicht essentialistisch ist.
 - 7 Die ungeheuerliche Ungleichverteilung im Gebrauch der natürlichen Ressourcen zwischen der Ersten und der Dritten Welt ist wohlbekannt und gut dokumentiert. Dies schichtet sich noch einmal innerhalb der Ersten Welt zwischen Nordamerika und den anderen westlichen Ländern: z.B. werden in den USA pro Haushalt 22 Tonnen Öl pro Jahr verbraucht, verglichen mit 9,8 Tonnen in Europa (Rodda 1991, 42).
 - 8 Die Vereinten Nationen setzten 1983 eine Kommission ein, die einen globalen Aktionsplan für Umwelt und Entwicklung formulieren sollte (siehe United Nations 1987). Vorsitzende war die Norwegerin Gro Harlem Brundtland (Anm.d.Übers.).
 - 9 »Grüne« Revolution bezieht sich auf eine höchst problematische Züchtung von Saatgut, das chemischer Düngung bedarf und nicht von den Bauern selbst nachgezogen werden kann; »weiße« Revolution auf die genetische Züchtung von Kühen, die wiederum Futtermittel brauchen, das lokal meist nicht anbaubar ist – beides insbesondere in den Ländern der »Dritten Welt«.
 - 10 Zit. n. *Ideas*, Nachschrift von »The Earth is not an Ecosystem«, ll.
 - 11 *Globe and Mail* ist eine in Toronto erscheinende Tageszeitung (Anm.d.Übers.).
 - 12 Ein nordamerikanisches Rentier (Anm.d.Übers.).
 - 13 Die vollständige Version der Auswertung ist bei der Verfasserin (über die Redaktion) in englischer Sprache erhältlich.

Literaturverzeichnis

- Adams, Carol J., 1991: *The Sexual Politics of Meat*. New York
- Adams, Patricia, 1991: *Odious Debts. Loose Lending, Corruption, and the Third World's Environmental Legacy*. London, Toronto
- Agarwal, Bina (Hrsg.), 1990: *Structures of Patriarchy*. London
- dies., 1991: *Engendering the Environment Debate: Lessons from the Indian Subcontinent (CASID Distinguished Speaker Series 8)*. Center for Advanced Study of International Development, Michigan State University, East Lansing, Mich.
- Bertell, Rosalie, 1985: *No Immediate Danger? Prognosis for a Radioactive Earth*. Toronto
- Biehl, Janet, 1991: *Finding Our Way. Rethinking Ecofeminist Politics*. Montreal
- Brown, Lester R., Christopher Flavin, Sandra Postel, 1990: »Picturing a Sustainable Society«. In: Lester R. Brown et al. (Hrsg.), *State of the World 1990. Report of the World Watch Institute*. New York, 173-190, 237-241
- Brown, Phil, 1992: »Popular Epidemiology and Toxic Waste Contamination: Lay and Professional Ways of Knowing«. In: *Journal of Health and Social Behavior*, Vol. 33 (Sept.), 267-281
- Caldicott, Helen, 1992: *If You Love this Planet. A Plan to Heal the Earth*. New York
- Canada, 1991: *The State of Canada's Environment*. Minister of Supply and Services, Ottawa
- Catton, William R., Riley E. Dunlap, 1978a: »Paradigms, Theories, and the Primacy of the HEP-NEP Distinction«. In: *American Sociologist*, Vol. 13, (Nov.), 256-259
- dies., 1978b: »Environmental Sociology: A New Paradigm«. In: *Environmental Sociology*, Vol. 13, (Feb.), 41-49
- Clow, Michael, 1993: »Sociology and Environmental Degradation«, Vortrag bei der Jahrestagung der Atlantic Association of Sociologists and Anthropologists
- Conn, Sarah A., 1992: »Protest and Thrive: The Relationship between Personal Responsibility and Global Empowerment«. In: *New England Journal of Public Policy*, vol. 6, Nr. 1, 163-177

- Cuomo, Christine J., 1992: »Unravelling the Problems in Ecofeminism«. In: *Environmental Ethics*, Vol. 14, 351-363
- Doubiago, Sharon, 1989: »Mama Coyote Talks to the Boys«. In: Judith Plant (Hrsg.), *Healing the Wounds. The Promise of Ecofeminism*. Toronto, 40-44
- Eichler, Margrit, 1991: »Sociology As If the World Mattered«, Presidential Address at the CSAA meetings, Kingston, Ont.
- dies., 1992: »The Unfinished Revolution: Women and Feminist Approaches in Sociology and Anthropology«. In William K. Carroll et al.: *Fragile Truths. 15 Years of Sociology and Anthropology in Canada*. Ottawa, 71-102
- Elliott, Brian, 1992: »Sociology and the Environment: New Directions in Theory and Research«. Vortrag vor der Canadian Sociology and Anthropology Association, Mai/Juni (Unveröff. Ms.)
- Gillroy, John, 1992: »Public Policy and Environmental Risk: Political Theory, Human Agency, and the Imprisoned Rider«. In: *Environmental Ethics*, Vol. 14, Nr. 3, 217-237
- hooks, bell, 1984: *Feminist Theory. From margin to Center*. Boston
- Hooper, Randy, 1991: »Bursting the Bottle: Soap Selling for the '90s«. In: Christopher Plant, Judith Plant (Hrsg.), *Green Business: Hope or Hoax?* Philadelphia, 74-79
- Jacobson, Jodi L., 1991: »China's Baby Budget«. In: Lester R. Brown (Hrsg.), *The World Watch Reader on Global Environmental Issues*. New York, 263-283
- dies., 1991: »Abortion in a New Light«. In: Lester R. Brown (Hrsg.), *The World Watch Reader on Global Environmental Issues*. New York, 284-296
- King, Ynestra, 1989: »The Ecology of Feminism and the Feminism of Ecology«. In: Judith Plant (Hrsg.), *Healing the Wounds. The Promise of Ecofeminism*. Toronto, 18-28
- Kuletz, Valerie, 1992: »Eco-Feminist Philosophy. Interview with Barbara Holland-Cunz«. In: *Capitalism, Nature, Socialism*, Vol. 3, Nr. 2, 63-78
- Lappe, Frances Moore, 1982: *Diet for a Small Planet*. Toronto
- Meadows, D.H. et al., 1972: *The Limits to Growth*. New York
- Mellor, Mary, 1992: »Eco-Feminism and Eco-Socialism: Dilemmas of Essentialism and Materialism«. In: *Capitalism, Nature, Socialism*, Vol. 3(2), Nr. 10, 1-20 (dt. in diesem Heft)
- Merchant, Carolyn, 1980: *The Death of Nature. Women, Ecology, and the Scientific Revolution*. New York
- Mies, Maria, und Vandana Shiva, 1993: *Ecofeminism*. Halifax, London
- Mungall, Constance, und Digby J. McLaren, 1990: *Planet under Stress*. Toronto
- Newby, Howard, 1991: »One World, Two Cultures: Sociology and the Environment« (Vortrag zum 40jährigen Bestehen der British Sociological Association). In: *Network*, Nr. 50, February
- Plant, Christopher, und Judith Plant (Hrsg.), 1991: *Green Business: Hope or Hoax?* Philadelphia
- Plumwood, Val, 1986: »Critical Review: Ecofeminism: An Overview and Discussion of Positions and Arguments«. In: *Australian Journal of Philosophy*, Vol. 64, June, 120-138
- Prentice, Susan, 1988: »Taking Sides: What's Wrong with Eco-Feminism?«. In: *Women and Environments*, Vol. 10, Nr.3, 9f
- Rodda, Annabel, 1991: *Women and the Environment*. London
- Sandilands, Kate, 1991: »Ecofeminism and Its Discontents.« In: *Trumpeter* 8, Nr. 2, Spring, 90-96
- Sessions, Robert, 1991: »Deep Ecology versus Ecofeminism«. In: *Hypatia*, Vol. 6, Nr. 1, 90-107
- Shiva, Vandana, 1989: *Staying Alive. Women, Ecology and Development*. London
- dies., 1991: *Ecology and the Politics of Survival. Conflicts over Natural Resources in India*. New Dehli
- Simple Living Collective, 1978: *Taking Charge*. New York
- Sontheimer, Sally, 1991: *Women and the Environment: A Reader. Crisis and Development in the Third World*. London
- Spretnak, Charlene, 1989: »Toward an Ecofeminist Spirituality«. In: Judith Plant (Hrsg.), *Healing the Wounds. The Promise of Ecofeminism*. Toronto, 127-132
- dies., 1990: »Ecofeminism: Our Roots and Flowering«. In: Irene Diamond, Gloria Feman Orenstein (Hrsg.), *Reweaving the World. The Emergence of Ecofeminism*. San Francisco, 3-14
- United Nations, 1987: *World Commission on Environment and Development. Our Common Future*. Oxford
- Waring, Marilyn, 1988: *If Women Counted. A New Feminist Economics*. San Francisco
- Warren, Karen J., 1987: »Feminism and Ecology: Making Connections«. In: *Environmental Ethics*, Vol. 9, Nr. 1, Spring 3-20
- dies., 1990: »The Power and the Promise of Ecological Feminism«. In: *Environmental Ethics*, Vol. 12, Nr. 2, 125-146
- Zuckermann, Wolfgang, 1991: *End of the Road*. Cambridge, Post Mills (Ver.)

Mary Mellor

Für einen ökosozialistischen Feminismus

Essentialismus versus Materialismus: ein Dilemma

Einleitung

Die in den letzten Heftschwerpunkten von *CNS* (*Capitalism, Nature, Socialism*) diskutierte Beziehung zwischen Ökosozialismus und Ökofeminismus¹ spiegelt das Projekt dieser Zeitschrift wider: es soll ein Feminismus integriert werden, der sich im Rahmen einer marxistisch/sozialistischen Theoriebildung verortet. Trotz bester Absichten seitens der HerausgeberInnen (für die ich bürgen kann, denn sie drängen mich nun schon seit zwei Jahren, einen Artikel zu diesem Thema zu schreiben) konnte das Ziel, vermehrt Frauen als Autorinnen zu gewinnen und Frauen stärker zu thematisieren, nicht erreicht werden. Ich hoffe, daß dieser Text einen Beitrag zu dieser sicherlich langwierigen und komplexen Debatte leisten kann.

Mein Hauptanliegen ist es, die Unmöglichkeit aufzuzeigen, eine ökosozialistisch/feministische revolutionäre Theorie und Praxis aufzubauen, ohne die bloß ökonomische Analyse zu verlassen und ohne den Einbezug von Frauen und Natur, die als eigenständige Subjekte in die Theorie integriert werden müssen. Ich habe diesen Vorschlag in meinem Buch ausführlich behandelt (Mellor 1994, vgl. auch Rao 1991). Dieses Vorhaben wirft die kritische Frage nach dem Verhältnis zwischen den vordergründig ahistorischen Universalien von biologischem Geschlecht und Natur als »wesentlichen« Merkmalen menschlicher Existenz und dem historischen Materialismus der Klassenanalyse auf. Letzterer geht davon aus, daß die Einschränkungen, die der Entwicklung und der Kreativität des Menschen auferlegt werden – ebenso wie das Potential zu ihrer Entfaltung – gesellschaftliche Konstrukte sind, die durch gesellschaftliche Prozesse verändert werden können. Das Dilemma zwischen Essentialismus und Materialismus läßt sich zu der Frage zuspitzen, ob die gesellschaftlich-materialistische Analyse des historischen Materialismus fähig ist, die physisch-materielle Realität von Frauen und Natur zu integrieren, d. h. ob Frauen ohne ihre Biologie einbezogen werden können, oder die Natur ohne die Einschränkungen, die durch ihre »natürlichen« Grenzen vorgegeben sind?

Die Debatte in *CNS* wurde als Reaktion auf die sehr oberflächliche Behandlung des Ökofeminismus durch Faber und O'Connor in ihrer Auseinandersetzung mit der Umweltbewegung in den USA eröffnet; sie taten den Ökofeminismus als »von neo-romantischen Naturideologien durchdrungen« ab (Faber und O'Connor 1989). Lori-Ann Thrupp, die diese Kritik zwar für einige Tendenzen des Ökofeminismus akzeptierte, entgegnete, daß der Ökosozialismus Gefahr laufe, »die detaillierte theoretische und historische Analyse« (Thrupp 1989, *CNS* 3, 170) des Ökofeminismus zu übersehen. Auf die Ausarbeitungen von Carolyn Merchant zurückgreifend unterscheidet Thrupp zwischen Radikalfeminismus, der die menschliche Natur als in der menschlichen Biologie begründet begreift

und alte Rituale wie die Verehrung der Göttin wieder heraufbeschwört, und sozialistischem Feminismus, der sowohl die »Natur als auch die menschliche Natur als ein historisches und gesellschaftliches Konstrukt« betrachtet. Während die radikal-ökofeministische Philosophie Intuition, eine Ethik des Sorgens und netzartige Beziehungen zwischen Mensch und Natur postuliert, ist der sozialistische Feminismus darauf ausgerichtet, sowohl der Produktion als auch der Reproduktion einen zentralen Platz in der materialistischen Analyse zu verschaffen (ebd., 172f).

In ihrer Antwort darauf entschuldigten sich Faber und O'Connor für die geringe Aufmerksamkeit, die sie dem Ökofeminismus entgegengebracht hatten, führen im weiteren jedoch mit ihrer Kritik an den »romantischen« Vorstellungen wie Intuition als Gegensatz zu Wissenschaft und Technologie fort; sie unterstellten jenen die Bevorzugung des menschlichen Körpers vor dem »Verstand« und der »organischen Theorien, die emotionale Beziehungen zur Gemeinschaft ('Sorgen') betonen« (Faber und O'Connor 1989, CNS 3). Ich bin nicht der Meinung, daß diese Vorstellungen so einfach abgetan werden können; vor allem dürfen wir emotionale Beziehungen und Fürsorge in unseren Theoretisierungsvorschlägen über Reproduktion und Produktion nicht ignorieren. Eine Hauptschwierigkeit der Diskussion besteht darin, daß weder Ökofeminismus noch Ökosozialismus einfach zu definieren sind, wenn man die Tatsache berücksichtigt, daß der Ökofeminismus sich auf viele Spielarten von Feminismus und der Ökosozialismus sich auf viele Spielarten von Sozialismus bezieht. Ökofeministinnen können sowohl Anhängerinnen von New Age als auch Sozialistinnen sein, und die Bandbreite von ÖkosozialistInnen reicht von MarxistInnen bis zu AnarchistInnen.²

In CNS wurde jedoch deutlich, daß es sich hier um eine Debatte zwischen einer Deutung des Ökofeminismus handelt, die eine Variante des kulturellen oder radikalen Feminismus darstellt, und einem neo-marxistischen Sozialismus:

»In den USA bedeutet radikaler Ökofeminismus mehr oder weniger, von einem 'essentialistischen' Verständnis von Männern und Frauen auszugehen, nicht von einem materialistischen Verständnis der menschlichen Natur, als durch Gesellschaft und Geschichte (ebenso wie die Natur) geprägt, wie in den sozialistischen Traditionen, denen wir uns verbunden fühlen.« (Faber und O'Connor 1991, CNS Nr. 6, 138, Hervorh. i. Orig.)

Im Zentrum steht die Frage, ob eine Analyse und ein politisches Programm, die auf Geschlecht (sex/gender) basieren (und sowohl Reproduktion als auch Sexualität umfassen), unabhängig von einer Analyse der Produktionsverhältnisse existieren können. Trotz größter Anstrengungen vieler TheoretikerInnen war es unmöglich, eine »Ehe« zwischen Marxismus und Radikalfeminismus zu schließen. Ariel Salleh (1991, CNS 6, 134) hat ganz recht mit ihrer Befürchtung, daß eine Debatte zwischen Ökofeministinnen und ÖkomarxistInnen in einem ähnlich unfruchtbaren theoretischen Morast enden könnte. Es ist ganz klar, daß der marxistische Sozialismus Frauen-als-Subjekte und generell feministische Theorie nicht in Betracht ziehen kann, ohne die männliche und produktivistische Basis der marxistischen Theorie ernsthaft zu gefährden.

Gleichzeitig sind Ökosozialisten wie Faber und O'Connor, die sich auf eine marxistische Basis beziehen, zu Recht besorgt über jene Analysen, seien sie nun grün oder feministisch, die Gefahr laufen, die Macht des Kapitals zu ignorieren.

Das Dilemma zwischen essentialistischen Deutungen von Frauen und Natur im Gegensatz zu einer materialistischen Analyse von ökonomischen Beziehungen besteht darin, daß feministische und ökologische Belange den historischen Materialismus unterlaufen werden, indem sie menschlichem Handeln (biologischem oder ökologischem) essentialistische Beschränkungen auferlegen, oder indem sie eine intuitive Quelle der Erkenntnis postulieren, die sich auf eine biologische oder ökologische Dynamik bezieht. Aus der Perspektive des historischen Materialismus würde ein solcher Kurs menschliche Gesellschaften in einem verdinglichten Naturalismus gefangenhalten, bei dem soziale Beziehungen als von der Biologie oder der Natur bestimmt angesehen werden. Die Ansicht der Ökologiebewegung, daß es »natürliche« Grenzen des Wachstums oder ein der Natur »inwohnendes« Gleichgewicht gäbe, oder die Behauptungen einiger Feministinnen, sie seien »von Natur aus« friedfertiger und mehr zu Zusammenarbeit fähig, laufen Gefahr, gesellschaftliche Prozesse zu naturalisieren.

Meines Erachtens lautet die zentrale Frage, wie wir das sehr reale Problem der begrenzten Ressourcen der Erde und die biologischen Unterschiede zwischen Mann und Frau in unsere Theorien mit einbeziehen können. Daran festzuhalten, daß es eine biologische und ökologische Grenze für menschliches Handeln und unsere Fähigkeit zu gesellschaftlicher Veränderung gibt, ist kein Rückfall in den Essentialismus, sondern der Beginn einer theoretischen Auseinandersetzung über die Voraussetzungen unserer materiellen Existenz.

Zum Wesentlichen kommen

Wie stark dem Ökofeminismus der Vorwurf des Essentialismus gemacht werden kann, hängt davon ab, wie das Verhältnis zwischen Frau und Natur definiert wird. Ist es eine Beziehung, die in einer Affinität, einer Einheit des Geistes/der Biologie zwischen Frauen und Natur besteht, oder ist es eine Beziehung, die aus der gemeinsamen, gesellschaftlich verursachten Ausbeutungssituation hervorgeht? Petra Kelly (1983) sieht Frauen als die »Ombudsmenschen« für die Zukunft der Generationen; nur sie könnten zu ihren Wurzeln, ihren natürlichen Rhythmen, zu ihrer inneren Suche nach Harmonie und Frieden zurückfinden. Männer hingegen seien kontinuierlich an ihre Machtkämpfe gebunden, an die Ausbeutung der Natur und ihre militärischen Ego-trips. Cynthia Enloe (1989) stellt fest, daß es auf Grund der überwältigenden Vorherrschaft von Männern in der internationalen Politik und den sich daraus ergebenden Gewaltstrukturen kaum eine Frau gäbe, die sich nicht »an einem schwarzen Tag« von essentialistischen Argumenten über die angeborene gewalttätige Natur des Mannes, wenn nicht gar von der angeborenen Friedfertigkeit der Frau, angezogen fühlte. Angesichts der sehr realen Erfahrungen, die Frauen mit Männern und mit von Männern kontrollierten Institutionen machen, ist es fast unvermeidlich, daß essentialistische Vorstellungen unter der Oberfläche feministischer Befreiungsvorstellungen gären. Dies trifft besonders auf den Ökofeminismus zu, dessen Wurzeln hauptsächlich in der Frauen-Friedensbewegung liegen (vgl. Caldecott und Leland 1983).

Haben Frauen durch die Erfahrung des Nährens und Versorgens, die sie mit der Erde teilen, eine bevorzugte Rolle im »verwobenen Gewebe des Lebens«?

Haben Frauen mehr friedliebende, intuitive und fürsorgliche Eigenschaften? Schriften aus der Ökologiebewegung, die *New Age* nahe stehen, proklamieren das Vorhandensein eines männlichen und eines weiblichen »Prinzips« (vgl. Capra 1983, Schwarz und Schwarz 1987, Leland 1983). Durch eine »kulturelle Transformation« – d.h. durch die Veränderung von Werten – könne jeder Mensch gleichgewichtig yin und yang, männliches und weibliches Prinzip in sich vereinen (vgl. Daly 1991, Collard 1988, Griffin 1987).

Solche Vorschläge sind für SozialistInnen natürlich inakzeptabel. Der historische Materialismus verwirft solche ahistorischen Universalien ebenso wie die Behauptung, durch die Veränderung (oder Rückgewinnung) von Werten könne die Gesellschaft verändert werden. Dennoch bleibt ein Problem: Es ist zwar einfach, den idealistischen Essentialismus zu verwerfen, doch die Frage nach dem Verhältnis von Biologischem/Ökologischem und Gesellschaftlichem ist weiter offen. In der ursprünglichen Ausschreibung von *CNS* (1/1988) wird das »Mensch-Natur«-Puzzle als ein sowohl biologisches als auch ökologisches Puzzle dargestellt, das theoretisch gelöst werden muß. Murray Bookchin hat vorgeschlagen, die dialektische Beziehung zwischen Ökologie und Gesellschaft in dem Konzept einer »sozialen Ökologie« zu fassen, aber die Vorstellung von einer »sozialen Biologie« erhält auf Grund der Schriften von Sozialdarwinisten einen reaktionären Beigeschmack.

Nicht nur SozialistInnen wollten keine offene Diskussion über das »Mensch-Natur«-Puzzle führen; auch Feministinnen haben sich nur zögernd der Frage der Biologie gestellt. Ariel Salleh (1991, *CNS* 6, 130) betonte, daß die Hauptaufgabe der zweiten Generation der Frauenbewegung darin bestand, die Schranken, die männlich-dominierte Vorstellungen von der Biologie der Frau ihnen auferlegt hatten, einzureißen; es galt zu verleugnen, daß Biologie Schicksal sei. Gleichzeitig hob sie hervor, daß »das Biologische« nicht beiseite gefegt werden kann. Vor allem der Mutterschaft wird innerhalb der feministischen Theorie jetzt ein anderer Stellenwert zugeschrieben, sie ist nun eine wesentliche Grundlage für die feministische Analyse von Ökologie und Frieden (vgl. Ruddick 1993). Heather Jon Maroney (1986) zufolge spiegelt das Versäumnis, die »prä-gesellschaftliche Realität« von Mutterschaft anzuerkennen, das anhaltende Verlangen der Männer wider, die Trennung des Öffentlichen vom Privaten aufrechtzuerhalten. Nach Mary O'Brian drückt dies den männlich-orientierten Drang nach Spaltung in (gesellschaftliches) Leben und (biologische) Notwendigkeit aus: »eine ideologische Spaltung, ein Verlangen und ein Traum, daß der schöne Sonnenschein auf ewig außerhalb der Höhle der Widersprüche der Körperlichkeit bleiben möge.« (O'Brian 1981, 141)

Ariel Salleh macht uns auf die Gefahr aufmerksam, die von denjenigen Sozialisten ausgeht, die die jüdisch-christliche Bacon-Cartesianische Spaltung zwischen Verstand und Körper dadurch fortführen, daß sie die Realität der biologischen Erfahrung von Frauen ignorieren; es sei »der männliche Wille, sich vom Zustand unserer Erdgebundenheit abzutrennen und ihn zu transzendieren; das, was Marx 'Notwendigkeit' genannt hat ..., das rationalistische Streben, unser körperliches Eingebundensein in Ort und Beziehungen zu überwinden.« (Salleh 1991; *CNS* 6, 134, Hervorh. i. Orig.) Martin O'Connor weist auf die

»unausweichliche materielle Realität von Schwangerschaft und Geburt« (O'Connor 1991; CNS 6, 136) hin. O'Brian ist der Ansicht, daß die Trennung von Produktion und Reproduktion, die sich durch das gesamte Werk von Marx und von Marxisten ziehe, eine spezifisch männliche Erfahrung in eine falsche universelle Wahrheit übersetzt. Ich denke, daß die Behauptung, Biologie/Ökologie könne unter die mensch-zentrierte Bestimmung des Gesellschaftlichen subsumiert werden, eine unrealistische und männlich-orientierte Sicht ist, da sie in letzter Instanz doch das Ökonomische über alle anderen Aspekte menschlichen und nicht-menschlichen Daseins stellt. Tatsächlich stellt der marxistische Sozialismus eine *normative* Theorie dar, die die Erfahrung und Ideologie von Männern repräsentiert. In dieser Hinsicht *teilt* er eher die Perspektive des Kapitals, als daß er sich ihr entgegensetzt.

Was ist materiell am Historischen Materialismus?

Wenn wir eine Synthese zwischen Ökosozialismus und Ökofeminismus erreichen wollen, müssen wir uns zuerst über das Verhältnis zwischen historischem Materialismus und der materiellen Beziehung zwischen Männern und Frauen im klaren sein. Oder etwas schärfer formuliert: wir müssen darüber nachdenken, wie sich biologische Unterschiede in Mann-Frau-Beziehungen niederschlagen. Das bringt uns zum Kern der Frage nach dem Verhältnis zwischen »physischem Materialismus« und gesellschaftlichem Materialismus. Die These von Marx, daß »(Menschen) Geschichte machen, wenn auch nicht unter Bedingungen, die sie sich selbst ausgesucht haben«, kann daraufhin befragt werden, ob biologische Unterschiede zwischen Menschen (und ökologische Grenzen) unter den nicht selbst ausgesuchten Bedingungen mitgemeint sind. Der Historische Materialismus baut auf dem Primat ökonomischer Verhältnisse auf. Im Kapitalismus sind dies vor allem Verhältnisse zwischen Männern. Die Position von Frauen wurde nie – trotz einiger lobenswerter Versuche, angefangen bei Engels – angemessen diskutiert (vgl. Eisenstein 1979, Barrett 1983, Kuhn und Wolpe 1978, Vogel 1983).

In der marxistischen Theorie basieren ökonomische Verhältnisse auf dem primären Bedürfnis der Menschen, zu produzieren, was sie zum Überleben brauchen. Historisch nimmt dieses Bedürfnis verschiedene Produktionsweisen an, von denen der Kapitalismus die weltweit dominante geworden ist. Was heißt es jedoch genau, zu sagen, daß ökonomische Verhältnisse – wie Althusser formulierte – »in letzter Instanz« bestimmend sind? Ist dies nicht eine essentialistische Behauptung? Für MarxistInnen ist diese Frage ein Sakrileg, doch vom feministischen Standpunkt aus muß sie gestellt werden. In der *Deutschen Ideologie*, in der Marx die sozialen Probleme der Produktion analysiert, wird zuerst von »der Produktion von Leben, sowohl durch eigene Arbeit als auch die Produktion neuen Lebens durch Fortpflanzung« gesprochen. Warum sollten die zum Überleben notwendigen Produktionsmittel (ein biologischer Imperativ) einen Platz im historischen Materialismus haben, die Mittel zur Reproduktion von Leben selbst jedoch nicht? Und wenn die Herstellung der Mittel des Überlebens soziale Verhältnisse und Bewußtseinsformen definieren, warum nicht auch die Herstellung des Lebens?

Meiner Meinung nach gibt es drei miteinander verbundene materielle Grundlagen der menschlichen Gesellschaft: Produktionsmittel/Produktionsverhältnisse, Reproduktionsmittel/Reproduktionsverhältnisse und die Verhältnisse zwischen menschlicher Gesellschaft und Natur. Der Unterschied zwischen den ersten beiden Grundlagen ist gesellschaftlich konstruiert. Was in der Sphäre der »Produktion« zusammengefaßt ist, repräsentiert nicht nur die Interessen des Kapitals, sondern auch die Interessen von Männern. Die Trennung der Produktion von der Reproduktion und der Natur hat im patriarchalen Kapitalismus eine Sphäre »falscher« Freiheit geschaffen, die biologische und ökologische Parameter ignoriert. Es ist eine Sphäre, die die Natur ausbeuten kann, ohne dem »zweiten Widerspruch des Kapitals« (James O'Connor 1991), den Produktionsbedingungen selbst, Beachtung zu schenken. Im Gegensatz zu O'Connor glaube ich jedoch nicht, daß dies lediglich ein Widerspruch für das Kapital ist, sondern es ist auch ein Widerspruch für Männer.

Die Integration von Ökofeminismus und Ökosozialismus kann nicht durch das Hinzufügen von Frauen in ein männlich-dominiertes produktivistisches Sozialismusmodell erreicht werden; solches wurde schon oft genug versucht und ist immer erbärmlich gescheitert. Der marxistische Sozialismus muß rekonstruiert werden, indem die Lebensrealität von Frauen und die materielle Abhängigkeit der männlich-kapitalistischen Produktionssphäre von Frauen und Natur einbezogen werden. Die Lebensrealität von Frauen ist nicht bloß sexuell und reproduktiv, sondern produktiv; beim Kampf ums Überleben gilt dies besonders für die Frauen aus dem Süden. Die Frauen der Organisation *Development Alternatives with Women for a New Era* (DAWN) weisen darauf hin, daß »die Nahrungsmittelproduktion, und -verarbeitung, die Beschaffung von Brennholz und Wasser, die Gesundheitsversorgung, die Kindererziehung, die hygienische Versorgung, die ganze Palette der sogenannten Grundbedürfnisse überwiegend durch die Arbeit von Frauen gewährleistet wird.« (Sen und Grown 1987, 23f; vgl. auch Shiva 1989; Rao 1989) Die Unsichtbarkeit der Frauenarbeit und die Tatsache, daß sie außerhalb formeller ökonomischer Verhältnisse ausgeführt wird, muß erst noch auf die (männliche) politische Tagesordnung gesetzt werden (vgl. Waring 1989). Der Kapitalismus hat die Haus- und Versorgungsarbeit in ihrer Alleinständigkeit von Frauen begründet, und er baut auf bereits existierenden patriarchalen Strukturen auf, um entsetzliches Elend zu produzieren, indem Frauen als Arbeiterinnen und als Frauen ausgebeutet werden. Nicht selten bis zur »Superausbeutung«, die die Basis der Subsistenz vernichtet (vgl. Mies 1989).

Für Frauen, vor allem wenn sie in Subsistenzökonomien leben, ist es unmöglich, zwischen Produktions- und Reproduktionsarbeit zu unterscheiden. Die Produktion des zum Überleben Notwendigen, so die Ökofeministinnen, führt zu der engen Verbindung zwischen Frauen und Erde. Vandana Shiva ist der Ansicht, daß Frauen auf Grund ihrer Subsistenzarbeit zu Hüterinnen des ökologischen Gleichgewichts der Erde geworden sind, und daß dieser auf Frauen basierende Gleichgewichtszustand nun durch die Exportproduktion und die Gentechnologie, die der patriarchale Kapitalismus hervorbrachte, bedroht ist (Shiva 1989). In Frauenleben wird die Beziehung zwischen dem Gesellschaftlichen/ Biologischen hergestellt, und diese unterbewertete Arbeit wird nicht in die »materielle« Welt

von Männern, wie sie im historischen Materialismus repräsentiert ist, aufgenommen. Deshalb wird der Sturz des Kapitalismus nicht den »zweiten Widerspruch« der Produktionsbedingungen auflösen, weder für Frauen noch für die Natur.

Tatsächlich hat die Lesweise der Theorie des historischen Materialismus mit ihrem Primat der (formellen) ökonomischen Verhältnisse, wie sie der Kapitalismus definiert, die Katastrophe der Kommandowirtschaften produziert. Dort wurde die produktive Macht des Kapitals imitiert und also weiterhin der größte Teil der Lebensrealität von Frauen gelehnt sowie ökologische Zerstörung produziert.

Das Leben von Frauen: Die Versorgung der Welt

Feministinnen konzentrieren sich mehr und mehr auf jene geschlechtlichen Verteilungen, die mit Mutterschaft und der Versorgung von Kindern zusammenhängen, sowie auf die Rolle von Frauen bei der Aufrechterhaltung der physischen und emotionalen Existenz von Menschen. Sie werden als Mittel zum Verständnis unserer Beziehung zur Natur und als Basis eines neu zu formenden Sozialismus eingesetzt: »Die Mutterschaft eignet sich hervorragend für die Entdeckung und Herstellung von Grenzen zwischen Natur und Kultur. Sie vermittelt zwischen der Biologie der Fortpflanzung und der historischen Institutionalisierung. Diese Trennung von Natur und Kultur wurde im westlichen Denken dichotomisch vollzogen, sie schloß Frauen gesellschaftlich und historisch aus.« (Maroney 1986, 398) »In der Welt des Sorgens und der engen menschlichen Bindungen sind die elementaren menschlichen Grundbedürfnisse verankert. Hier können Modelle für menschenwürdige Alternativen gefunden werden. Diese – hauptsächlich von Frauen getragene – Welt ist eine bestehende alternative Kultur, eine Quelle von Ideen und Werten zur Gestaltung eines alternativen Entwicklungswegs für einzelne Nationen und die gesamte Menschheit.« (Pietilä 1986, 26)

Dies ist keine Rückkehr zu einer essentialistischen Idealisierung von »Frauen als Mütter«. Nicht alle Frauen sind Mütter oder wollen Mütter sein. Nicht alle Mütter haben diese Rolle gern. Die Mutterrolle können Männer und Frauen ausüben (vgl. Ferguson 1989). Die Arbeit von Frauen als Mutter und Versorgende oder ihre Identifikation mit dieser Rolle hat ihre Rechtfertigung in ihrer Marginalisierung in den ökonomischen Verhältnissen, die so weit geht, daß ihre Arbeit, im Sinne des Wortes, nicht zählt. Frauen werden eher mit Natur als mit Kultur assoziiert (vgl. Ortner 1974), sie sind in die private Sphäre der Unfreiheit eingesperrt, während Männer die öffentliche »Sphäre der Freiheit« kolonisieren, unbehelligt von häuslichen Notwendigkeiten. Obwohl die Geschlechter- und Reproduktionsverhältnisse im Laufe der Geschichte in verschiedenen Kulturen unterschiedlich gestaltet worden sind, sind Frauen, was die Haus-, Versorgungs- und Subsistenzarbeit anbelangt, fast immer und überall für die Befriedigung der unmittelbaren materiellen und emotionalen Bedürfnisse ihrer Familien und für die Aufrechterhaltung der Beziehungen innerhalb der Gemeinschaft verantwortlich gewesen.

Das Hauptcharakteristikum der Arbeit von Frauen ist, wie Charlotte Perkins Gilman zugespitzt formuliert, ihr »unmittelbarer Altruismus«. Die Arbeit wird

für einen nur zufälligen persönlichen Gewinn ausgeführt (die Freude an engen persönlichen Bindungen), sie ist unmittelbar, da sie nicht »aufgeschoben« oder in einen Arbeitsplan eingepaßt werden kann. Unmittelbare emotionale und physische Fürsorge kann nicht »logisch« strukturiert oder »rational programmiert« werden. Die Bedürfnisse, auf die Frauen reagieren, sind Forderungen, die nicht ignoriert werden können; werden sie ignoriert, beginnt sich das soziale Gewebe der Gesellschaft aufzulösen: »Die höchste Auszeichnung menschlicher Tugend ist ... Altruismus – 'Verschiedenheit' – sich gegenseitig lieben und helfen, für- und miteinander fühlen ... die menschliche Existenz an sich bedeutet diese Eigenschaften ... die wahre Existenz der Menschheit entspricht deren Entwicklung.« (Perkins Gilman 1915, 523)

Während die Arbeit von Frauen sowohl gesellschaftlich als auch biologisch grundlegend ist, so ist doch ihre Verantwortung für die Befriedigung der unmittelbaren Bedürfnisse weder ein biologisches Muß noch eine frei gewählte Aufgabe, sondern ein »Altruismus«, der ihnen von Männern auferlegt wurde. Die geschlechtsspezifische Zuweisung der Verantwortung für unmittelbare Bedürfnisbefriedigung ist die fundamentale Spaltung der Gesellschaft. In Industriegesellschaften oder der Marktwirtschaft wird zwar ein Großteil der Subsistenzarbeit und ein Teil der Versorgungsarbeit von Frauen in das Wirtschaftssystem eingegliedert, doch wenn dieses System versagt, beginnen Frauen erneut den langen Kampf, um die »Familie zusammenzuhalten« und um die Beziehungen, die »Menschlichkeit« schaffen, aufrechtzuerhalten. Frauen schaffen so einen beträchtlichen Teil der materiellen Basis des Lebens von Männern, und was vielleicht noch wichtiger ist, sie geben Männern das wichtigste aller Güter: Zeit (vgl. Foreman 1989, Mellor 1994).

Feministinnen haben darauf hingewiesen, daß die Trennung zwischen öffentlicher und privater Welt falsch ist und daß sie männliche Interessen und Erfahrungen widerspiegelt. Die öffentliche Welt ist eine Welt, die die menschliche Existenz in Kategorien von Raum und Zeit unterteilen kann, eine Welt, in der Entscheidungen gefällt werden können, die die Komplexität menschlicher Existenz außer acht lassen. Sie ist eine Welt, in der die militärische, wissenschaftliche oder ökonomische »Logik« verfolgt werden kann, ungeachtet ihrer Auswirkungen auf menschliche Beziehungen oder auf die menschliche Existenz überhaupt.

Die gemeinsame und ungleiche Entwicklung des Lebens von Männern und Frauen wurde durch den industriellen Kapitalismus verschärft, jedoch nicht von ihm geschaffen. Die patriarchale Gesellschaft hat eine lange Geschichte, deren Ursprünge noch immer im Dunkeln liegen. Aus der Tatsache, daß die Arbeit von Frauen nicht gesehen wird, folgt, daß der männlich-dominierte Kapitalismus auf einer falschen Annahme aufbaut: Es wird ein unabhängig funktionierendes Individuum unterstellt. Dieser bourgeoise und patriarchale Individualismus, findet sich auch in der ökonomischen Terminologie (sowohl in der marxistischen als auch nicht-marxistischen) im Begriff der »freien« Arbeit wieder. Frauen, die in die öffentliche Welt eintreten, müssen gemäß der Prinzipien des männlich/bourgeois Individualismus handeln, d.h. sie müssen sich sämtlicher häuslicher Pflichten entledigen oder sie an jemand anderen abschieben (meist an eine andere Frau). Da die marxistische Theorie dieselbe Definition von ökonomischen

Verhältnissen hat wie das Patriarchat und der Kapitalismus, wird es ihr unmöglich sein, die theoretischen Schranken ihrer eigenen Konstrukte zu durchbrechen. Der marxistische Sozialismus lehnt kapitalistische ökonomische Verhältnisse ab, die ArbeiterInnen, Menschen aus dem Süden, Frauen und die Erde ausbeuten. Er erkennt jedoch nicht, daß er mit dem Kapitalismus genau dieselben künstlichen Schranken des männlich-dominierten Produktivismus teilt, so daß das Leben von Frauen theoretisch zu einer übriggebliebenen Kategorie wird, zur »Reproduktionsphäre«. Die unterschiedlichen Herangehensweisen der Geschlechter an das Leben, werden weder durch einen biologischen »Essentialismus« bestimmt noch spiegeln sie universelle männliche oder weibliche Prinzipien wider, sondern sie reflektieren die sehr realen Unterschiede in der Lebenserfahrung von Männern und Frauen, der männlichen Erfahrungsrealität (ICH-Realität) und der weiblichen Erfahrungsrealität (WIR-Realität). Von daher ist eine feministische Analyse, die sich auf die Erfahrung von Frauen konzentriert, genauso viel oder wenig essentialistisch wie eine marxistische Analyse, die die männlichen Erfahrungen der öffentlichen Welt im Zentrum hat.

Wir sprechen nicht von einer Unterscheidung zwischen essentialistischen versus materialistischen Theorien, sondern von einer speziellen Dynamik zwischen den essentiellen Bedürfnissen der menschlichen Existenz und der materiellen Konstruktion, die ihr übergestülpt wird. Tatsächlich ist die Dichotomie Essentialismus/Materialismus ein Widerspruch. Sie *erscheint* als Dichotomie, wenn sie von der Sicht männlicher Realität her betrachtet wird; wenn sie aus der Perspektive des Lebens von Frauen betrachtet wird, kann sie klar als Widerspruch erkannt werden. Die männliche Konstruktion einer gesellschaftlichen Welt setzt als ihre materielle Basis die Zeit und die Arbeit von Frauen voraus. Wenn Frauen versuchen, eine Perspektive, die ihre gesellschaftlichen Voraussetzungen reflektiert, zu artikulieren, werden sie des Essentialismus beschuldigt, oder ihnen wird zumindest vorgeworfen, vom »primären« ökonomischen Kampf gegen das Kapital abzulenken.

Bei der Debatte zwischen Essentialismus und Materialismus müssen wir sicher sein, wessen Realität wir repräsentieren. Ein Sozialismus, der von der ICH-Realität ausgeht, gibt öffentlichen Beziehungen, d.h. vor allem ökonomischen Verhältnissen, den Vorrang. Ein auf der Basis der ICH-Realität aufgebauter Sozialismus wird *essentiell* begrenzt sein. Er wird sich selbst auf eine begrenzte materielle Basis stellen, auf ein ökonomisches System, das sowohl von Patriarchat als auch von Kapitalismus definiert wird.

Für einen ökofeministischen Sozialismus

Meiner Meinung nach wird nur ein Sozialismus, der das *Faktum* biologischer Unterschiede anerkennt und eine *politische* Antwort darauf findet, fähig sein, bewußt die Kontrolle über die menschliche Geschichte zu übernehmen und eine Gesellschaft zu schaffen, die auf WIR-Realität gegründet ist. Allein ein Sozialismus, der die Erfahrung von Frauen nicht nur mit einbezieht, sondern ihnen Priorität gibt, wird fähig sein, eine Gesellschaft hervorzubringen, in der Frauen von dem aufgezwungenen Altruismus ihrer Versorgungs- und Pflegearbeit erlöst

sind. Ein anderer Umgang mit der Ressource Zeit wird uns ermöglichen, die Geschwindigkeit der menschlichen Entwicklung nach und nach auf ein ökologisch verträgliches Niveau zu verlangsamen. Damit will ich die bestehende überwältigende Dominanz kapitalistischer ökonomischer Verhältnisse nicht leugnen. Eine auf der WIR-Realität basierende Theorie und Praxis wird nicht aus sich selbst heraus multinationale Konzerne angreifen, das atomare Wettrüsten beenden oder die Ausbeutung von ArbeiterInnen verhindern können. Ein Ökofeminismus ohne Sozialismus wäre theoretisch und politisch ebenso begrenzt wie ein Ökosozialismus ohne Feminismus.

Ein ökofeministischer Sozialismus kann nicht davon ausgehen, daß die menschliche Gesellschaft so ausschließlich durch ihre Produktionsweise bestimmt ist, daß alle anderen sozialen/biologischen/ökologischen Strukturen sich ebenfalls automatisch verändern würden, wenn erst einmal die Produktionsweise verändert sein wird. Er wird akzeptieren, daß es zwar kein vorbestimmtes Schicksal in bezug auf Biologie oder Ökologie gibt, wird jedoch politisch mit ihrer Realität umgehen müssen. Wenn wir Aspekte der menschlichen Existenz als »gegeben« betrachten, werden wir davon abgehalten zu erkennen, daß wir – in einem kollektiven Kampf – unsere *soziale* Welt auf egalitären Prinzipien neu aufbauen können. Die Verteidigung dieser Prinzipien hat SozialistInnen in einen heftigen Kampf geführt gegen jede Form von Naturalismus und Essentialismus, gegen alle Behauptungen, daß sich bestimmte Aspekte der menschlichen Entwicklung der gesellschaftlichen Kontrolle entzögen, weshalb diese nur »entdeckt«, nicht aber verändert werden könnten. Bei der Verteidigung des Gesellschaftlichen sollten wir jedoch das Natürliche nicht zu sehr vergesellschaftlichen; wir würden so erneut die ökologischen Rahmenbedingungen entnennen und die materiellen Bedingungen von Frauenleben mystifizieren.

Die Vorherrschaft ökonomischer Verhältnisse bei Marx und Engels war, um es milde auszudrücken, bedauerlich, angesichts der Bedeutung, die feministische Analysen im frühen britischen und französischen Sozialismus hatten (vgl. Taylor 1983). Marx und Engels waren sich des Eingebettetseins der Menschheit in die Natur und der Natur in der Menschheit ebenso wohl bewußt wie der Ungleichheit der Frau, doch weder das eine noch das andere floß je in Marx' Kritik am Kapital ein. Engels versuchte eine Dialektik der Natur zu entwerfen und die Ursprünge der patriarchalen Familie zu erklären, doch keines dieser beiden Themen wurde von den Legionen der überwiegend männlichen, bürgerlichen und weißen marxistischen Theoretiker aufgegriffen, noch wurden sie je Teil der Struktur einer sozialistischen Theorie.

Sozialismus, besonders in seiner marxistischen Ausrichtung, war Zeit seines Bestehens fast immer »rettungslos« patriarchalisch. Ein ökofeministischer Sozialismus wird den historischen Materialismus so erweitern müssen, daß er auch andere Beziehungen als nur die ökonomischen erklären kann. Darüber hinaus wird er die Verdinglichung des Ökonomischen in Frage stellen müssen. Er wird anerkennen müssen, daß ökonomische Beziehungen nicht allein durch den Kapitalismus, sondern auch durch das Patriarchat definiert sind. Betrachten wir zum Beispiel die ökonomischen Entscheidungen, die in Osteuropa getroffen wurden: Waffen und schweres Gerät, doch keine angemessenen Verhütungsmittel, keine

Betätigungsmittel bei Abtreibungen und kaum Haushaltsgeräte und Putzmittel. Ein ökofeministischer Sozialismus würde auch anerkennen, daß Männer ein sehr reales Interesse an der Kontrolle der Sexualität der Frau und der häuslichen Produktions- und Reproduktionsverhältnisse haben, das sich in Segregation am Arbeitsplatz, ungleicher Behandlung und sexueller Belästigung widerspiegelt.

Ein ökofeministischer Sozialismus würde darauf bestehen, daß die gesellschaftlich bestimmte »Ökonomie« nicht als die einzig bestimmende »materielle Realität« betrachtet wird. SozialistInnen müssen einsehen, daß die Grenzen des Lebens von Frauen nicht von ökonomischen Beziehungen bestimmt werden; Frauen pendeln zwischen der sogenannten öffentlichen und der sogenannten privaten Welt. Am wichtigsten für Frauen ist die Tatsache, daß die Grenzen ihres Lebens durch männliche Gewalt überwacht werden, die ebenfalls über die Spaltung öffentlich/privat hinweggeht. Dies ist etwas, was der männlich-dominierte Sozialismus noch nicht einmal in Ansätzen begriffen hat.

Ein im industriellen Zentrum einer Kolonialmacht entstandener Sozialismus, der sich auf eine dominante ethnische Gruppe und ein dominantes Geschlecht gründet, ist nicht gerüstet, uns zu einer feministischen oder grünen Zukunft zu führen. Wenn wir einen Sozialismus haben, der nur die männlich-dominierte Welt des Handels, des Krieges und der Politik anerkennt und sich allein mit ihr befaßt, wird eine sozialistische Revolution nicht zu einer Neuordnung dieser Prioritäten beitragen. Männer werden auch weiterhin »die Zeit von Frauen nehmen« und sich auf die Verfügbarkeit von Frauen verlassen, die 24 Stunden am Tag für die Schaffung der Rahmenbedingungen für die ökonomischen, physischen, emotionalen und sozialen Beziehungen, die die menschliche Gesellschaft erst möglich machen, verantwortlich sind. Es wird ihnen dann auch weiterhin möglich sein, Kriegswaffen, ökonomische Strukturen und politische Systeme zu schaffen, die die Bedürfnisse der Mehrheit der Völker der Welt außer acht lassen. Ein Sozialismus, der die ökonomische und sexuelle Herrschaft von Männern über Frauen nicht in Frage stellt, wird niemals zu einer egalitären und ebenso wenig zu einer ökologisch verträglichen Gesellschaft führen.

Aus dem Englischen von Ursula Gramm

Erschienen unter dem Titel: »Eco-Feminism and Eco-Socialism. Dilemmas of Essentialism and Materialism«. In: *Capitalism, Nature, Socialism. A Journal of Socialist Ecology*. Vol. 3 (2), Issue 10, June 1992. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Zeitschrift *CNS*. Redaktionell gekürzt. Ich bin der Herausgeberin Nancy Folbre sehr dankbar für die hilfreiche Unterstützung. Für überaus nützliche Kommentare danke ich Dr. Barbara Holland-Cunz, Jack Kloppenburg jr., Ropo Sekoni und Arun Agrawal.

Anmerkungen

- 1 Diskussion zwischen Lori-Ann Thrupp, Daniel Faber und James O'Connor, *CNS* 3, November 1989; Diskussion zwischen Ariel Salleh, Martin O'Connor, James O'Connor und Daniel Faber, *CNS*, Vol. 2 (!), Nr. 6, Februar 1991.
- 2 Siehe z.B. die Myriaden von Themen und Visionen, die in zwei kürzlich erschienenen ökofeministischen Anthologien eingewoben sind; Irene Diamond und Gloria Feman Orenstein (Hrsg.), *Reweaving the World* (San Francisco, Sierra Club Books, 1990); und Judith Plant (Hrsg.), *Healing the Wounds: The Promise of Ecofeminism* (London, Green Print, 1989). Eine Übersicht sozialistischer Perspektiven siehe Martin Ryle, *Ecology and Socialism* (London, Radius, 1988).

Literaturverzeichnis

- Barrett, Michèle, 1983: *Das unterstellte Geschlecht*. Berlin
- Caldecott, Leonie, und Stephanie Leland, 1983: *Reclaim the Earth*. London
- Capra, Fritjof, 1983: *Wendezeit*. Bern, München, Wien
- Collard, André, mit Joyce Contrucci, 1988: *Rape of the Wild*. London
- Daly, Mary, 1991: *Gyn/ökologie. Die Metaethik des radikalen Feminismus*. München
- Eisenstein, Zillah (Hrsg.), 1979: *Capitalist Patriarchy and the Case for Socialist Feminism*. New York
- Enloe, Cynthia, 1989: *Bananas, Beaches and Bases*. London
- Faber, Daniel, und James O'Connor, 1989: »The Struggle for Nature: Environmental Crisis and the Crisis of Environmentalism in the United States«. In: *CNS 2*, 1989
- Ferguson, Ann, 1989: *Blood at the Roots*. London
- Forman, Frieda Johles (Hrsg.), 1989: *Taking Our Time*. Oxford
- Griffin, Susan, 1987: *Frau und Natur*. Frankfurt/M
- Kelly, Petra, 1983: *Um Hoffnung kämpfen. Gewaltfrei in eine grüne Zukunft*. Göttingen
- Kuhn, Annette, und AnnMarie Wolpe, 1978: *Feminism and Materialism*. London
- Leland, Stephanie, 1983: »Feminism and Ecology: Theoretical Considerations«. In: Caldecott und Leland, 1983: *Reclaim the Earth*. London
- Maroney, Heather Jon, 1986: »Embracing Motherhood: New Feminist Theory«. In: Hamilton, Roberta, und Michèle Barrett (Hrsg.): *Politics of Diversity*. London
- Mellor, Mary, 1994: *Wann, wenn nicht jetzt. Für einen ökosozialistischen Feminismus*. Hamburg
- Mies, Maria, 1989: *Patriarchat und Kapital*. Zürich
- O'Brian, Mary, 1981: *The Politics of Reproduction*. London
- O'Connor, James, 1991: »The Second Contradiction of Capitalism: Causes and Consequences«. In: *Conference Papers, Santa Cruz, CES/CNS Pamphlet 1*
- Ortner, Sherry, 1974: »Is Female to Male as Nature is to Culture?«. In: Rosaldo and Lamphere (Hrsg.): *Women, Culture and Society*. Stanford
- Perkins Gilman, Charlotte, 1915: *Women and Economics*. London
- Pietilä, Hilikka, 1986: »Alternative Development with Women in the North«. In: Johan Galtung und Mars Friberg (Hrsg.): *Alternativen Akademiliteratur*. Stockholm
- Rao, Brinda, 1989: »Struggling for Production Conditions and Production Conditions of Emancipation: Women and Water in Rural Maharashtra«. In: *CNS 2*, Sommer 1989
- Rao, Brinda, 1991: »Dominant Construction of Women and Nature«. In: *Social Science Literature, CES/CNS Pamphlet 2*. Santa Cruz
- Ruddick, Sara, 1993: *Mütterliches Denken. Für eine Politik der Gewaltlosigkeit*. Frankfurt/M, New York
- Schwarz, Dorothy, und Walter Schwarz, 1987: *Breaking Through*. Bideford
- Sen, Gita, und Caren Grown, 1987: *Development, Crises and Alternative Visions*. New York, *Monthly Review*
- Shiva, Vandana, 1989: *Das Geschlecht des Lebens. Frauen, Ökologie und 3. Welt*. Berlin
- Taylor, B., 1983: *Eve and the New Jerusalem*. London
- Vogel, Lise, 1983: *Marxism and the Oppression of Women*. London
- Waring, Marilyn, 1989: *If Women Counted*. London

Zygmunt Bauman

Vom Pilger zum Touristen

»Identität bleibt auch weiterhin das Problem, das sie während der Moderne gewesen ist«, sagt Douglas Kellner (1992) und fügt hinzu, sie sei »in der zeitgenössischen Gesellschaft nicht etwa verschwunden, sondern rekonstruiert und neu definiert worden«. Wenige Abschnitte später bezweifelt er jedoch die Machbarkeit eben dieser »Rekonstruktion und Neudefinition«. Er weist darauf hin, daß »Identität heute zu einem frei gewählten Spiel, zu einer theatralischen Inszenierung des Ich« wird, und daß man »die Kontrolle verlieren kann, wenn man die Identität je nach Belieben radikal verschiebt«. Kellners Ambivalenz spiegelt die Ambivalenz der Sache selbst. Noch nie war so viel von Identität und den damit verbundenen Problemen die Rede wie heute. Dabei ist allerdings die Frage, ob die momentane Besessenheit nicht einfach ein weiteres Beispiel für die allgemeine Regel ist, daß die Dinge nur ex post facto wahrgenommen werden: *wenn sie verschwinden, in Konkurs gehen oder aus den Fugen geraten.*

Ich behaupte, daß Identität zwar »auch weiterhin das Problem bleibt«, aber keineswegs »das Problem, das sie während der Moderne gewesen ist«. Denn ging es beim *modernen* »Identitätsproblem« darum, wie Identität konstruiert und bewahrt werden könne, so geht es beim *postmodernen* »Identitätsproblem« vor allem darum, wie Festlegungen vermieden und Optionen offengehalten werden können. Hieß das Schlüsselwort der Moderne – im Falle der Identität, wie in anderen Fällen – Herstellung, so heißt das Schlüsselwort der Postmoderne Recycling. Und wenn in der Moderne das »Medium, das die Botschaft enthielt«, das Fotopapier war (man denke an die unbarmherzig anschwellenden Familienalben, die Seite um vergilbende Seite die allmähliche Zunahme unumkehrbarer und identitätsstiftender Ereignisse verfolgen), so ist das definitive Medium der Postmoderne das Videoband (hervorragend lösch- und wiederverwendbar, darauf angelegt, nichts für immer festzuhalten, den heutigen Ereignissen nur auf Kosten der gestrigen Platz einräumend, alles, was der Aufnahme für wert erachtet wurde, mit der Botschaft des universellen »Bis-auf-weiteres« imprägnierend). Was die Identität anging, so sorgte man sich in der Moderne vor allem um die Haltbarkeit, heute sorgt man hauptsächlich dafür, Verpflichtungen zu vermeiden. Die Bauten der Moderne sind aus Stahl und Beton, die der Postmoderne aus biologisch abbaubarem Plastik.

Identität als solche ist eine Erfindung der Moderne. Wer einer verbreiteten Auffassung folgend behauptet, die Moderne habe zur »Loslösung« oder »ungehinderten Entfaltung« von Identität geführt, formuliert einen Pleonasmus, denn Identität ist nie zu einem Problem »geworden«, sondern war es von Anbeginn, wurde als *Problem geboren* (d.h. als etwas, dessen man sich – wie einer Aufgabe – annehmen muß), konnte nur als Problem existieren: Identität war ein Problem und deshalb geburtsreif, gerade weil es jene Erfahrung der Unterdetermination und des freien Flottierens gab, die im nachhinein als »Loslösung« artikuliert

wurde. Nur als »losgelöste« oder »ungehindert entfaltete« Form konnte die Identität zu einer sicht- und greifbaren Entität gerinnen.

Man denkt immer dann über Identität nach, wenn man nicht sicher ist, wohin man gehört, das heißt, wenn man nicht genau weiß, wo man in der offensichtlichen Vielfalt von Verhaltensweisen und -mustern den eigenen Platz finden und wie man sich vergewissern kann, daß die anderen Menschen diese Positionierung als richtig und angemessen akzeptieren, so daß beide Seiten in Gegenwart der jeweils anderen miteinander umgehen können. »Identität« ist ein Name für den gesuchten Fluchtweg aus dieser Unsicherheit. Von daher benimmt sich »Identität«, obwohl ganz offensichtlich ein Nomen, wie ein – sicherlich seltsames – Verb: es erscheint nur im Modus des Futur. Obwohl sie oft genug als Eigenschaft einer materiellen Entität verdinglicht wurde, besitzt die Identität den ontologischen Status eines Projekts und eines Postulats. Der Ausdruck »postulierte Identität« enthält ein Wort zuviel, denn jegliche Identität ist notwendigerweise postuliert. Identität ist die kritische Projektion des Geforderten oder Gesuchten auf das Seiende, oder genauer: durch sie wird die Unangemessenheit oder Unvollständigkeit des Seienden indirekt bestätigt.

In das moderne Denken und Handeln trat die Identität von Anfang an in Gestalt einer individuellen Aufgabe ein. Es war Sache des Individuums, einen Ausweg aus der Ungewißheit zu finden. Nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal sollten gesellschaftlich produzierte Probleme durch individuelle Anstrengungen gelöst und kollektive Krankheiten durch privat eingenommene Medizin geheilt werden. Nicht, daß man die Individuen ihrer Eigeninitiative überlassen und ihrem Scharfsinn getraut hätte. Ganz im Gegenteil: Als die individuelle Verantwortlichkeit für die Formung und Bildung des Selbst auf die Tagesordnung gesetzt wurde, betraten ganze Schwärme von Trainern, Lehrern, Ausbildern, Beratern und Führern den Schauplatz, die sämtlich behaupteten, am besten zu wissen, wie die von ihnen empfohlenen Identitäten beschaffen seien und wie sie erworben und gepflegt werden könnten. Die Begriffe von Identitätsbildung und Kultur (d.h.: die Vorstellungen von individueller Inkompetenz, der Notwendigkeit kollektiver Erziehung und der Bedeutsamkeit erfahrener und ausgebildeter Erzieher) konnten nur gemeinsam das Licht der Welt erblicken. Die »losgelöste« Identität mündete in die individuelle Freiheit der Wahl *und* in die Abhängigkeit des Individuums von expertengeleiteter Führung.

Das moderne Leben als Pilgerfahrt

Die Gestalt des Pilgers ist keine Erfindung der Moderne, sie ist so alt wie die Christenheit. Aber die Moderne gab ihr eine neue Bedeutung und eine neue, fruchtbare Wendung.

Als Rom in Trümmern lag, unterworfen, gedemütigt, geplündert und ausgeraubt von Alarichs Nomaden, notierte Augustinus die folgende Beobachtung: »Von Kain wird berichtet, er habe eine Stadt erbaut, während Abel, als wäre er nur ein Pilger auf Erden, dies nicht tat. Die wahre Stadt der Heiligen ist im Himmel«; hier auf Erden dagegen, sinnierte Augustinus, wandern die Christen »wie auf einer Pilgerfahrt durch die Zeit auf der Suche nach dem ewigen Reich«. ¹

Wer durch die Zeit pilgert, sucht die Wahrheit andernorts; der wahre Ort liegt immer in zeitlicher und räumlicher Ferne. Wo der Pilger sich auch gerade befinden mag, er ist nicht dort, wo er sein sollte, und nicht dort, wo er gerne wäre. Der Abstand zwischen der wahren Welt und der Welt des Hier-und-Jetzt entsteht aus dem Spannungsverhältnis zwischen dem, was erreicht werden soll, und dem, was erreicht wurde. Der Glanz und die Kraft der zukünftigen Bestimmung entwertet die Gegenwart und läßt sie als nichtig erscheinen. Welchen Zweck kann die Stadt für den Pilger erfüllen? Er kann nur mit Straßen etwas anfangen, nicht mit den Häusern – Häuser würden ihn in Versuchung führen, sich auszuruhen, zu entspannen, seine Bestimmung zu vergessen. Doch auch Straßen können sich als Hindernis erweisen statt als Hilfe, Fallen sein statt Fluchten. Sie können in die Irre leiten, vom rechten Pfad abführen, das falsche Ziel weisen. »Die jüdisch-christliche Kultur«, schreibt Richard Sennett, »handelt gerade in ihren Ursprüngen von der Erfahrung geistiger Entwurzelung und Heimatlosigkeit. (...) Unser Glaube begann in der Auseinandersetzung mit dem Ort.« (1993, 6)

Daß wir »Pilger durch die Zeit« sind, schrieb Augustinus nicht als Belehrung, sondern als Tatsachenfeststellung. Wir sind Pilger, was immer wir tun, und wir können wenig daran ändern, selbst wenn wir es wollten. Das Erdenleben ist nichts als ein kurzes Vorspiel zum ewigen Seelenleben. Nur wenige verspüren den Wunsch und besitzen die Fähigkeit, diese Ouvertüre im Einklang mit der Sphärenmusik selbst zu komponieren und damit ihr Schicksal zu einer bewußt bejahten Bestimmung zu machen. Diese wenigen müssen den Zerstreuungen der Stadt entfliehen. Sie müssen die Wüste als Wohnort wählen. Die Wüste des christlichen Einsiedlers war vom bunten Treiben des Alltags abgeschieden, weit entfernt von Stadt und Dorf, von aller Weltlichkeit, von der *polis*. Die Wüste bedeutete, Abstand zu den Aufgaben und Verpflichtungen zu gewinnen, zur Wärme und Agonie des Zusammenseins mit anderen, zur Kontrolle durch andere, zur Formung und Eingrenzung durch deren Forderungen, Erwartungen und Prüfungen. Im weltlichen Alltagsgetriebe waren einem Hände und Gedanken gebunden. Hier war der Horizont mit Hütten, Scheunen, Gehölzen, Wäldchen und Kirchtürmen verstellt. Hier war man, wohin man auch ging, »vor Ort«, fest eingebunden in die Aufgaben, die der Ort erforderte. Dagegen war die Wüste noch nicht räumlich aufgeteilt und daher das Land der Selbsterschaffung. Die Wüste, sagt Edmond Jabès, »ist ein Raum, in dem ein Schritt dem nächsten weicht, der ihn auslöscht, und wo der Horizont die Hoffnung auf ein Morgen verheißt, das spricht.« »Man geht nicht in die Wüste, um Identität zu finden, sondern um sie zu verlieren, die Persönlichkeit zu verlieren, namenlos zu werden. (...) Und dann geschieht etwas Außergewöhnliches: man hört die Stille sprechen.« (Jabès 1991, 342; 1993, XVI)² Die Wüste ist Archetyp und Treibhaus jener rohen, nackten, ursprünglichen und grundlegenden Freiheit, die in der Abwesenheit von Grenzen besteht. Die Einsiedler des Mittelalters konnten sich Gott in der Wüste so nahe fühlen, weil sie sich selbst als gottähnlich empfanden: nicht gebunden an Gebräuche und Gewohnheiten, an die Bedürfnisse des eigenen Körpers und der Seelen anderer Menschen, an die Taten der Vergangenheit und die Handlungen der Gegenwart. Mit den Theoretikern der Jetztzeit ließe sich sagen, daß die Einsiedler die ersten waren, die die Erfahrung des »losgelösten«,

»unbeschränkten« Selbst durchlebten. Sie waren gottähnlich, denn alles, was sie taten, taten sie ab nihilo. Ihre Pilgerfahrt zu Gott war ein Akt der Selbsterschaffung (weshalb die Kirche, die die einzige Verbindung zu Gott sein wollte, die Einsiedler von Anfang an ablehnte und schon bald große Anstrengungen unternahm, sie in Mönchsorden zu zwingen, wo sie unter der Aufsicht von Regeln und der Routine des Alltags standen).

Die Protestanten, so wissen wir von Max Weber, vollbrachten ein Kunststück, das den Einsiedlern von einst unbegreiflich gewesen wäre: sie wurden *innerweltliche Pilger*. Sie erfanden die Möglichkeit, sich zur Pilgerfahrt einzuschiffen, ohne die Heimat zu verlassen, und die Heimat zu verlassen, ohne heimatlos zu werden. Dies gelang ihnen allerdings nur, weil sich die Wüste bis weit in ihre Städte hinein erstreckte und bis an ihre Türschwelle reichte. Sie wagten sich nicht in die Wüste; ihre Alltagswelt selbst wurde immer »wüstenähnlicher«. Wie die Wüste, so wurde die Welt ortlos; die vertrauten Züge waren ausgelöscht worden, doch die neuen, die jene ersetzen sollten, erhielten eine Dauerhaftigkeit, die man vordem nur Sanddünen zugesprochen hätte. In der neuen, post-reformatorischen Stadt der Moderne fing die Wüste gleich hinter der Haustür an.

Der Protestant, dies Musterbeispiel (oder ist er nur eine Allegorie?) für den modernen Menschen, wurde, so erzählt uns Sennett, »von der Wildnis in Versuchung geführt, von einem Ort der Leere, der von sich aus keine verführerischen Forderungen an ihn stellte«. In dieser Hinsicht unterschied er sich nicht vom Einsiedler. Die Differenz lag darin, daß der Protestant, statt in die Wüste zu reisen, hart arbeitete, damit die Wüste zu ihm komme – damit die Welt nach dem Vorbild der Wüste neu geschaffen werde. »Unpersönlichkeit, Kälte und *Leere* sind wesentliche Begriffe der Sprache, in der der Protestantismus seine Umwelt beschreibt; sie drücken das Verlangen aus, die Außenwelt als nichtig, als wertlos zu betrachten.« (Sennett 1993, 44–45). In solcher Sprache redet man auch von der Wüste: vom Nichts, das darauf wartet, Etwas zu werden und sei es nur für kurze Zeit; von der Bedeutungslosigkeit, die darauf wartet, eine Bedeutung zu bekommen, und sei es nur eine vorübergehende; vom konturlosen Raum, bereit, jede sich bietende Kontur anzunehmen, und sei es nur, bis andere Konturen angeboten werden; von einem Raum, der nicht die Narben vergangener Ackerfurchen zeigt, und doch fruchtbar ist in Erwartung scharfer Schneiden; von einem jungfräulichen Land, das noch gepflügt und bestellt werden muß; von einem Land fortwährenden Beginns; von einem ortlosen Ort, dessen Name und Identität Noch-Nicht ist. In einem solchen Land werden die Wegmarken von der Bestimmung des Pilgers gesetzt, und andere Wege sind kaum von Bedeutung.

In einem solchen Land, das gewöhnlich »moderne Gesellschaft« genannt wird, ist die Pilgerschaft keine Wahl der Lebensweise mehr; noch weniger ist sie eine heroische oder heilige Entscheidung. Das eigene Leben als Pilgerschaft zu leben, entspringt nicht mehr jener ethischen Weisheit, die sich den Auserwählten und Rechtschaffenen enthüllte oder von ihnen intuitiv begriffen wurde. Pilger ist man aus Notwendigkeit, um in der Wüste nicht verlorenzugehen, um dem Wandern einen Zweck zu geben, während man das Land ziellos durchquert. Wenn man Pilger ist, kann man mehr tun als wandern – man kann *auf etwas* zu wandern. Man kann auf die Fußspuren im Sand zurückblicken und in ihnen eine

Straße sehen. Man kann über die hinter einem liegende Strecke *nachdenken* und sie als ein *Fort-Schreiten*, einen *Fortschritt*, ein Vorwärtskommen, ein *Näherkommen* betrachten, man kann einen Unterschied machen zwischen dem, was »hinter einem«, und dem, was »vor einem« liegt, und die »vor einem liegende Straße« als eine Folge von Fußspuren betrachten, mit denen, Pockennarben gleich, das gesichtslose Land markiert werden muß. Die Bestimmung, der vorgegebene Zweck der lebenslangen Pilgerschaft, gibt dem Formlosen Form, macht aus dem Fragmentarischen ein Ganzes, verleiht dem Episodischen Kontinuität.

Die wüstenähnliche Welt befiehlt dem Leben, Pilgerschaft zu sein. Aber weil das Leben Pilgerschaft ist, ist die Welt hinter der Haustür wüstenähnlich, gesichtslos, denn ihre Bedeutung erhält sie erst durch das Wandern, das sie in die Spur verwandelt, die zur Ziellinie, zum Ort der Bedeutung, führt. Dieses »Erzielen« von Bedeutung wurde »Identitätsbildung« genannt. Der Pilger und die wüstenähnliche Welt, die er durchquert, erhalten ihre Bedeutung *gleichzeitig* und *wechselseitig*. Beide Prozesse können und müssen weitergehen, weil es einen Abstand gibt zwischen dem Ziel (der Bedeutung der Welt und der Identität des Pilgers, die beide nie ganz vollendet, immer zukünftig sind) und dem gegenwärtigen Augenblick (der gerade erreichten Station der Wanderschaft und der Identität des Wanderers).

Bedeutung und Identität können nur als *Projekte* existieren, und es ist der Abstand, der es ermöglicht, Entwürfe zu machen. Was wir in der »objektiven« Sprache des Raumes »Abstand« nennen, ist eine Erfahrung, die wir in »subjektiven«, psychologischen Begriffen als Unzufriedenheit mit dem Hier und Jetzt und als seine Herabsetzung bezeichnen. »Abstand« und »Unzufriedenheit« besitzen denselben Bezugspunkt und beide ergeben im als Pilgerschaft gelebten Leben einen Sinn.

»Aus der Differenz zwischen der *gefundenen* und der *geforderten* Befriedigungslust ergibt sich das treibende Moment, welches bei keiner der hergestellten Situationen zu verharren gestattet, sondern nach des Dichters Worten 'ungebändigt immer vorwärts dringt' (Mephisto im *Faust I*, Studierzimmer)«, bemerkte Freud (1978, 151; Hervorh. Z.B.) in *Jenseits des Lustprinzips*. Janine Chasseguet-Smirgel (1985) widmet dieser fruchtbaren Beobachtung einen ausgedehnten Kommentar, wobei sie den Beginn der Selbstentwicklung, der Identitätsbildung usw. bis zur ursprünglichen Situation der aufgeschobenen Belohnung, der ewig unüberbrückbaren Distanz zwischen dem Ich-Ideal und den Wirklichkeiten der Gegenwart zurückverfolgt.

»Abstand« übersetzt sich als »Aufschub« ... Die Reise durch den Raum ist eine Funktion der Zeit, Entfernungen werden durch die zu ihrer Überwindung benötigte Zeit gemessen. »Hier« ist das Warten, »dort« die Belohnung. Wie weit ist es von »hier« nach »dort«, vom Warten zur Belohnung, von der Leere zur Bedeutung, vom Entwurf zur Identität? Zehn Jahre, oder zwanzig? So lange, wie man braucht, die Berufung des Lebens zu erfüllen? Die Zeit, die sich zum Messen von Entfernungen eignet, muß wie ein Lineal sein – gerade, aus einem Stück, mit abstandsgleichen Markierungen, hergestellt aus solidem, dauerhaftem Material. Und genau dies galt für die Zeit des modernen Lebens-für-das-Projekt. Wie das

Leben selbst war sie gerichtet, kontinuierlich, unverbiegbar. Sie »marschierte weiter« und »zog vorbei«. Leben und Zeit wurden am Maßstab der Pilgerschaft gemessen.

Für den Pilger, für den modernen Menschen, bedeutete dies in praktischer Hinsicht, daß er den Zeitpunkt seiner Ankunft möglichst früh und voller Zuversicht bestimmen konnte, sollte, mußte, in der Gewißheit, daß die gerade Linie der vor ihm liegenden Lebenszeit sich nicht verbiegen, verdrehen, verkrümmen, innehalten oder umkehren würde. Der Aufschub der Belohnung war, ebenso wie die aus ihm entspringende momentane Enttäuschung, insofern ein treibender Faktor und die Quelle hingebungsvoller Identitätsbildung, als er mit dem Vertrauen in die Linearität und Akkumulierbarkeit der Zeit einherging. Die wichtigste Strategie eines Lebens der Pilgerschaft und der Identitätsbildung war das »Sparen für die Zukunft«. Doch war ein solches Sparen als Strategie nur dann sinnvoll, wenn man sicher sein konnte, daß die Zukunft die Spareinlagen mit Zinsen vergüten und die vorab vereinbarte Prämie tatsächlich ausgezahlt werden würde, daß die Spareinlagen nicht vor dem Stichtag der Auszahlung abgewertet oder zur ungültigen Währung erklärt würden, und daß das, was heute als Kapital galt, auch morgen und übermorgen noch als solches gelten würde. Die Pilger setzten auf die Dauerhaftigkeit der von ihnen durchwanderten Welt; in einer solchen Welt läßt sich das Leben als kontinuierliche Geschichte erzählen, als »sinnvolle« Geschichte, in der jedes Ereignis die Wirkung des vorhergehenden und die Ursache des nachfolgenden Ereignisses darstellt und jedes Lebensalter eine Station entlang der Straße ist, die zur Erfüllung führt. Die Welt der Pilger – der *Identitätsbildner* – muß geordnet, determiniert, vorhersehbar, versichert sein, vor allem aber muß es eine Welt sein, in der Fußabdrücke für immer hinterlassen werden, so daß die Spuren und Aufzeichnungen vergangener Reisen aufbewahrt werden können. Eine Welt, in der Reisen tatsächlich eine Pilgerfahrt sein kann. Eine Welt, die Pilgern gastfreundlich gesonnen ist.

Die Welt ist ungastlich geworden für Pilger

Die Welt ist den Pilgern längst nicht mehr gastfreundlich gesonnen. Die Pilger haben die Schlacht verloren, indem sie sie gewannen. Sie strebten danach, die Welt möglichst flexibel und gerade dadurch solide zu machen, damit Identität *beliebig*, aber doch *systematisch* aufgebaut werden konnte, Stockwerk um Stockwerk und Stein um Stein. Zu diesem Zweck verwandelten sie den Raum, in dem Identität gebildet werden sollte, in eine Wüste. Sie entdeckten, daß die Wüste für diejenigen, die Zeichen setzen wollen, zwar angenehm ausdruckslos ist, aber kein Zeichen lange bewahrt. Je leichter ein Fußabdruck hinterlassen werden kann, desto leichter läßt er sich wieder verwischen. Ein Windhauch genügt. Und in der Wüste ist es windig.

Schon bald sickerte durch, daß das eigentliche Problem nicht im Herstellen, sondern im Bewahren von Identität bestand: Was immer sich im Sand aufbauen läßt, ein Schloß wird es wahrscheinlich nicht sein. In einer wüstenähnlichen Welt bedarf es keiner großen Anstrengung, einen Weg zu markieren – die Schwierigkeit besteht darin, ihn nach einer bestimmten Zeit noch als Weg zu erkennen. Wie

läßt sich ein Vorwärtsmarsch vom Gehen im Kreis, von der ewigen Wiederkehr unterscheiden? Es erweist sich als praktisch unmöglich, aus den durchwanderten Sandstrecken eine Straßenkarte zusammenzustoßeln – ganz zu schweigen von einem Plan für die Lebensreise.

Die Bedeutung von Identität, sagt Christopher Lasch, »bezieht sich gleichermaßen auf Personen und auf Dinge. Beide haben in der modernen Gesellschaft ihre Festigkeit, ihre Kontinuität und Eindeutigkeit verloren«. Die aus dauerhaften Gegenständen konstruierte Welt ist durch »austauschbare, zum sofortigen Veralten bestimmte Produkte« ersetzt worden. In einer solchen Welt »können Identitäten wie Kostüme an- und abgelegt werden« (Lasch 1985, 32, 34, 38). Das Schreckliche der neuen Situation besteht darin, daß die ganze sorgfältige Konstruktionsarbeit sich als vergeblich herausstellen könnte; ihr Reiz liegt darin, nicht an vergangene Verhandlungen gebunden, niemals unwiderruflich besiegt zu sein, die »Optionen immer offenzuhalten«. Beide, der Schrecken und der Reiz, lassen ein Leben der Pilgerschaft kaum als geeignete und somit auch nicht als wählbare Strategie erscheinen. Jedenfalls dürfte sich die Zahl der Adepten in Grenzen halten. Und die Erfolgchancen desgleichen.

Im Lebensspiel der postmodernen Konsumenten wechseln die Spielregeln im Verlauf des Spiels. Die sinnvolle Strategie besteht somit darin, die Spieldauer kurz zu halten –, die Vernunft des Lebensspiels erfordert es, das allumfassende, mit großen Einsätzen gespielte Spiel in eine Reihe von kurzen, begrenzten Spielen mit niedrigen Einsätzen aufzusplintern. Von nun an gehört es zu den Leitlinien rationalen Verhaltens, »von einem Tag auf den anderen zu leben« und »den Alltag als Folge von kleineren Ernstfällen darzustellen« (Lasch 1985, 57, 62).

Das Spiel kurz zu gestalten heißt, langfristigen Verpflichtungen aus dem Wege zu gehen. Sich weigern, auf diese oder jene Weise »festgelegt« zu werden. Sich nicht an einen Ort zu binden. Sein Leben nicht nur einer Berufung zu weihen. Nicht allem und jedem Treue und Verlässlichkeit zu schwören. Die Zukunft nicht zu kontrollieren, sondern sich weigern, sie zu verpfänden: darauf zu achten, daß die Folgen des Spiels möglichst nicht das Spiel selbst überleben, und, falls doch, keine Verantwortung für sie zu übernehmen. Der Vergangenheit verbieten, auf die Gegenwart Einfluß zu nehmen. Kurz, die Gegenwart an beiden Enden abzuschneiden, die Gegenwart aus der Geschichte herauszulösen. Die Zeit nur noch als geglättete Zusammenstellung oder als zufällige Folge gegenwärtiger Momente zu konzipieren: als *kontinuierliche Gegenwart*.

Die jetzt nur noch simulierte und nicht mehr vektorförmige Zeit strukturiert nicht länger den Raum. An Ort und Stelle gibt es kein »Vorwärts«, kein »Zurück« mehr; was einzig zählt, ist die Fähigkeit, nicht stillzustehen. *Fimeß* – das Vermögen, sich ohne Umschweife dorthin zu begeben, wo die Musik spielt, und bereit zu sein, die Erfahrungen zu nehmen, wie sie kommen – gewinnt den Vorrang vor der *Gesundheit*, d. h. vor der Vorstellung, es gebe ein Maß des Normalen, das unbeschädigt erhalten werden müsse. Jeglicher Aufschub, auch der der Belohnung, wird bedeutungslos: es gibt keine pfeilgleiche Zeit mehr, die ihn messen könnte.

Die Schwierigkeit besteht nun nicht mehr darin, eine Identität zu entdecken, zu erfinden, zu konstruieren, zusammenzufügen (oder gar zu kaufen), sondern

zu verhindern, daß sie an einem klebenbleibt. Eine gut konstruierte und dauerhafte Identität wird vom Aktivposten zur Schuldverschreibung. Der Dreh- und Angelpunkt postmoderner Lebensstrategie ist nicht die Identitätsbildung, sondern die Vermeidung von Festlegungen.

Welchem denkbaren Zweck könnte die Strategie des »Fortschritts« nach Art des Pilgers in unserer Welt noch dienen? In dieser Welt ist nicht nur der »Beruf fürs Leben« verschwunden, haben Branchen und Berufe die verwirrende Gewohnheit angenommen, aus dem Nichts aufzutauchen und unbemerkt wieder zu verschwinden, sie können zudem kaum noch als Webersche »Berufung« gelebt werden – und (was noch Salz in die Wunde reiben heißt): Die zur Ausübung solcher Berufe benötigten Fähigkeiten werden kaum länger nachgefragt als es dauert, sie zu erwerben. Berufe sind nicht mehr geschützt und ganz bestimmt nicht sicherer als die Orte, an denen sie ausgeübt werden. Wann immer das Wort »Rationalisierung« ausgesprochen wird, kann man sicher sein, daß weitere Berufe und Arbeitsplätze schon im Verschwinden begriffen sind.

Nicht besser steht es um die Stabilität und Vertrauenswürdigkeit des Netzwerks zwischenmenschlicher Beziehungen. Wir leben im Zeitalter von Anthony Giddens' »reiner Beziehung«, die »um ihrer selbst willen eingegangen wird, um des Nutzens willen, den jede Person daraus ziehen kann«, und die daher »von jedem Partner jederzeit mehr oder weniger beliebig beendet werden kann«. Es ist das Zeitalter der »beierlaufenden Liebe«, die »zu den Qualitäten der romantischen Liebe – 'auf immer und ewig', 'nur du allein' – quer steht«, so daß »Romanze und Dauerhaftigkeit nicht mehr gleichgesetzt werden können«. Es ist das Zeitalter der »Plastiksexualität«, des sexuellen Vergnügens, das »von der uralten Verknüpfung mit Reproduktion, Verwandtschaft, Generation losgerissen ist« (Giddens 1992, 58, 137, 61, 52, 57). Man kann eine Identität kaum an Beziehungen »festmachen«, die selbst ein für alle Mal abgelöst sind, und man ist gut beraten, es gar nicht erst zu versuchen, denn die starke Verpflichtung, die tiefe Bindung (ganz zu schweigen von der Loyalität – dem Tribut an die inzwischen überholte Vorstellung, Bindung habe bindende Konsequenzen, Verpflichtung schließe Pflichten ein) könnte verletzen und Narben hinterlassen, wenn die Zeit kommt, sich vom Partner zu lösen (und sie kommt bestimmt). Das Lebensspiel ist schnell und läßt nicht die Zeit, einzuhalten, nachzudenken und ausgefeilte Entwürfe zu Papier zu bringen. Und wie um der Verwirrung noch das Unvermögen hinzuzufügen, ändern sich, wie gesagt, die Spielregeln lange vor Ende des Spiels. In unserem (wie George Steiner es formulierte) »kosmischen Kasino« sind alle Werte, die es zu beherzigen gilt, alle Belohnungen, die errungen, und alle Kriegslisten, die dafür angewandt werden sollen, »auf maximalen Eindruck und sofortiges Vergessen« berechnet. Auf *maximalen Eindruck*, denn in einer informationsübersättigten Welt wird Aufmerksamkeit zur knappsten Ressource, und nur eine schockierende Nachricht (die schockierender sein muß als die vorhergehende) hat eine Chance, sie (bis zum nächsten Schock) auf sich zu ziehen; und auf *sofortiges Vergessen*, weil der Ort, auf den die Aufmerksamkeit gerichtet war, ebenso schnell verlassen werden muß, wie er aufgesucht wurde, um Raum zu schaffen für die nächste Nachricht, die bereits vor der Tür steht.

Das Gesamtergebnis ist die *Fragmentierung der Zeit in Episoden*, deren jede

von ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft abgeschnitten, in sich selbst eingekapselt und selbstgenügsam ist. Die Zeit ist kein Fluß mehr, sondern eine Ansammlung von Tümpeln und Teichen.

Aus den Erfahrungen, die in einer solchen Welt gemacht werden können, läßt sich keine konsistente und zusammenhängende Lebensstrategie entwickeln – keine, die auch nur entfernt an die Zielorientiertheit und die robuste Entschlossenheit der Pilgerschaft erinnerte. Aus diesen Erfahrungen lassen sich höchstens einige, zumeist negative Faustregeln ableiten: Plant eure Reise nicht zu lang – je kürzer sie ist, desto größer die Chance, sie zu Ende zu bringen; laßt bei Menschen, die ihr unterwegs trifft, die Gefühle aus dem Spiel – je weniger sie euch angehen, desto unbeschwerter läßt sich die Reise fortsetzen; setzt euch nicht zu sehr für Menschen, Orte oder Sachen ein – ihr könnt nicht wissen, wie dauerhaft sie sein werden oder wie lange ihr sie eures Engagements für würdig erachtet; haltet eure gegenwärtigen Ressourcen nicht für Kapitalanlagen – Sparbücher verlieren schnell an Wert, und das einst so gerühmte »kulturelle Kapital« tendiert dazu, sich im Handumdrehn in kulturelle *Schulden* zu verwandeln. Vor allem aber, wenn irgend möglich, schiebt Belohnungen nicht auf. Wonach es euch auch verlangt, seht zu, daß ihr es *jetzt* bekommt, denn ihr könnt nicht wissen, ob die Belohnung, auf die ihr heute aus seid, euch morgen noch befriedigt.

War der Pilger die treffendste Metapher für die Lebensstrategie der Moderne, die sich der furchteinflößenden Aufgabe der Identitätsbildung verschrieben hatte, so bilden der Flaneur, der Vagabund, der Tourist und der Spieler gemeinsam die Metapher für die postmoderne Strategie, die durch den Horror vor Bindungen und Festlegungen ausgelöst wird. Keiner der aufgeführten Typen/Lebensstile ist eine Erfindung der Postmoderne – sie waren längst bekannt, als das postmoderne Zeitalter anbrach. Doch ebenso wie die Lebensbedingungen der Moderne die vom Christentum übernommene Gestalt des Pilgers umformten, verleiht der postmoderne Kontext den Typen, die seine Vorgänger schon kannten, eine neue Qualität, und zwar in zweierlei Hinsicht. Erstens: Die Stile, die einst von Randexistenzen in peripheren Zeiten und an marginalen Orten praktiziert wurden, werden jetzt von einer Mehrheit im besten Alter und an lebensweltlich zentralen Orten praktiziert; sie sind jetzt, in der vollen Bedeutung des Wortes, Lebens-Stile geworden. Zweitens: Obwohl es vier sind, sind die Typen nicht frei wählbar, gehorchen nicht dem Entweder/Oder; das postmoderne Leben ist zu unordentlich und unzusammenhängend, um von irgendeinem in sich stimmigen Modell erfaßt werden zu können. Jeder Typ übermittelt nur einen Teil der Geschichte, die sich niemals zu einer Totalität ausbildet (ihre »Totalität« ist *nicht mehr als* die Summe ihrer Teile). Im Chor der Postmoderne singen alle vier Typen – bisweilen ist Harmonie, zumeist aber Kakophonie das Ergebnis.

Die Nachfolger des Pilgers

Der Flaneur

Charles Baudelaire taufte Constantin Guys den »Maler des modernen Lebens«, weil Guys städtische Straßenszenen so malte, wie der Flaneur sie sah. In seinen Kommentaren zu Baudelaire machte Walter Benjamin den *Flaneur* zu einem

gängigen Begriff der Kulturanalyse und zur zentralen Symbolfigur der modernen Stadt. Im Müßiggang und in der Lebenspraxis des Flaneurs schienen sich alle Stränge des modernen Lebens zu vereinigen: Man geht flanieren, wie man ins Theater geht, man bewegt sich unter Fremden, für die man selbst ein Fremder ist (in der Menge, doch nicht Teil der Menge), man nimmt diese Fremden als »Oberfläche« wahr, d.h. »was sie sind«, erschöpft sich in dem, »was man sieht«, wobei Sehen und Erkennen episodisch bleiben. Psychologisch gesehen bedeutet Flanieren, die menschliche Wirklichkeit als Folge von Episoden durchzuspielen, als Ereignisse ohne Vergangenheit und ohne Folgen. Es bedeutet auch, das Zusammentreffen als ein Sich-Verfehlen zu inszenieren, als Begegnung, die keinen Eindruck hinterläßt: flottierende Fragmente aus dem Leben anderer Personen, die der Flaneur willkürlich zu Geschichten ausgesponnen hat – durch seine Wahrnehmung wurden sie zu Schauspielern in den von ihm geschriebenen Stücken, ohne daß sie sich ihrer Rolle oder gar der Handlung, in der sie mitspielten, bewußt waren. Der Flaneur war der damalige Meister der Simulation – in seiner Phantasie war er Bühnenautor und Regisseur, der im Leben anderer Leute die Fäden zog, ohne in ihr Schicksal störend oder zerstörend einzugreifen. Der Flaneur praktizierte das Leben des »Als-ob« und die »Als-ob«-Beschäftigung mit dem Leben anderer Menschen, er machte Schluß mit dem Gegensatz von »Erscheinung« und »Wirklichkeit«. Er war der Schöpfer, der für seine Schöpfungen nicht büßen mußte, der Meister, der die Folgen seines Tuns nicht fürchten mußte, der Kühne, dem für seine Kühnheiten nie die Rechnung präsentiert wurde. Der Flaneur genoß alle Annehmlichkeiten des modernen Lebens und vermied die damit verbundenen Qualen.

Das Leben als Flanieren war von dem Leben als Pilgerschaft denkbar verschieden. Was der Pilger ganz ernsthaft vollbrachte, ahmte der Flaneur spielerisch nach, wobei er mit den Kosten auch den Nutzen los wurde. Der Flaneur paßte schlecht auf die moderne Bühne, aber er verbarg sich in den Kulissen. Er war der Mann der Muße und flanierete in der Freizeit. Der Flaneur und das Flanieren warteten in den Randbezirken auf ihre Stunde. Und sie kam – oder vielmehr, sie wurde durch die postmoderne Verwandlung des heroischen Produzenten in den verspielten Konsumenten herbeigeführt. Nun wurde das Flanieren, einst die Praxis marginaler Menschen an den Rändern des »wirklichen Lebens«, zum Leben selbst, und die Frage nach der »Wirklichkeit« stellte sich nicht mehr.

In ihrer ursprünglichen Bedeutung bezeichneten »malls« Promenaden zum Flanieren. Heute dagegen sind die meisten Promenaden Einkaufszentren, »shopping malls«, in denen man während des Flanierens einkaufen und während des Einkaufens flanieren kann. Die Marktforscher witterten die Anziehungs- und Verführungskraft der Gewohnheiten des Flaneurs und bauten sie ins Leben aller ein. Die Pariser Passagen sind im nachhinein zu Brückenköpfen in die künftige Zeit erhoben worden: postmoderne Inseln im Meer der Moderne. Einkaufszentren machen die Welt (oder einen sorgfältig abgeschirmten, elektronisch überwachten und streng geschützten Teil davon) sicher für das Leben-als-Flanieren. Oder besser: Einkaufszentren sind die von Designern für den Flaneur maßgeschneiderten Welten. Die Stätten des Sich-Verfehlens, der garantiert episodisch bleibenden Begegnungen, der von Vergangenheit und Zukunft losgelösten

Gegenwart, von Oberflächen, die andere Oberflächen überglänzen. In diesen Welten kann jeder Flaneur sich einbilden, Regisseur zu sein, obwohl alle Flaneure Objekte einer Regie sind, die, wie ihre eigene vor Zeiten, unsichtbar und unaufdringlich (aber, im Gegensatz zur ihrigen, selten ohne Folgen) bleibt. So werden Köder als Bedürfnisse empfunden, Zwänge als Intentionen, Verführungen als Entscheidungen. In den Einkaufszentren, im Leben als Flanieren-um-zu-kaufen und Kaufen-um-zu-flanieren löst sich Abhängigkeit in Freiheit auf und Freiheit sucht nach Abhängigkeit.

In den Einkaufszentren begann der postmoderne Aufstieg des Flaneurs, sie bereiteten aber auch den Boden für die weitere Überhöhung (oder Veredelung?) seines Lebensmodells. Letzteres wurde in der *Telecity* (ein treffender Ausdruck von Henning Bech) erreicht, der Stadt-als-Heimat-des-Flaneurs, destilliert zu ihrer reinen Essenz, wo er in den endgültigen Schutz der ganz und gar privaten, geschützten, verriegelten und einbruchssicheren Welt der einsamen Monade eintauchen kann, wo die physische Anwesenheit von Fremden nicht darüber hinwegtäuscht oder damit kollidiert, daß sie psychisch außer Reichweite sind. In der Version der *Telecity* sind die Einkaufsstraßen und -zentren von allem gereinigt, was aus der Sicht des Flaneurs das Vergnügen störte, was unrein, redundant oder überflüssig war – damit das, was übrig bleibt, glänzen und in all seiner ungetrübten Reinheit genossen werden kann. Mit den Worten von Bech: »Die durch den Bildschirm vermittelte Welt der *Telecity* existiert nur an der Oberfläche, und tendenziell kann und muß alles zum Objekt des betrachtenden Blickes werden. (...) 'Lesarten' der Oberflächenzeichen erlauben eine Einfühlung in und Loslösung von Identitäten, die sehr viel intensiver und zugleich wechselhafter ist, weil die Möglichkeit zu ungestörtem und kontinuierlichem Schauen besteht. (...) Fernsehen ist völlig unverbindlich.« (Bech 1992) Die endgültige Freiheit ist bildschirmgelenkt, wird in der Gesellschaft von Oberflächen gelebt und »Zappen« genannt.

Der Vagabund

Der Vagabund war die Plage der frühen Moderne, der Popanz, der die Könige und Philosophen in die Raserei von Recht und Ordnung trieb (vgl. Bauman 1987, Kap. 3). Der Vagabund war *herrenlos*, und Herrenlosigkeit (außer Kontrolle sein, aus dem Rahmen fallen, sich auf freiem Fuß befinden) war ein Zustand, den die Moderne nicht ertragen konnte, weshalb sie den Rest ihrer Geschichte damit verbrachte, ihn zu bekämpfen. Die Gesetzgeber der Elisabethanischen Epoche waren besessen von dem Verlangen, die Fahrensleute von den Straßen zu vertreiben und in die Gemeinden zurückzubringen, »wo sie hingehörten« (und die sie doch genau deswegen verlassen hatten, weil sie dort *nicht mehr* hingehörten). Die Vagabunden waren die Vorreiter oder Guerillaeinheiten des post-traditionellen Chaos (das die Herrschenden nach gewohnter Manier, ihr Spiegelbild für ein Abbild des anderen auszugeben, *Anarchie* nannten), und sie mußten gehen, damit die Ordnung (der verwaltete und überwachte Raum) obsiegen konnte. Es waren die frei umherschweifenden Vagabunden, die die Suche nach einer neuen, staatlich geregelten Ordnung auf gesellschaftlicher Stufenleiter als unumgänglich und dringlich erscheinen ließen. Was die Vagabunden so

furchterregend machte, war ihre offensichtliche Bewegungsfreiheit, durch die sie dem Netz der bis dahin lokal organisierten Kontrollen entgehen konnten. Schlimmer noch: Ihre Bewegungen waren unvorhersehbar; im Unterschied zum Pilger hat der Vagabund kein festgelegtes Ziel. Niemand weiß, wohin er als nächstes gehen wird, weil er es selber nicht weiß und es ihn auch wenig kümmert. Das Vagabundentum kennt keine vorab bestimmte Reiseroute – seine Bahn wird Stück für Stück zusammengesetzt, jedes Stück zu seiner Zeit. Jeder Ort dient dem Vagabunden als Zwischenstation, aber er weiß nie, wie lange er dort bleiben wird; das hängt von der Großzügigkeit und Geduld der Anwohner ab, aber auch von Neuigkeiten über andere Orte, die neue Hoffnungen wecken (enttäuschte Hoffnungen sitzen dem Vagabunden im Nacken, ungeprüften Hoffnungen jagt er nach). Der Vagabund entscheidet über die Richtung erst, wenn er an den Kreuzweg kommt, er wählt seinen nächsten Aufenthalt nach dem Namen des Straßenschildes. Der Pilger läßt sich leicht kontrollieren, denn dank seiner selbstgesetzten Bestimmung sind seine Wege vorhersagbar. Den streunenden Vagabunden zu kontrollieren, ist eine entmutigende Aufgabe (doch am Ende eine der wenigen, die der Einfallsreichtum der Moderne lösen konnte).

Wohin der Vagabund auch geht, er ist überall ein Fremder; er kann niemals »der Eingeborene«, der »Seßhafte«, der »im Boden Verwurzelte« sein (zu frisch ist die Erinnerung an seine Ankunft –, also daran, daß er vorher woanders gewesen ist). Hegt er den Traum, einmal zu den Eingeborenen zu zählen, so kann das nur in gegenseitigen Anschuldigungen und Bitterkeiten enden. Daher ist es besser, sich nicht allzusehr an den jeweiligen Ort zu gewöhnen. Schließlich winken andere, noch unerprobte Orte, die vielleicht gastfreundlicher sind und sicherlich neue Möglichkeiten bieten. Die eigene »Ortlosigkeit« zu lieben, ist daher eine vernünftige Strategie. Das gibt allen Entscheidungen den Geschmack der Vorläufigkeit und erlaubt es, die Optionen offenzuhalten. So bleibt die Zukunft hypotheckenfrei. Wenn die Eingeborenen nicht mehr unterhaltsam sind, kann man unterhaltamere suchen.

Der Vagabund der frühen Moderne wanderte durch besiedelte Gebiete; er war ein Vagabund, weil er sich nirgendwo so niederlassen konnte, wie die anderen es getan hatten. Der Seßhaften gab es viele, der Vagabunden nur wenige. Die Postmoderne hat dies Verhältnis umgedreht. Mittlerweile gibt es nur noch wenige Orte der »Seßhaftigkeit«. Die »dauerhaft ansässigen« Bewohner wachen auf und entdecken, daß die Orte (in einer Gegend, in der Gesellschaft und im Leben), wo sie »hingehören«, nicht mehr existieren oder unbewohnbar geworden sind; schöne Wohnviertel werden zu Ghettos, Fabriken verschwinden mitsamt den Arbeitsplätzen, Fertigkeiten finden keine Käufer mehr, Wissen verwandelt sich in Unwissenheit, berufliche Erfahrung wird zur Belastung, sichere Netzwerke von Beziehungen fallen auseinander und verschmutzen den Ort mit verwesenden Abfällen. Der Vagabund ist jetzt nicht mehr Vagabund, weil er die Seßhaftigkeit scheut oder schwierig findet, sondern weil es nur noch wenige Orte der Seßhaftigkeit gibt. Jetzt ist es sehr wahrscheinlich, daß die Leute, die er auf seinen Reisen trifft, ebenfalls Vagabunden sind – heute oder morgen. Die Welt holt den Vagabunden ein, und sie holt ihn schnell ein. Die Welt entwirft sich neu, und der Vagabund ist ihr Vorbild.

Der Tourist

Wie der Vagabund, so bewohnte auch der Tourist einst die Ränder des »eigentlichen sozialen« Handelns (wobei der Vagabund ein marginaler *Mensch* war, der Tourismus dagegen eine marginale *Aktivität*), und ist nun in dessen Zentrum gezogen (im doppelten Sinn des Wortes). Wie der Vagabund, so ist auch der Tourist ständig unterwegs. Und wie der Vagabund, so ist er überall *am Ort*, aber nirgendwo *Teil des Ortes*. Doch gibt es auch Unterschiede, und sie sind folgenreich.

Erstens neigte sich die Waage mit den fremd- oder selbstbestimmten Faktoren beim Vagabunden stark auf die Seite der ersteren, beim Touristen dagegen zugunsten der letzteren. Die Touristen (beiderlei Geschlechts) ziehen *aus eigener Absicht* los (oder glauben das zumindest), sie reisen vor allem, »um-zu«, und erst in zweiter Linie (wenn überhaupt), »weil«. Der Zweck liegt in der neuen Erfahrung: Der Tourist sucht bewußt und systematisch Erfahrung, eine neue und andere Erfahrung, die Erfahrung des Neuen und Anderen, denn die Freuden des Vertrauten nutzen sich ab und verlieren ihren Reiz. Die Touristen wollen in das Fremde und Bizarre eintauchen (ein angenehmes, ein prickelndes und verjüngendes Gefühl, wie Brandungsbaden im Meer) – aber nur unter der Bedingung, daß es nicht an der Haut haften bleibt und somit abgeschüttelt werden kann, wann immer sie wollen. Sie wählen die Elemente, in die sie sich stürzen, nach dem Grad ihrer Merkwürdigkeit, aber auch ihrer Harmlosigkeit; man erkennt die touristischen Lieblingsorte an ihrer aufdringlichen, protzigen (dabei sorgfältig gepflegten) Seltsamkeit, aber auch an der Überfülle von Sicherheitsvorkehrungen und gut markierten Notausgängen. In der Welt der Touristen ist das Seltsame zahm, häuslich und schreckt nicht mehr; Schocks werden mit der Sicherheit im Doppelpack geliefert. Das läßt die Welt als unendlich freundlich erscheinen, bereit, den Wünschen und Grillen der Touristen zu gehorchen; aber auch als eine Do-it-yourself-Welt, erfreulich geschmeidig, nach den Bedürfnissen der Touristen modelliert, fortwährend gestaltet und neugestaltet mit dem einzigen Ziel, zu erregen, zu amüsieren, zu unterhalten. Einen anderen Zweck gibt es nicht, um diese Welt und die Präsenz der Touristen in ihr zu rechtfertigen. Die Welt der Touristen ist einzig und allein nach *ästhetischen* Kriterien strukturiert (immer mehr Autoren, die die »Ästhetisierung« der postmodernen Welt auf Kosten ihrer anderen, auch moralischen, Dimension bemerken, beschreiben – selbst wenn sie sich dessen nicht bewußt sind – die Welt aus der Sicht des Touristen: Die »ästhetisierte« Welt ist die von Touristen bewohnte Welt). Im Gegensatz zum Vagabundenleben stören hier keine zähen und rauhen, der ästhetischen Formung widerstehenden Wirklichkeiten. Was die Touristen kaufen, wofür sie bezahlen, was ihnen geliefert werden muß (und was sie quittieren oder, bei Nichtlieferung, gerichtlich einklagen), ist genau das Recht auf Sorglosigkeit, auf Freiheit von allem mit Ausnahme der ästhetischen Raumbildung.

Zweitens: Im Gegensatz zum Vagabunden, der sich mit dem Zustand der Heimatlosigkeit abfinden muß, hat der Tourist ein Zuhause, oder sollte zumindest eines haben. Das gehört zum Sicherheitspaket dazu: Wenn die Freude ungetrübt und allumfassend sein soll, dann muß es irgendwo einen häuslichen und gemütlichen, unbezweifelbar eigenen Ort geben, an den man zurückkehrt, wenn das

Abenteuer vorbei ist oder die Reise sich nicht als so abenteuerlich herausstellt wie erwartet. »Das Heim« ist der Ort, wo man die Rüstung abwirft und die Koffer auspackt – der Ort, wo nichts bewiesen und verteidigt werden muß, weil alles am richtigen Platz ist, selbstverständlich und vertraut. Die Friedfertigkeit des Häuslichen läßt den Touristen nach neuen Abenteuern suchen, aber genau diese Friedfertigkeit macht die Suche nach ihnen zu einer ungetrübten Freizeitbeschäftigung: Was immer mit meinem Gesicht hier im Touristenland passiert, welche Maske ich auch immer anlege, mein »wahres Gesicht« ist in sicherer Verwahrung, immun, fleckenabweisend, rein ... Das Problem ist allerdings, daß in dem Maße, wie die touristischen Eskapaden immer mehr Lebenszeit verbrauchen, in dem Maße, in dem das Leben selbst zu einer erweiterten touristischen Eskapade und die touristische Haltung zum Charakter wird, immer weniger Klarheit darüber besteht, welcher der besuchten Orte denn nun der Heimatort ist. Zwar bleibt der Gegensatz »hier bin ich nur zu Besuch, dort ist mein Zuhause« so profilscharf wie zuvor, aber es ist jetzt nicht mehr so einfach, auf das »dort« hinzudeuten. »Dort« wird zunehmend aller materiellen Eigenschaften entkleidet; das mit ihm gemeinte »Zuhause« ist nicht einmal *imaginär* (jede innere Vorstellung wäre schon zu spezifisch, zu eingrenzend) – sondern *postuliert*; postuliert wird, daß man ein Zuhause *hat*, kein bestimmtes Gebäude, keine Straße, Landschaft oder menschliche Gemeinschaft. Jonathan Matthew Schwartz rät uns, »die *heimwehkranke* Suche von der nostalgischen Sehnsucht zu unterscheiden«; letztere ist, zumindest dem Anschein nach, vergangenheitsorientiert, während das Heim des Heimwehs in der Regel »im Futur II steht. (...) Es ist das Verlangen danach, sich heimisch zu fühlen, die eigene Umgebung zu erkennen und sich dort als zugehörig zu empfinden« (Schwartz 1989, 15, 32).

Heimweh zu haben heißt, von einer *Zugehörigkeit* zu träumen. Es ist der Traum, einmal *Teil des Ortes* zu sein, nicht einfach nur *am Ort*. Zwar ist das Ziel jeder Zukunft stets die Gegenwart, doch bildet die Zukunft von »Heimweh« eine Ausnahme. Der Wert des Heims im Heimweh besteht gerade in der Tendenz, für immer im Modus der Zukünftigkeit zu verharren. Es kann sich der Gegenwart nicht nähern, ohne seinen Reiz und seine Anziehungskraft zu verlieren. Wenn der Tourismus zur Lebensform wird, wenn die bislang aufgenommenen Erfahrungen den Appetit auf weitere Aufregungen anregen, wenn die Erregungsschwelle unablässig nach oben klettert und jeder Schock tiefer gehen muß als der vorhergehende – dann ist die Möglichkeit, daß der Traum vom trauten Heim sich je bewahrheitet, genauso entsetzlich wie die Möglichkeit, daß er sich niemals erfüllt. Heimweh ist daher nicht das einzige Gefühl der Touristen, es gibt auch noch die Angst vor der *Heimatverbundenheit*, die Angst davor, an einen Ort gebunden zu sein und ihn nicht verlassen zu können. »Heim« lauert am Horizont des Touristenlebens als unheimliche Mischung aus Schutzhütte und Gefängnis. Der Lieblingslogan der Touristen lautet: »Ich brauche mehr Raum«. Und danach würde man zu Hause am allerwenigsten Ausschau halten.

Der Spieler

Das Spiel kennt keine Unvermeidlichkeit und keinen Zufall (es gibt keinen Zufall in einer Welt ohne Notwendigkeit oder Determination); nichts ist völlig vorhersehbar und kontrollierbar, aber zugleich ist nichts völlig unveränderbar und unumkehrbar. Die Welt des Spiels ist sanft, aber flüchtig; hier kommt es vor allem darauf an, wie gut man die eigene Karte ausspielt. Natürlich gibt es so etwas wie eine »Glückssträhne«, wenn die Karten zum eigenen Vorteil gemischt sind oder der Wind den Ball ins Netz treibt. Aber auch die »Glückssträhne« (oder das Pech, je nachdem) verleiht der Welt des Spiels nicht die Härte, die ihr so offensichtlich fehlt; sie markiert lediglich die Grenze zwischen dem geschickten Taktieren und dem sicheren Gewinn, ist aber Bestandteil der Nicht-Notwendigkeit, der Nicht-Zufälligkeit, die die Berechnungen des Spielers charakterisieren.

Im Spiel ist die Welt selbst ein Spieler, und Glück und Pech sind nichts als die Schachzüge der Welt-als-Spieler. In der Konfrontation zwischen Spieler und Welt gibt es weder Gesetze noch Gesetzlosigkeit, weder Ordnung noch Chaos. Es gibt nur Manöver, die mehr oder weniger schlau, gewitzt oder trickreich, kenntnisreich oder fehlgeleitet sind. Es kommt darauf an, die Züge des Gegenspielers zu erraten und ihnen zuvorzukommen, sie zu verhindern oder zu unterlaufen – dem anderen »einen Zug voraus« zu sein. Die Regeln, denen der Spieler folgt, können nur abgeschätzt werden, sind heuristische, nicht algorithmische Anweisungen. Die Welt des Spielers ist die Welt der *Risiken*, der Intuition, der Vorsichtsmaßnahmen.

In der Welt-als-Spiel zerfällt die Zeit in eine Abfolge von Spielen. Jedes Spiel folgt eigenen Konventionen, jedes ist ein eigenes »Reich von Bedeutungen«, ein kleines Universum für sich, in sich abgeschlossen und begrenzt. Jedes verlangt, daß der Zweifel an der Garderobe abgegeben werde, wobei in jedem Spiel ein anderer Zweifel abgegeben werden muß. Wer sich weigert, den Konventionen zu gehorchen, rebelliert nicht gegen das Spiel; er steigt lediglich aus und hört auf, ein Spieler zu sein. Aber »das Spiel geht weiter« und läßt sich von dem, was die Aussteiger sagen und tun, nicht ein Jota beeinflussen. Die Mauern, die das Spiel umgeben, sind undurchdringlich, die außen ertönenden Stimmen sind innen nur als ersticktes, unartikuliertes Geräusch zu vernehmen.

Jedes Spiel hat Anfang und Ende. Jeder Spieler trägt Sorge, daß das Spiel tatsächlich am Nullpunkt anfängt, mit dem ersten Würfelwurf, so als habe es vorher keine Spiele gegeben und keiner der Spieler Reichtümer oder Verluste angehäuft, die dem »Nullpunkt« Hohn sprechen und, was Anfang sein sollte, in eine Fortsetzung umwandeln würden. Aus diesem Grund muß jedoch dafür gesorgt werden, daß das Spiel auch ein deutliches, unumstrittenes Ende hat. Es sollte nicht in die darauffolgende Zeit »hinüberlaufen«: Soweit es die späteren Spiele betrifft, darf kein zuvor gespieltes Spiel die Spieler behindern, bevorzugen oder in anderer Weise beeinflussen – *es muß folgenlos bleiben*. Wer mit dem Ergebnis nicht zufrieden ist, muß »die Verluste abschreiben« und erneut bei Null beginnen.

Um sicherzustellen, daß kein Spiel bleibende Folgen hinterläßt, muß der Spieler (wie auch seine Partner und Gegenspieler) sich vergegenwärtigen, daß »es ja

nur ein Spiel ist«. Eine wichtige, wenn auch schwer zu akzeptierende Mahnung, denn Gewinnen ist der Zweck des Spiels, und daher läßt es keinen Raum für Mitleid, Mitgefühl, Bedauern oder Kooperation. Das Spiel ist wie ein Krieg, aber der Krieg, der ein Spiel ist, darf keine mentalen Wunden und keinen heimlich gehegten Groll hinterlassen: »Wir sind erwachsene Menschen und sollten als Freunde auseinandergelassen«, fordert der aus dem Heiratsspiel aussteigende Spieler im Namen der Täuschungsmanöver zukünftiger Spiele, wie gnadenlos sie auch immer sein mögen. Der Krieg, der ein Spiel ist, erteilt dem Gewissen für seine Skrupellosigkeit Absolution. Das Kennzeichen des postmodernen Erwachsenseins ist die Bereitschaft, das Spiel aus vollem Herzen zu spielen, wie die Kinder es tun.

Was wird aus der moralischen Ordnung? Was aus der politischen?

Jeder der vier oben skizzierten Typen enthält eine gute Dosis eigener Ambivalenz. Darüber hinaus unterscheiden sie sich in mancherlei Hinsicht voneinander, so daß es keine leichte Aufgabe ist, sie zu einem kohärenten Lebensstil zu verschmelzen. Es ist kein Wunder, daß jede postmoderne Persönlichkeit eine gehörige Portion Schizophrenie enthält –, was ein Stück weit die notorische Ruhelosigkeit, Wankelmütigkeit und Unentschiedenheit der praktizierten Lebensstrategien erklärt.

Allerdings gibt es gewisse Merkmale, die allen vier Typen gemeinsam sind. Zu den wichtigsten gehören ihre Auswirkungen auf die Alltagsmoral und die politischen Einstellungen, und indirekt auch auf den Status von Moral und Politik im postmodernen Kontext.

Andernorts (vgl. Bauman 1991, Kap. VII und Anhang) habe ich die Auffassung vertreten, daß die Moderne sich durch die Tendenz auszeichnet, moralische Verantwortlichkeiten aus dem moralischen Selbst auszulagern und sie entweder auf sozial konstruierte und regulierte überindividuelle Agenturen zu übertragen oder auf flottierende Verantwortlichkeiten innerhalb einer bürokratischen »Herrschaft durch niemanden«. Insgesamt ergab sich daraus zum einen die Tendenz, moralische Empfindungen, Intuitionen und Antriebskräfte des moralischen Selbst durch Ethik zu ersetzen, das heißt, durch einen gesetzesähnlichen Kode von Regeln und Konventionen; zum anderen die Tendenz zur »Adiaphorisierung«, d. h. ein beträchtlicher Teil des menschlichen Handelns wird vom moralischen Urteil ausgenommen oder sogar für in moralischer Hinsicht bedeutungslos erklärt. Diese Prozesse gehören keineswegs der Vergangenheit an, doch sieht es so aus, als wäre ihr Einfluß mittlerweile weniger maßgebend als zur Zeit der »klassischen« Moderne. Ich bin der Ansicht, daß der Kontext, innerhalb dessen moralische Einstellungen entstehen (oder nicht entstehen), heute nicht durch gesellschaftliche und systemische Strukturen, sondern durch die Politik des Alltagslebens gebildet wird; daß also, anders gesagt, die moralische Verfassung der postmodernen Männer und Frauen heute entscheidend von den postmodernen Lebensstrategien geformt wird und nicht vom bürokratischen Modus der Regulierung sozialer Prozesse und Koordinierung von Handlungen.

Allen vier ineinandergreifenden und sich wechselseitig durchdringenden postmodernen Lebensstrategien ist gemeinsam, daß sie die menschlichen Beziehungen

fragmentarisieren (man erinnere sich an die »Reinheit« von Beziehungen, die auf Funktionalität und Dienstleistungen reduziert sind) und diskontinuierlich gestalten; sie empören sich alle gegen feste Bindungen und langfristige Konsequenzen und kämpfen gegen den Aufbau dauerhafter Netzwerke, die aus gegenseitiger Verantwortung und Verpflichtung geknüpft sind. Sie befürworten und fördern den *Abstand* zwischen dem Individuum und dem anderen und entwerfen diesen vor allem als Objekt ästhetischer, nicht moralischer Bewertungen, das Verhältnis zu ihm als eine Sache des Geschmacks, nicht der Verantwortung. Im Endeffekt stellen sie einen Gegensatz her zwischen individueller Autonomie und moralischen (und allen anderen) Verantwortlichkeiten und entziehen einen umfassenden Bereich menschlicher Beziehungen, selbst die intimsten, der moralischen Beurteilung (ein Prozeß, der in seinen Konsequenzen der bürokratisch geförderten Adiaphorisierung bemerkenswert ähnlich ist). Dem moralischen Impuls folgen heißt, die Verantwortung für den anderen zu übernehmen, was wiederum dazu führt, sich für das Geschick des anderen einzusetzen und sich um sein oder ihr Wohlergehen zu kümmern.

Die von allen vier postmodernen Strategien geförderte Loslösung aus Bindungen und Vermeidung engagierten Handelns hat Rückwirkungen auf das Ausmaß der Unterdrückung moralischer Impulse sowie der Abwertung und Leugnung moralischer Empfindungen.

Zwar scheint das oben Gesagte im schreienden Gegensatz zu einem anderen deutlich hervortretenden Charakterzug des postmodernen Bewußtseins zu stehen, nämlich zum Kult der zwischenmenschlichen Intimität. Aber es gibt hier keinen Widerspruch. Dieser Kult ist nichts anderes als eine psychologische (illusorische und angsterzeugende) Kompensation der Einsamkeit, die die ästhetisch definierten Subjekte des Begehrens unweigerlich umhüllt. Darüber hinaus bewirkt sie genau das Gegenteil dessen, was sie intendierte, denn die vor Konsequenzen geschützte und auf »reine Beziehungen« reduzierte Zwischenmenschlichkeit vermag keine Intimität hervorzubringen und bildet keine begehbaren Brücken, die über den Treibsand der Entfremdung führen könnten. Wie Christopher Lasch Ende der siebziger Jahre bemerkte, »verbirgt der Kult der persönlichen Beziehungen ... eine tiefgreifende Enttäuschung über diese Beziehungen, so wie der Kult der Sinnlichkeit auf ihre Vernichtung hinausläuft und nur ihre primitivsten Formen übrigläßt«. Unsere Gesellschaft »macht es zunehmend schwieriger, tiefe, dauerhafte Freundschaften, Liebesbeziehungen und Ehen einzugehen« (Lasch 1979, 102, 69).

Die politische Verkümmern postmoderner Männer und Frauen entspringt derselben Quelle wie die moralische. Die ästhetische Raumbildung, die von allen hier aufgeführten postmodernen Strategien bevorzugt wird und in ihnen dominiert, unterscheidet sich von anderen Formen sozialer Raumbildung (wie der moralischen oder kognitiven) darin, daß Ausgangspunkt und Perspektive nicht die Eigenschaften und Qualitäten sind, die die Objekte der Raumbildung besitzen oder die ihnen zugeschrieben werden, sondern die Charakterzüge der raumbildenden Subjekte (wie etwa Interesse, Erregung, Befriedigung oder Vergnügen). Wie Jean-François Lyotard (1993, 32f) beobachtete, sind »Gegenstände und Inhalte gleichgültig geworden. Die einzige Frage ist, ob sie 'interessant' sind.« Die

Welt verwandelt sich in eine Ansammlung potentiell interessanter Gegenstände, und die Aufgabe besteht nun darin, soviel an Attraktivität aus ihnen herauszuquetschen wie irgend möglich. Die Aufgabe und ihre erfolgreiche Bewältigung stehen und fallen jedoch mit den Bemühungen und dem Einfallsreichtum dessen, der das Interessante sucht. Die Gegenstände selbst können dabei nicht viel ausrichten und kaum verändert werden.³ In der Konzentration auf das seine Interessen verfolgende Subjekt verwischen sich die Konturen der Welt, in der das Interesse verfolgt werden soll. Da wir den Objekten nur flüchtig, en passant, oberflächlich begegnen (oder sie verfehlen?), geraten sie nicht als eigenständige Einheiten in den Blick, die Energie, Verbesserungen oder überhaupt eine ganz andere Form gebrauchen könnten; wir grübeln unterwegs nicht über die Veränderung der im Supermarkt ausgestellten Waren nach – wenn sie uns nicht befriedigen, lassen wir sie stehen und gehen mit ungebrochenem Vertrauen in das System »Supermarkt« weiter, in der Hoffnung, die unseren Interessen entsprechenden Produkte im nächsten Regal, im nächsten Laden zu finden. Emanzipation, sagt Lyotard (1993, 66ff), »wird nicht mehr als Alternative zur Realität gesetzt, als Ideal, das sich von außen der Realität aufzwingen und sie erobern soll«; mithin ist die kämpferische durch eine defensive Praxis ersetzt worden, die vom »System« ohne weiteres assimiliert werden kann, weil nun davon ausgegangen wird, daß dieses alle Bruchstücke enthält, aus denen das »emanzipierte Selbst« schließlich zusammengesetzt werden wird. Das »System« hat das seinige getan. Der Rest ist Sache derjenigen, die »es bedienen«.

Wenn man das Bild (nur ein wenig) überzeichnet, könnte man sagen, daß in der Alltagswahrnehmung die Pflicht des postmodernen Bürgers (ähnlich der Bewohner von Rabelais' Abtei von Thelema) darin besteht, ein angenehmes Leben zu führen. Um die Subjekte als Bürger zu behandeln, ist der Staat verpflichtet, die für ein solches Leben notwendig erscheinenden Einrichtungen zur Verfügung zu stellen und keinen Zweifel an der Erfüllbarkeit dieser Pflicht aufkommen zu lassen. Das muß nicht heißen, daß das Leben derart reduzierter Bürger ungetrübteste Seligkeit wäre. Unzufriedenheit kommt auf, und sie wird bisweilen so akut, daß sie Taten hervorruft, die über die übliche Beschäftigung mit dem eigenen Wohlergehen hinausreichen. Dies geschieht immer wieder, sogar regelmäßig, wenn die individuelle Verfolgung des »Interessanten« an ihre Grenzen stößt, wenn Faktoren, die offenkundig jenseits der individuellen Kontrolle liegen (wie etwa die Planung einer Umgehungsstraße, einer Autobahn, der Bau von Wohnstätten, die »Außenstehende« anziehen könnten, die Schließung eines Krankenhauses, die »Rationalisierung« einer Schule oder Hochschule) mit den Interessen der Umgebung kollidieren. Doch ändern die daraus möglicherweise sich ergebenden momentanen Explosionen solidarischen Handelns nichts an den Wesenszügen der postmodernen Beziehungen – an ihrem fragmentarischen Charakter und ihrer Diskontinuität, dem eingeschränkten Blickfeld und Zweck, der Seichtigkeit der Kontakte. Solidarische Handlungen kommen und gehen, und in jedem Falle ist die entstehende »Totalität« nicht mehr als »die Summe ihrer Teile«. Wie zahlreich und vielseitig im übrigen die diffusen Sorgen und Kümernisse auch sein mögen, aus denen sich in der Regel Ein-Punkt-Kampagnen entwickeln, sie fügen sich nicht zusammen, verdichten sich nicht, zeigen keine

Neigung, sich gegenseitig zu stützen. Im Gegenteil – während sie miteinander um die knappe Ressource der öffentlichen Aufmerksamkeit wetteifern, spalten sie sich genauso oft, wie sie sich verbünden. Man könnte sagen, daß die paar Knochen, um die man sich jeweils mit dem Staat streitet, sich nicht zu einem Skelett fügen, das vom Fleisch eines unzerstückelten und dauerhaften, von allen getragenen Engagements belebt werden könnte.

Stuart Hall (1993, 16) hat die daraus sich ergebende Situation und die Aussichten, die mit ihr vielleicht (oder vielleicht nicht) verbunden sind, prägnant zusammengefaßt: »Wir haben keine Alternativen, mittels derer Erwachsene von der Auflösung tradierter Denk- und Lebensformen profitieren und dennoch frei und offen Verantwortlichkeit für andere übernehmen können. Wir haben kein Konzept für ein derartiges demokratisches Zivilbürgertum.« Oder vielleicht – man stelle sich vor – haben wir ein solches Konzept; was wir uns jedoch nicht vorstellen können, weil uns die Zeit fehlt, unsere Phantasie zu entwickeln, ist ein Netzwerk von Beziehungen, die ein solches Konzept aufnehmen und tragen könnten. Am Ende bleibt es bei der alten Wahrheit: jede Gesellschaft setzt den vorstellbaren und vor allem den praktikierbaren Lebensstrategien Grenzen. Aber die Art von Gesellschaft, in der wir leben, dringt nicht einmal zu den Grenzen solcher Strategien vor, die ihre Prinzipien kritisch und kämpferisch in Frage stellen und so den Weg für das eröffnen könnten, was heute ausgeschlossen, weil undurchführbar erscheint.

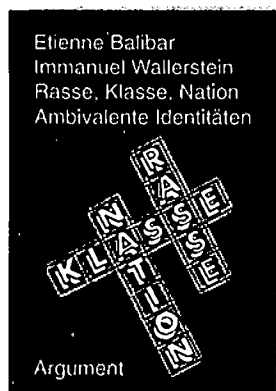
Aus dem Englischen von Michael Haupt und Nora Rätzl

Anmerkungen

- 1 *Anmerkung der Übersetzer:* Wir folgen hier dem von Bauman zitierten Text (St. Augustine 1958, 325), weil die Übersetzung von Walsh u.a. den von Augustinus gewählten Ausdruck *peregrinus* mit *pilgrim* übersetzt, während die deutsche Übertragung von W. Thimme (Zürich 1955, Bd. II, 218), ihn als »Fremdling« wiedergibt, was in diesem Zusammenhang genauer sein dürfte, weil Augustinus vermutlich, obwohl es zu seiner Zeit bereits Pilgerfahrten (*peregrinationes*) gab, Abel doch nicht als Pilger bezeichnet hätte. Ähnlich nennt die Übersetzung der *Loeb Classical Library* (St. Augustine, *The City of God – Against the Pagans*, Cambridge, Mass. 1966, vol. IV, 415) Abel einen *sojourner* (Gast, Besucher). Wann bei *peregrinus* der Bedeutungswandel vom »Fremdling« zum »Pilger« eintrat, läßt sich nicht mehr mit letzter Sicherheit nachvollziehen; die Lautverschiebung zu *pelegrinus* (aus dem dann der *Pilger/pilgrim* wurde) ist jedoch schon für 360 n. Chr. bezeugt. Später bezeichnete *pelegrinus* den in Rom als Pilger zu Gast weilenden Fremden. – Der argumentative Zusammenhang bei Bauman bleibt von diesen Erwägungen unberührt.
- 2 Jabès (1993, 16) zitiert die Worte von Gabriel Bounoure: »Indem die Wüste Behausungen unmöglich macht, eröffnet sie dem wesentlichen Wandern des Menschen ein unendliches Anderswo. Hier ist jedes 'hier' sinnlos.«
- 3 Lasch (1979, 29) sagt: »Da die Menschen die Hoffnung auf eine substantielle Verbesserung ihres Lebens aufgegeben haben, sind sie nunmehr davon überzeugt, daß es im wesentlichen auf die Verbesserung der eigenen Seelenlage ankommt: man ernährt sich gesund, nimmt Unterricht in Ballett oder Bauchtanz, taucht ein in die Weisheit des Ostens, joggt, lernt, wie man 'Beziehungen anknüpft', überwindet die 'Angst vor dem Vergnügen'.« Fügen wir hinzu, daß das diffuse, ungerichtete Gefühl, mit dem Programm stimme etwas nicht, als Therapieproblem auf den unglücklichen oder ungeschickten Selbstverbesserer zurückfällt und so vom Programm selbst abgelenkt wird. Im Zweifelsfall geht es deshalb aus dem Text mit verstärkter Autorität hervor.

Literaturverzeichnis

- St. Augustine (1958): *The City of God*. Übers. v. Gerald S. Walsh u.a. New York
- Bauman, Zygmunt, 1987: *Legislators and Interpreters: On Modernity, Postmodernity and Intellectuals*. Cambridge
- ders., 1991: *Modernity and the Holocaust*. Cambridge (dt.: *Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust*. Hamburg 1992)
- ders., 1993: *Postmodern Ethics*. Oxford
- Bech, Henning, 1992: »Living Together in the (Post-)Modern World«. Arbeitspapier für die Sitzung über *Changing Family Structure and the New Forms of Living Together*, European Conference of Sociology, Wien, 22.-28. August 1992
- Chasseguet-Smirgel, Janine, 1985: *The Ego-Ideal: A Psychoanalytic Essay on the Malady of the Ideal*. Übers. von Paul Barrows. London
- Freud, Sigmund, 1978: *Jenseits des Lustprinzips*. In: ders., *Das Ich und das Es und andere metapsychologische Schriften*. Frankfurt/M., 171-208
- Giddens, Anthony, 1992: *The Transformation of Intimacy: Sexuality, Love and Eroticism in Modern Societies*. Cambridge
- Hall, Stuart, 1993: »Thatcherism Today«. In: *New Statesman and Society*, 26. November
- Jabès, Edmond, 1991: *The Book of Questions*, Bd. II. Übers. v. Rosmarie Waldrop. Hanover
- ders., 1993: *The Book of Margins*. Übers. v. Rosmarie Waldrop. Chicago
- Kellner, Douglas, 1992: »Popular Culture and Constructing Postmodern Identities«. In: Scott Lasch und Jonathan Friedman (Hrsg.): *Modernity and Identity*. Oxford
- Lasch, Christopher, 1979: *Culture of Narcissism: American Life in an Age of Diminishing Expectations*. New York
- ders., 1985: *The Minimal Self: Psychic Survival in Troubled Times*. London
- Lyotard, Jean-François, 1993: *Moralités postmodernes*. Paris
- Schwartz, Jonathan Matthew, 1989: *In Defense of Homesickness: Nine Essays on Identity and Locality*. Kopenhagen
- Sennett, Richard, 1993: *The Conscience of the Eye: The Design and Social Life of Cities*. London



2. Auflage, 279 Seiten, 28,00 DM/219 ÖS/29,00 SF

Für die Autoren zeigt sich die Widersprüchlichkeit des Rassismus in der Formierung nationaler und ethnischer Identitäten ebenso wie in der zweideutigen Wirksamkeit herrschender Ideologien.

»In deutscher Sprache ist diese Sammlung so konkurrenzlos wie zukunftsweisend.« *literatur konkret*

»Eine umfassende und solide belegte Analyse, gleich notwendig wie nützlich.« *Die Aktion*

»... wirken die Analysen von Balibar und Wallerstein lebhaft.« *diskus*

 Argument Verlag

Meinhard Creydt

»Individualisierung« als Ursache rassistischer Gewalt?

Zu Heitmeyers Diagnose des Verfalls von Werten und Sozialintegration

Gegen Versuche, rassistische Gewalt bei Jugendlichen allein politisch, rein psychologisch oder als Phänomen des gesellschaftlichen 'Randes' zu erklären, hat der Bielefelder Erziehungswissenschaftler und Rechtsextremismusforscher Wilhelm Heitmeyer die »hohtourigen Modernisierungsprozesse« (1991, 853) in den Vordergrund gestellt (vgl. auch *Argument* 195, 675-83). Sie würden »Individualisierung« bewirken, und diese vor allem eines: Angst. Soviel Popularität diese Zeitdiagnose derzeit findet, so viele Fragen provoziert sie. Wie groß ist das Ausmaß von Individualisierung? Kann sie durchweg als Auflösung von 'Bindungen' verstanden werden, und wenn ja, muß sie, wie bei Heitmeyer, durchgängig als Verlust gelten? Beschreibt sie die Wirkungen zutreffend? Wie kann von ihnen auf ausländerfeindliches Engagement geschlossen werden? Und schließlich: Kann normative und soziale Integration, wie Heitmeyer dies fordert, gegen die destruktiven Momente der Individualisierung stark gemacht werden?

I.

Neuere Untersuchungen zum Wandel der sozialen Beziehungen gehen im Gegenteil von der »weiterhin vorhandenen Bindekraft familiärer und verwandtschaftlicher Beziehungen« aus und von einer »abnehmenden Bereitschaft zur räumlichen Mobilität¹ trotz wirtschaftlicher Not, wobei für die Betroffenen gerade die Bewahrung etablierter Netzwerke eine Rolle spielt« (Diewald 1989, 63; zur Diskussion in den USA vgl. Mayr-Kleffel 1991, 137ff). Zwischen den mittlerweile ausgezogenen Kindern und ihren Eltern besteht in ca. einem Viertel aller Fälle ein (beinahe) täglicher Besuchskontakt. 40 Prozent sehen sich immerhin mindestens einmal pro Woche (ebd. 69). Auch könne aus einem unterstellten Bedeutungsverlust verwandtschaftlicher Netzwerke nicht auf das Schwinden von Hilfsnetzen überhaupt geschlossen werden. »Als besonders austauschfreudig, im Geben wie im Nehmen, erwiesen sich die jungen Alleinlebenden.« (Ebd. 73) Statistiken, die Personen in Wohngemeinschaften, Gemeinschaftswohnungen und nichtehelichen Lebensgemeinschaften jeweils als Einpersonenhaushalte zählen, ergeben ein falsches Bild. In fast der Hälfte der Einpersonenhaushalte leben – gemeinhin nicht als Singles geltende – Frauen über 60 Jahre (Burkart 1991, 127).

Heitmeyer geht von »Auflösungsprozessen im Kern der Gesellschaft« aus. »Je mehr Freiheit, desto weniger Gleichheit, je weniger Gleichheit, desto mehr Konkurrenz; je mehr Konkurrenz, desto weniger Solidarität, je weniger Solidarität, desto mehr Vereinzelung; je mehr Vereinzelung, desto weniger soziale Einbindung; je weniger soziale Einbindung, desto mehr rücksichtslose Durchsetzung.« (1992b, vgl. 1993, 4) Doch ist die Verknüpfung von Individualisierung mit Solidaritätsverfall und Vereinzelung nur scheinbar plausibel. Hondrich und Koch-Arzheimer (1992) haben auf die historische Entstehung von Solidarität hingewiesen, die als

»freie, durch latente Reziprozität von Gleichen charakterisierte soziale Verbundenheit« mit dem Zerfall »gewohnter, wenngleich zwangsvoller Gemeinschaftsbindungen« einhergeht (ebd. 22, 10f). Die Vermehrung von Differenzen verhindere nicht eo ipso Solidarität, sei diese doch vielmehr »Verbundenheit trotz Differenzen, trotz Ungleichheit (und setzt insofern soziale Differenzierung voraus) ... Ich erkläre mich mit Arbeitskollegen solidarisch, mit denen ich in vielen anderen Dingen: Religion, Politik, Gewerkschaftszugehörigkeit etc. nicht übereinstimme.« (Ebd. 13)

Hondrich und Koch-Arzheimer gehen in ihrem Gegenentwurf zu Ulrich Beck, Heitmeyers theoretischem Gewährsmann, nicht immer der Gefahr, antithetisch zu dessen Betonung der Ambivalenz der Individualisierung ('Risikogesellschaft') die Möglichkeiten sozialer Verbindung schönzureden. Bedenkenswert erscheinen allerdings die Einwände gegen das Bestreben, »aus der anscheinend unaufhaltsamen Tendenz, die Wählbarkeit und Kündbarkeit sozialer Beziehungen zu erhöhen, einen säkularen Trend zur Schwächung sozialer Bindekräfte abzuleiten«. Es gebe »keine eindeutigen empirischen Anhaltspunkte für zunehmenden Egoismus und abnehmenden Altruismus als säkularen Prozeß«, vielmehr verwandelten sich die Erscheinungsformen des Altruismus hin zu einer »neuen, eher unpathetischen Mentalität des Helfens von Fall zu Fall und einem ebenfalls punktuell an sozio-politischen Zielen sich entzündenden, aber auch kontrolliert zurücknehmbaren Engagement etwa in BIs oder neuen sozialen Bewegungen« (ebd., 24f; vgl. auch die Herausbildung und Zunahme von Selbsthilfegruppen).

Entgegen der Annahme einer schwindenden 'Solidarität' zwischen den Generationen werden – der Doppelbelastung berufstätiger Frauen zum Trotz – immer noch 80 bis 90 Prozent aller pflegebedürftigen Personen in der Familie gepflegt (ebd., 45; vgl. auch Köchner 1988). Was als Verfall von Familiarität beschrieben wird, sei oft nur der Wegfall einer emphatischen Überhöhung. »Aber gerade die Rücknahme hochgespannter Ansprüche an soziale Nähe erleichtert lockeren Umgang miteinander und, trotz Differenzen, Hilfe im Notfall, also: Solidarität.« (Ebd., 116) Unter sozialstrukturellem Aspekt ist zudem, wie Burkart (1991, 128) einwendet, »nur im Akademikermilieu der Individualisierungsprozeß soweit fortgeschritten, daß man von einem individualisierten Milieu sprechen kann«. Aber selbst dann, wenn sich Heitmeyers Individualisierungsbefund so halten ließe, verknüpfen sich die das Individuum labilisierenden Wirkungen² kaum eindeutig mit diesem Trend. Es scheint, als werde der Risikoaspekt der Individualisierung gegenüber ihren die Entwicklung von Fähigkeiten und Bedürfnissen fördernden Momenten zu sehr in den Vordergrund gestellt.

Vor allem die Flexibilisierung der Arbeit wird Heitmeyer zum Kernstück der »gesellschaftlichen Desintegrationsprozesse als Ursachen von fremdenfeindlicher Gewalt und politischer Paralyse« (1992c).³ Er setzt die Verluste an gemeinsam verbrachter Zeit durch berufliche Flexibilisierung allerdings nicht ins Verhältnis zum Zugewinn an Freizeit. Und was das Ernstnehmen der als immer weniger befriedigt diagnostizierten »emotionalen Bedürfnisse nach Zuhören, Zuwendung« (1992a) angeht, so führt dies durchaus auch zurück auf die Zumutungen einer Zeit, in der man sich schon deshalb nicht »freikaufte von

emotionalen Anstrengungen« (ebd.), weil diese emotionalen Anstrengungen nicht einmal als Aufgabe bewußt waren. Heitmeyer verlagert in bestimmten Schichten heute artikulierten Ansprüche in die Vergangenheit zurück. »Die Zeit, gemeinsame Normen und Werte auszuhandeln, geht zunehmend verloren.« (1992 b)

Nicht nur wird in solchen Annahmen über die früher integrierte Familie das Vergangene idealisiert. Heitmeyer interessiert auch nicht der Konflikt zwischen einer scheinbar klaren Orientierung (Heiraten, die Ehe nicht scheiden, Kinderkriegen) und der Entwicklung der Fähigkeiten und Sinne. Die Scheidungsziffer dient als Indiz für die »Erosion sozialisationsrelevanter Kernbereiche« (1989, 59) und nicht auch als Indikator für den Grad der Lösbarkeit unglücklicher Ehen. »Verunsicherung kommt etwa durch die Auflösung selbstverständlicher sozialer Zugehörigkeiten auf, wie sie z.B. eine Trennung der Eltern mit sich bringt« (1992a) – aber kommt sie nicht auch dann auf, wenn eine zerrüttete Ehe beibehalten wird, nur um der Moral zu genügen oder aus dem Kalkül des früher für weit größere Teile der Bevölkerung (Bauern, selbständige Gewerbetreibende) relevanten gemeinsamen Besitzes an Produktionsmitteln? Die Orientierungssicherheit, für die die frühere Familie stand, wäre so nur deren offiziöse Seite. Die Diskrepanz zwischen dem oft nur mühsam bewahrten Selbstbild und der Praxis hatte schon immer labilisierende Wirkungen auf Kinder, die von ihren Eltern leben lernen.⁴

Die veränderte Thematisierung der Erziehungsstile ('Beziehung' statt Erziehung, Achtung der Persönlichkeit des Kindes anstelle von Ordnungsvorstellungen) bekommt Heitmeyer offenbar nicht in den Blick. Nicht mehr allein eine Unterversorgung der Kinder kann dann Thema sein, es geht auch um gewachsene Ansprüche an Beziehung und Bindung, die sich nicht einlösen lassen und die im erziehenden Individuum eine Bewegung in Gang setzen, die zwischen Überbeschäftigung (vgl. Minz 1988) und (vorweggenommener) Kapitulation (und dann auch 'Unterversorgung') pendelt. Werteverfall kann dort nicht verantwortlich gemacht werden, wo gerade Werte wie Geborgenheit, Zuwendung, Verständnis, stabile und verlässliche Beziehungen ebenso notwendig entstehen wie sich nicht verwirklichen lassen. Nicht im Mangel an Werten liegt das Problem, sondern in der Nichtverwirklichung dieser Werte. Werte und Wirklichkeit lassen sich nur bedingt gegeneinander ausspielen, ermöglichen doch kontrafaktische Ideale einen imaginären Besitz, mit dem sich die schnöde Wirklichkeit abwerten und damit besser ertragen läßt.

Heitmeyer begreift 'Fremdenfeindlichkeit' als die Möglichkeit, »Handlungsunsicherheiten«, »Ohnmachtserfahrungen« und »Vereinzlungserfahrungen« (1991, 856f) zu wenden. Er tut damit nicht viel mehr, als zwischen einer behaupteten allgemeinen Problemlage von Jugendlichen und aktuellen Handlungen eine Verbindung zu suggerieren. Aber warum bearbeiten die einen ihre »Vereinzlungserfahrungen« in einer rechten Gruppe, andere dagegen im (Sport-) Verein, in der Stammkneipe, in Jugendsekten u.ä.? Fallen Ziele und Mittel nach Heitmeyers Diagnose auseinander (1989) und wird damit auf Mertons Anomietheorie angespielt, warum unterscheidet er dann nicht die rechte 'Rebellion' als eine der Möglichkeiten, auf die Kluft zwischen Ziel und Mittel zu reagieren, von den

anderen von Merton (1968) genannten Wegen, mit diesem Problem umzugehen (Innovation, Ritualismus, Eskapismus)? Weder vermag Heitmeyer zwischen den drei von ihm angeführten Problemen zu gewichten noch vermag er die These zu begründen, ihre 'Bearbeitung' müsse gleichsinnig in *ein* Resultat einmünden.

Differenzierungen, die seine Grundkonstruktion nicht unbeschadet ließen, wären auch dem Umstand geschuldet, daß rechte Gemeinschaft heute von Heitmeyer als Ersatz für fehlende familiäre Bindung und Orientierung gewertet wird, daß aber die Attraktivität der SA, HJ usw. gerade mit dem Ausbruch aus den als eng, bevormundend und entmündigend empfundenen 'Familienbanden' in Zusammenhang gebracht wurde. Erschien die Kleinfamilie in früheren Theorien geradezu als Brutstätte des Faschismus dämonisiert, so wird sie nun zur Bastion eines neuen Antifaschismus verklärt. Weiter steht der Erklärung aus Prozessen der Desintegration entgegen, daß fremdenfeindliche Gewalt auch in hochintegrierten Gesellschaften vorkommt. Empirisch hat eine Auswertung von 1400 Gerichts- und Polizeiakten über fremdenfeindliche Gewalttaten die Desintegrationshypothese »allenfalls« für einen von insgesamt vier Tätertypen erhärtet (Willems/Eckert 1993).

Was das konstatierte Fehlen gemeinsamer Werte betrifft, so bleibt unverständlich, warum nicht im Gegenteil derzeit ein breiter Werte-Konsens anzunehmen ist in Sachen privater 'Selbstverwirklichung', Ökonomie als 'Mittel' dazu, ihrer 'Leistungsfähigkeit' als Voraussetzung, ihrer Einhegung qua Sozialstaat und politischer Demokratie als 'Clearingstelle' zur Harmonisierung der verschiedenen Belange. Parsons hat den modernen Aktivismus, Rationalismus, Individualismus und Universalismus als Wertmuster bezeichnet (vgl. 1964, 1973). Entgegen der verbreiteten Zeitdiagnose vom Werteverfall ist kürzlich auf eine Konvergenz in bestimmten Analysen von Durkheim und Weber hingewiesen worden, in denen die Idee des Berufs, der Berufsgruppen und der Berufsethik als Kernstück einer gesellschaftlich allgemeinen Lebensführung angesehen wird (Müller 1992). Relativiert auch die verminderte Relevanz asketischer Werte diesen Befund, so werde dies doch ausgeglichen durch die in nie dagewesenem Ausmaß gewachsene Betätigung der Frauen als 'Berufsmenschen'.

II.

Nicht nur die These vom Werteverfall provoziert Fragen, auch die positive Bezugnahme auf Integration, die zwischen sozialer und normativer Integration⁵ ebensowenig unterscheidet wie zwischen der Bedeutung der Integration für die Individuen und für die Gesellschaft: »Eine Gesellschaft wird durch Tradition, soziale Rituale, Utopien, auch durch Religion oder stabile Gemeinschaften zusammengehalten. Doch diese Bindemittel werden entwertet und von einem individuellen Kosten-Nutzen-Denken verdrängt.« (1993) »Die Gesellschaft löst sich auf.« (1992c)

Die Aufmerksamkeit dafür, welche Fähigkeiten und Sinne Menschen haben, an welche Probleme sie gebunden sind, welche Ängste gegenüber und Möglichkeiten für Verbindungen sie mitbringen und wo die Schwierigkeiten der Erweiterung ihrer Fähigkeiten und Kräfte liegen, verformt sich zu der Auffassung, die Verbindung zwischen Menschen werde durch übergeordnete Werte gestiftet.

Werte beanspruchen eine der eigenen Verständigung nicht bedürftige und unfähige, ihr vielmehr zugrundeliegende Selbst-Verständlichkeit. Sie sollen die ungewiß bleibenden Mittellagen der wirklichen sozialen Trennungen, Verwicklungen und Verbindungen überspielen und ihnen ein scheinbar sicheres Fundament oder ein sinnhaftes Wozu geben. 'Wer ein Warum zu leben hat, erträgt fast jedes Wie.' Der 'Halt' und die 'Mitte', die Individuen und ihre Verbindungen über Werte erfahren mögen, stärken und schwächen die dieser Stütze Bedürftigen zugleich. Mit Werten verstehen sie Anforderungen und Zumutungen als ihr ureigenes Anliegen, versöhnen untereinander divergierende Perspektiven. In eine andere Ebene transponiert und entthematisiert, werden die Konflikte geglättet, und schließlich halten sich die Menschen mehr ans eigene Wertepathos als an ihre Aufmerksamkeit für ihr soziales In-der-Welt-Sein.

Die als Resultat zu erklärenden Werte gelten den Theoretikern der normativen Integration umgekehrt als die (ihrerseits voraussetzungslose) Voraussetzung menschlicher Verbindungen. So erscheinen die Probleme der Individuen begründet im Mangel an Werten. Die postulierte Verbindung über Werte trennt die Individuen von ihren Sinnen, Fähigkeiten und Bedürfnissen und erschwert es ihnen, ihre Kräfte von der sozialen Form, in der sie zugleich aufgebaut und gebrochen werden, theoretisch wie praktisch zu unterscheiden. Doch die der sozialen Welt eigene Aufbauordnung und Kräfteverteilung bedarf einer vielfältigeren Arbeit, als daß sie eine nur negative Aufmerksamkeit (Abwesenheit von Werten, Desintegration) erlaubt. Das Integrationsdenken verwechselt gesellschaftliche Ordnung mit Gesellschaft, bietet mit 'Normen' nur ein Destillat von Vergesellschaftung, nicht die sozial relevanten Wirkkräfte.

Zur werteförmigen ('vertikalen') Über- oder Unterbietung der eigenen, ungewiß bleibenden sozialen Existenz tritt bei Heitmeyer eine ('horizontale') Verzerrung der Aufmerksamkeit für soziale Beziehungen hinzu. Seine Sorge um die 'soziale Integration' der Menschen nimmt den gegenwärtigen Zustand menschlicher Beziehungen als zwischenmenschlich auf. Die ebenso zirkuläre wie emergente und übersummativ wirkliche, die in der Selbstvergewisserung in sozialen Interaktionen entsteht, gerät zum positiven Ausgangspunkt. Den Mangel an produktvermittelten und kooperativen Handlungen, in denen in der Arbeit wie in der Aneignung im Nichtarbeitsbereich gewiß ist (und selbst wiederum bearbeitet wird), in welcher Weise Arbeit von Menschen Arbeit für Menschen ist und Lebensweise herstellt und ausdrückt, bejahen Theorien, die, komplementär zu einer instrumentalistisch verkürzten Auffassung von Arbeit, Identität zu einem Anerkennungs-, Präsentations- und Kommunikationsproblem erklären. Diesen Theorien entgeht auch die Realität von nichtnormativen sozialen Strukturen.

Es kann nicht die Rede davon sein, daß in dieser Gesellschaft »andere Menschen, aber auch Werte und Normen nur noch nach einem Nutzen-Kalkül betrachtet werden« (1992b). Zur gesellschaftlichen Außenwelt, die einerseits Fähigkeiten und Sinne zugleich beansprucht, herausfordert und nutzt (aber sie zugleich fragmentiert und bricht) und die andererseits in der Freiheit des Bürgers auf Waren- und Arbeitsmärkten sowie als Staatsbürger Subjektivität setzt, gehört eine familiär-zwischenmenschliche Innenwelt, die Subjektivität ganz verwirklichen soll. Konfliktverleugnung, Harmonisierung, soziale

Ungegenständlichkeit⁶, Pseudo-Gegenseitigkeit und privatsprachliche Familienwelten ergeben sich, wenn die Menschen einander zwischen-menschlich die negativen Folgen der gesellschaftlichen Welt auszugleichen versuchen, aber weder über die Mittel noch über das Verständnis verfügen. Unter dem Imperativ des Friedens, der Harmonie und des Glücks untergräbt das Ausklammern konfliktträchtiger Themen die Basis der Beziehungen. Wenn sie schließlich füreinander verantwortlich und für ihr Glück zuständig sind, schreiben sich die Mitmenschen die Schuld an unglücklichen Lebensverhältnissen zu und machen sich gegenseitig für das Ausbleiben des Glücks haftbar und sich selbst ein schlechtes Gewissen.

Ebenso wie bei der Frage der Werteintegration drängt sich auch bei der 'sozialen Integration' ein Interesse an Ordnung in den Vordergrund. Ohne sie scheint ein 'Halt' nicht möglich. Nicht die Zumutungen der Erarbeitung und Bewahrung einer Identität werden damit zum Thema. Sie existieren, solange die Individuen von gegensätzlichen Handlungsanforderungen zerrissen werden, solange sie Verantwortung für ein Handeln zu übernehmen haben, dessen Voraussetzungen so wenig durchsichtig sind wie deren Konsequenzen absehbar, solange sie sich und anderen als Kleindarsteller zu beweisen gehalten sind, daß ihr Leben ihres ist, das Individuum als Subjekt und Arrangeur seiner Existenzbedingungen zu gelten hat und diese wiederum als lauter 'Chancen' und 'Herausforderungen' seiner Identität wahrgenommen werden sollen. Die ebenso perspektivlos sensibilisierten wie überstrebten, durch die soziale Form der Vereinzelung, des (auch psychischen) Privat-Eigentums und der Persönlichkeit in ihren Aneignungskapazitäten geschwächten und verletzbarer gewordenen Individuen haben mit der subjektiven wie intersubjektiven Aneignung der Wirklichkeit zur Bewahrung ihrer Identität Schwierigkeiten und handeln sie sich gegenseitig ein. Darüber zu schweigen, erlaubt die Rede vom Verfall gemeinsamer Werte.

In einer Art Gesundheitsdenken wird die integrierte Existenz ausgespielt gegen die sich in ihr regenden Kräfte, deren 'Konflikte' mit den herrschenden Lebensformen zu 'Problemen' führen. Um so unvorbereiteter ist auf sie und um so weniger kann sie sich 'leisten', wer von ihnen gerade auf der Suche nach Werten und 'sozialer Integration' abzusehen gezwungen und auf die Einbürgerung in ein gesellschaftliches Leben angewiesen ist, in dem über die 'Kosten' des Ausschlusses von ihm auch die 'Kosten' der Teilhabe an ihm entthematisiert werden. Auf der Suche nach seiner Gegenwart muß das Individuum das Gegenwärtige selbst wollen. Die Nothilfe der 'positiven Illusionen' (Taylor 1993) und der Pragmatismus des Überlebens 'stärkt' die Individuen im Umgang mit Problemen und schwächt sie durch das Umgehen der Ausbildung jener Fähigkeiten und Kräfte, die für die Erweiterung ihrer Aneignung sozialer Wirklichkeit ebenso notwendig sind wie für die Bearbeitung individueller Krisen. Sie entstehen, wo die auch durch die Not-Wendungen qua Wert, Identität, soziale und normative Integration entthematisierten, umgangen und verschleppten Probleme unterhalb der durch diese 'positiven Illusionen' erhöhten Aufmerksamkeitsschwelle und der Auseinandersetzung entzogen ihre eigenen Wege gehen, sich verschränken, zu spuken anfangen und sich schließlich eruptiv geltend machen.

Im Mißverständnis der Gründe für die Gegensätze und Abstände zwischen den

Menschen und in ihrer Auffassung vom Standpunkt gelingender sozialer Integration wird das Mit- und Füreinander allzuoft zur Norm, die sich gegen die einzelnen richtet. Sozialer Isolation mit sozialer Integration beikommen zu wollen, ignoriert, wie in den als Verbundenheit überhaupt aufgefaßten, damit ebenso von allen weiteren Bestimmungen entleerten wie gefeierten Gruppen und Gemeinschaften (mit ihren Familienbanden, Hackordnungen und allem anderen, was sie an Gruppendynamik u.ä. zu bieten haben) immer wieder Motive für den individuellen Rückzug entstehen.

III.

Heitmeyer verwandelt die der modernen Familie immer schon innewohnenden Probleme in eine sie von außen bedrohende und erst heute aktuell werdende Problematik. Nicht daß sich Menschen tatsächlich nicht verstehen, weil sie nichts miteinander zu tun haben, ist sein Thema, sondern daß sie sich nicht genug Zeit nehmen füreinander. Er begreift das Nichtbewältigen von Konflikten (und die Erfahrung ihrer destruktiven Unmittelbarkeit) nicht als konstitutiv für die Vorstellungen von Zwischenmenschlichkeit und Familiarität als Gegenwelt und Heimat des Subjekts. Wenn Heitmeyer die Zeit, »gemeinsame Normen und Werte auszuhandeln« (1992b), vermißt, so sind in diesem parlamentarischen Wirklichkeitsmodell das Fehlen praktischer Einigungsmöglichkeiten und die realen Unvereinbarkeiten und Unüberbrückbarkeiten, also die »Tiefenstruktur« des in der Kommunikation Kommunizierten, nicht Thema. Schwierigkeiten werden dann auf Zusammenbrüche in der Kommunikation verengt und der Heilung qua Metakommunikation überantwortet.

Die Jugendlichen, klagt Heitmeyer, könnten »die Unsicherheiten in sozialen Situationen ... nicht ertragen« (1987, 106). »Jugendpolitisch erfordert die skizzierte Situation solche Maßnahmen, die die Schattenseiten der Individualisierungsschübe zumindest so abfedern, daß Jugendliche die Erfahrung gesellschaftlicher Nützlichkeit und sozialer Einbindung machen können.« (1989) Den Jugendlichen soll das Gefühl vermittelt werden, es käme auf sie an. Was die Familie nicht mehr leistet, sollen andere bewerkstelligen. Heitmeyer folgt der familiären und zwischenmenschlichen Logik, daß die Versöhnung mit der Welt imaginär und in Sonderwelten zu geschehen habe. Kein Thema ist die Verelendung von Zwischenmenschlichkeit und Familie an sich selbst, an jenem »Überhang an Vorstellungsvermögen in den Beziehungsverhältnissen«, der die gegenseitige Wichtigkeit einlösen muß, und an den daraus folgenden psychischen Problemen: »Antirealismus der Gefühle und Orientierungsbedürfnis zerstreiten sich schon bei der Wahrnehmung« (Kluge/Negt 1981, 904, 868).

Unterbestimmt bleibt, daß der Konkurrenz und der »instrumentalistischen Sichtweise von Menschen in dieser hochindustrialisierten Gesellschaft« (1992c, 7) andere Strukturprinzipien zur Seite stehen, wie die Selbstverwirklichung des Subjekts, die kurzschlüssige Weise, lebensweltlich ein Anderes und Besseres als die 'systemische' Wirklichkeit zu erreichen, die Unmittelbarkeit der Beziehung, die Zwischenmenschlichkeit usw. Die Rede von der Instrumentalisierung als »dem Grundmuster der hochindustrialisierten, durchkapitalisierten Gesellschaft« (1992c, 3) fällt hinter solche Analysen zurück, die mit besonderer

Aufmerksamkeit für die Sphäre der Zwischenmenschlichkeit die gegenwärtige Gesellschaft als differenzierte Einheit sich voraus- und entgegengesetzter Sphären bestimmen (vgl. Prodoehl 1981, Pfreundschuh 1980ff, Ottomeyer 1977).

Heitmeyer empfiehlt die »Abfederung« (1989a) der Probleme des einen Teils der Gesellschaft ('System') durch die Stärkung des anderen Teils ('Lebenswelt'). Die Differenz zwischen beiden Sphären ist der Standpunkt seines Denkens, auf dem er stehenbleibt. Seine unverbindliche Modernitätskritik mag als Legitimationshilfe zum Einwerben von Geld für Sozialarbeit nützlich sein. In der Wiederaufbereitung gängiger Klischees von Werte- bis Familienzerfall sorgt Heitmeyer dafür, daß das erklärungsbedürftige Phänomen rassistischer Gewalt uns fremd bleibt, indem er es unseren Vorurteilen nahebringt.

Anmerkungen

- 1 Zur gesunkenen Umzugsmobilität zwischen den Bundesländern (zwischen 1970 und 1980 von über 680000 Erwerbspersonen jährlich auf 480000) vgl. Vollmer (1985, 141ff).
- 2 Ohne dem Alleinleben das Wort zu reden, kann darauf hingewiesen werden, daß die »Frauen, die die meisten Medikamente schlucken, nicht etwa alleinstehend, verwitwet oder geschieden (sind), sondern verheiratet, Hausfrau, im mittleren Alter, Mutter mehrerer Kinder« (Kingma 1990).
- 3 »Ein ganz zentraler Faktor ist die Auflösung gemeinsam geteilter Zeit. Das bedeutet, daß viele Sorgen, Nöte und Wünsche von Kindern und Jugendlichen häufig in den übrig gelassenen Zeitlücken der beruflich flexibilisierten Erwachsenen hineingestopft werden. Solch tiefgreifende emotionale Bedürfnisse nach Zuhören, Zuwendung finden dann häufig keinen unmittelbaren Anknüpfungspunkt. Das betrifft übrigens Kinder und Jugendliche aus allen sozialen Milieus.« (1992a)
- 4 Heitmeyers Verfallsvision dürfte sich eher an der historisch einmaligen Blütezeit der Familie in den fünfziger Jahren als an der früheren Vergangenheit orientiert (vgl. Burkart/Kohli 1992, zu den USA Skolnick 1991). Heute ist in den USA die Zahl lediger Menschen niedriger als Ende des letzten Jahrhunderts und die Kinderlosigkeit niedriger als um 1900 (Coontz 1992).
- 5 Heitmeyer spricht in einem Atemzug von »nachlassender Teilnahme bei Wahlen, Auflösung von sozialen Milieus, Familien- und sozialen Beziehungen, Zunahme von Vereinzelung sowie Abnahme der Teilung gemeinsamer Werte und Normvorstellungen« (1991, 683).
- 6 Die Abtrennung der familialen Sphäre von der des Erwerbslebens läßt »die gegenständliche Welt des einen, damit die dort stattfindenden Sozialbeziehungen und Anstrengungen, für den andren zwar eine zwischenmenschlich sehr folgenreiche, aber völlig unnebelte Lebensregion« bleiben. »Die meisten Ehepartner kennen die Schwierigkeiten, Vorgesetzten, Kollegen und Konkurrenten des anderen nur als unrealistische, durch die aufgestauten Gefühle des Erzählers verzerrte Figuren in einem für sie eigentlich unverständlichen Spiel.« (Ottomeyer 1977, 129)

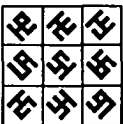
Literaturverzeichnis

- Burkart, G., 1991: »Individualismus und Familialismus«. In: W. Glatzer (Hrsg.): Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Opladen
- ders. und M. Kohli, 1992: Liebe, Ehe, Elternschaft. Die Zukunft der Familie. München
- Coontz, S., 1992: The way we never were. American Family and the nostalgia trap. New York
- Diewald, M., 1989: »Informelle soziale Beziehungen in der Bundesrepublik – eine Individualisierung sozialer Netzwerke?« In: E.v. Kardorff u.a. (Hrsg.), 1989: Zwischen Netzwerk und Lebenswelt – Soziale Unterstützung im Wandel. München
- Heitmeyer, W., 1987: Rechtsextremistische Orientierungen bei Jugendlichen. Weinheim und München (3. erg. Auflage 1989)
- ders., 1989: »Jugend auf dem Weg nach rechts?« In: Arbeitshefte – Zeitschrift der Juso-Hochschulgruppen 84

- ders., 1991: »Wenn der Alltag fremd wird«. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 7
- ders., 1992a: Interview, in: Frankfurter Rundschau, 7.7.
- ders., 1992b: Interview, in: Freitag, 18.12.
- ders., 1992c: Interview, in: Die Zeit, Nr.43
- ders., 1992d: »Warum ist diese Gesellschaft so paralysiert?« In: Zitty – Illustrierte Stadtzeitung Berlin 26
- ders., 1993: »Gesellschaftliche Desintegrationsprozesse als Ursachen von fremdenfeindlicher Gewalt und politischer Paralyisierung«. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 2-3
- Hondrich, K.O., und C. Koch-Arzberger, 1992: Solidarität in der modernen Gesellschaft. Frankfurt/M
- Kingma, R., 1988: »Die gesunde Frau: duldend und klagend«. In: Frankfurter Rundschau, 24.11.
- Köchner, R., 1988: »Unterschätzte Funktionen der Familie«. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 13
- Kluge, A., und O. Negt, 1981: Geschichte und Eigensinn. Frankfurt/M
- Mayr-Kleffel, V., 1981: Frauen und ihre sozialen Netzwerke. Opladen
- Merton, R., 1968: »Social Structure and Anomie«. In: ders., Social Theory and Social Structure. New York
- Minz, G., 1988: »Leiden an der Unerfüllbarkeit psychoanalytischer Maßstäbe von Mütterlichkeit«. In: Kruse, N., und M. Ramme (Hrsg.), 1988: Hamburger Ringvorlesung Kritische Psychologie. Hamburg
- Müller, H.P., 1992: »Gesellschaftliche Moral und individuelle Lebensführung«. In: Zeitschrift für Soziologie 1
- Ottomeyer, K., 1977: Ökonomische Zwänge und menschliche Beziehungen. Reinbek
- Parsons, T., und W. White, 1964: »The Link between Character and Society«. In: T. Parsons, Social Structure and Personality. New York
- ders., und C.M. Platt, 1973: The American University. Cambridge/Mass.
- Pfreundschuh, W., 1980ff: »Was heißt da psychisch krank«. In: Psychiatriezeitung Türspalt, 7-11
- Prodoehl, H.G., 1981: Theorie des Alltags. West-Berlin
- Skolnick, A., 1991: Embattled Paradise. New York
- Taylor, S.E., 1993: Positive Illusionen – Produktive Selbsttäuschung und seelische Gesundheit. Reinbek
- Vollmer, R., 1985: Die Entmythologisierung der Berufsarbeit. Opladen
- Willems, H., und R. Eckert, 1993: Fremdenfeindliche Gewalt. Eine Analyse von Täterstrukturen und Eskalationsprozessen. Bonn

W.F.Haug

**Vom hilflosen
Antifaschismus
zur Gnade der
späten Geburt**



Argument

2. erweiterte Auflage 1993. 340 Seiten. DM 28,00

»Dieses Buch schärft den Sinn für das Verständnis der Gegenwart und der Vergangenheit, und es schärft den Sinn für den Sinn von Irrtümern ...« NDR

»Haug führt Protagonisten vor, aber nicht als Einzelkämpfer, sondern als Teil eines weitverzweigten kommunikativen und sozialen Geflechts. Sein Buch läßt über 300 Sprecher zu Wort kommen, beschränkt sich dabei nicht auf die Debatte 1986/87, sondern geht weit zurück, bis 1980.« Tages-Anzeiger, Zürich

 **Argument Verlag**

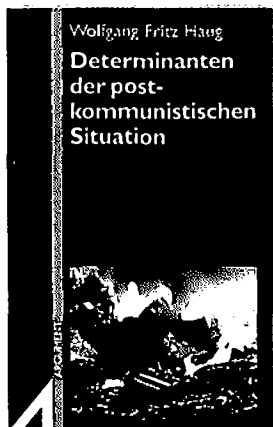
In der Diskussion um das Verhältnis von Marxismus und Befreiungstheologie führt kein Weg an Mariátegui vorbei



320 Seiten, broschiert
32,00 DM/250 ÖS/33,00 SF
ISBN 3-88619-360-8

Der Peruaner Mariátegui bringt mit den *Sieben Versuchen*, die das Hauptwerk des schöpferischen Begründers des Marxismus in Lateinamerika darstellen, die ganze Bandbreite seines Denkens zum Ausdruck, die vom Problem der Landverteilung über die Tradition und die Religion des Volkes bis hin zur Aufarbeitung der zeitgenössischen Literatur reicht. Die Bedeutung Mariáteguis liegt besonders darin, daß er richtungsweisend die Probleme seines Landes und seiner Epoche formulierte und sie vor dem Hintergrund seiner europäischen Erfahrungen in einen internationalen Zusammenhang zu stellen wußte.

Wo sind wir? Wir reiben uns die Augen. Ist das die neue Weltordnung?



Wahrnehmungs-Versuche 2
Argument-Sonderband Neue Folge Band 218
160 Seiten, 23,00 DM/180 ÖS/24,00 SF
ISBN 3-88619-218-9

Die in diesem Band versammelten Beiträge sind wiederum Gelegenheitsarbeiten (vgl. *Wahrnehmungs-Versuche 1*, 1990). Die Gelegenheiten reichen vom letzten Parteitag der KPdSU im Juli 1990, den der Autor als Korrespondent einer Wochenzeitung miterlebte, über Putsch und Gegenputsch in Moskau vom August 1991 bis zur deutschen Vereinigungskrise. Der Aufsatz, der dem Band den Titel gibt, entstand als Vortrag zum hundertjährigen Jubiläum der Landesirrenanstalt von Berlin, einer Institution, die mit Dürrenmatt als der geeignete Ort für gegenwarts-geschichtliche Weltbetrachtung angesehen werden kann. Alle hier gesammelten Essays, Reden, Interviews und Zeitungsartikel aus den Jahren 1990 bis 1993 sind Beiträge zu einer Geschichte der Gegenwart, der es darum geht, nicht nur die Tatsachen theoretisch-kritisch zu reflektieren, sondern auch kritische Theorie in der Nachfolge von Marx der Kritik der Tatsachen auszusetzen.

Lissy Schmidt

Neue Politik in Süd-Kurdistan

Lissy Schmidt und ihr kurdischer Begleiter Aziz sind am 3. April 1994 in der kurdisch verwalteten Region des Nordirak ermordet worden. Lissy Schmidt war die einzige ausländische Journalistin, die seit fast sechs Jahren kontinuierlich in Kurdistan lebte und arbeitete und Türkisch sowie die beiden kurdischen Hauptdialekte fließend beherrschte.

Nachdem sie Anfang der achtziger Jahre in Comiso, im Koordinationsbüro der italienischen Friedensbewegung gearbeitet hatte, zog sie 1985 nach Istanbul, engagierte sich für politische Gefangene und ihre Angehörigen, aber auch für die ersten Reorganisationsversuche politisch oppositioneller ArbeiterInnen. Hier teilte sie die Lebensbedingungen ihrer einheimischen KollegInnen und InterviewpartnerInnen; hier entwickelte die Internationalistin ihren engagierten Journalismus von unten. Sie lebte die Entwicklung der kurdischen Bewegung mit und dokumentierte sie in zahlreichen Artikeln, seit 1988 von Diyarbakir, der 'Hauptstadt' Türkisch-Kurdistans aus. Dabei wies sie immer wieder die besondere deutsche Unterstützung für die Repressionspolitik des türkischen Staates nach und ließ sich auch von Mißhandlungen und Morddrohungen nicht abschrecken. Nach ihrer Verhaftung im Herbst 1991 unter der konstruierten Anschuldigung der »terroristischen Aktivitäten« (Unterstützung der PKK) wurde sie ausgewiesen und lebte bis zu ihrer Ermordung in Südkurdistan, dem nach dem Golfkrieg kurdisch verwalteten Nordirak. In ihren letzten Artikeln – so auch im folgenden¹ – analysierte sie die »Unmöglichkeit, in einem von den Alliierten geschaffenen, aber mit keinerlei Rechten ausgestatteten und von niemandem staatlich anerkannten Konstrukt einen wirtschaftlichen und sozialen Aufbau zu vollziehen.« (Nachruf im »ak« 365 vom 13.4.1994 von Nora Mielke) In ihren letzten Reportagen warnte Lissy Schmidt immer wieder vor der zunehmenden Destabilisierung dieser Region durch türkische und iranische Angriffe und Bombardierungen und durch das Wirken der Geheimdienste beider Länder und des Iraks. Die Redaktion

Die kurdisch verwaltete Region entstand im Frühjahr 1991 als eine der »Nachwirkungen« des zweiten Golfkrieges. Etwa einen Monat nach der Niederlage Saddam Husseins begannen Volksaufstände im schiitischen Süden des Landes, die dann auch in den Norden, in die kurdische Region übersprangen, jedoch brutal niedergeschlagen wurden. Als jedoch fast zwei Millionen Kurden in die benachbarte Türkei und den Iran flohen, wurde, was bislang diskret als innere Angelegenheit des Irak behandelt worden war, zum Problem »von internationalem Belang«. Es entstand die alliierte Schutzzone nördlich des 36. Breitengrades. Ein weiterer Teil der kurdischen Region, der von den irakischen Truppen nicht wiedererobert worden war, blieb ebenfalls unter kurdischer Verwaltung. Somit existierte ein zwar völkerrechtlich nicht anerkanntes, aber durchaus reales 'Bundesland Kurdistan', denn die irakische Regierung zog Anfang 1992 die eigenen Verwaltungsstrukturen aus der Region zurück und verhängte einen Wirtschaftsboykott über die Region.²

Der Volksaufstand – Warum die Räte scheiterten

Die Kurden im Irak waren in den letzten zwei Jahrzehnten einer immensen nationalen Unterdrückung ausgesetzt. Die Ölquellen von Kirkuk und Mosul, aus

denen mehr als die Hälfte der Erdölproduktion des heutigen Irak gewonnen wird, gehören zu ihrem Siedlungsgebiet. Dies war einer der Gründe, warum ihnen im Rahmen der Neuaufteilung des 'Mittleren Osten' nach dem Ersten Weltkrieg kein eigener Staat zugestanden wurde. Die Staatsgrenzen, die von den Siegermächten mit dem Lineal gezogen wurden, hatten die Aufgabe, stark bevölkerte von ölfreien Landstrichen zu trennen. Ein möglicher Staat Kurdistan hätte über beides verfügt und sollte deshalb nicht entstehen.

Kurdischen Widerstand hat es seither im Irak immer gegeben. Bis zur Machtübernahme der Ba'th-Partei war es zwar den Kurden nicht gelungen, die Ölquellen für sich zu reklamieren, der kurdische Widerstand war aber ein bedeutender Faktor in der irakischen Innenpolitik. Nachdem die Ba'th-Partei die ersten zehn Jahre zur Konsolidierung ihrer Macht benötigt hatte, strebte sie mit einer bisher nie dagewesenen Konsequenz die Eliminierung des 'kurdischen Faktors' an. Dies geschah v.a. an der ökonomischen Basis des kurdischen Widerstandes – in den ländlichen Regionen. 4000 Dörfer wurden in den achtziger Jahren im Rahmen der Anfal-Kampagne³ dem Erdboden gleichgemacht. Die Subsistenz der Landbewohner wurde zerstört, Dörfer niedergerissen und Menschen deportiert, weil sie Kurden waren. Ihre Region, die landwirtschaftlich fast in der Lage war, sich selbst zu versorgen, galt darüber hinaus als eine der Kornkammern des Irak. Ein anderer Grund für die Zerstörung der ländlichen Strukturen war, daß dort traditionelle Loyalitäten wie etwa die zum eigenen Clan und politische Loyalitäten zu einer der bewaffnet kämpfenden, kurdischen Parteien – die sich nicht selten deckten – äußerst stark ausgeprägt waren.

Im Volksaufstand, der in einem Moment ausbrach, als das Regime in Bagdad durch den Krieg enorm geschwächt war, wurde versucht, diese nationale Unterdrückung abzuschütteln. In Berichten über diese Phase wird immer wieder erwähnt, daß die Kurden »von den USA angestachelt und dann im Stich gelassen wurden.« Im Stich gelassen wurde die kurdische Bevölkerung zweifelsohne; eine Anstachelung von außen war aber nach Saddams Vernichtungspolitik nicht mehr notwendig gewesen. Über den Ausbruch des Aufstandes gibt es bis heute verschiedene Versionen. Manche kurdische Politiker behaupten, die damals in der Kurdistan-Front⁴ organisierten Parteien hätten ihn von langer Hand vorbereitet; andere erklären, diese wären nur mitgezogen, weil die Bevölkerung ihnen keine andere Wahl gelassen hatte. Tatsache ist, daß der Aufstand faktisch von der Bevölkerung in den kurdischen Städten begonnen wurde. Der schnelle Erfolg hing v.a. von zwei Umständen ab: Einmal hatten sich die *cash*, kurdische paramilitärische Milizen, die für das Regime in Bagdad gearbeitet hatten, als organisierte bewaffnete Kraft auf die Seite der Bevölkerung geschlagen. Zweitens war die kriegsmüde irakische Armee alles andere als motiviert »Widerstand bis zum letzten« zu leisten. Vor allem in den größeren Städten hatte sich auch die kurdische Linke – Gruppierungen wie die marxistisch/leninistische Kommunistische Strömung – auf den Aufstand vorbereitet. Innerhalb weniger Stunden entstanden Räte in Stadtvierteln und Fabriken, die die Kämpfe koordinierten und die Verwaltung übernahmen. Die bewaffneten Kräfte der Kurdistan-Front, die den Guerillakrieg über die letzten Jahrzehnte hinweg geführt hatten, erreichten Kurdistan erst, nachdem das irakische Heer vertrieben war. Warum die Räte dennoch

innerhalb relativ kurzer Zeit von der Bildfläche verschwanden, führte zu einer Diskussion, die bis heute anhält. Sicherlich ist es richtig, daß vor allem die beiden großen Parteien innerhalb der Kurdistan-Front – Demokratische Partei und Patriotische Union (PUK) – Druck ausübten; sie verfügten über entsprechende finanzielle und militärische Mittel, ihnen das Wasser abzdrehen, und beabsichtigten zudem, keine andere starke politische Kraft neben sich zu dulden. Viele Mitglieder der Rätebewegung machen heute jedoch auch eigene Fehler für ihr Scheitern verantwortlich: »Wir waren gut auf einen Aufstand vorbereitet, aber nicht auf das danach. Und wir haben eines übersehen, oder besser gesagt, nicht sehen wollen: Das, was die Bevölkerung vereinigt hat und dazu gebracht hat, sich am Aufstand zu beteiligen, war die Auflehnung gegen die Kurdenpolitik des Ba'th-Regimes und nicht die Vision einer veränderten Gesellschaft. Wir haben die Räte gegründet und wollten unsere Inhalte, das heißt, eine nicht-kapitalistische Gesellschaftsordnung den Menschen in dem Moment vermitteln, in dem wir zusammen gekämpft haben. Das ist nach hinten losgegangen.«⁵

Für den schnellen Erfolg der Kurdistan-Front gibt es wohl hauptsächlich drei Gründe: Einmal waren zumindest die beiden großen Parteien, aber auch – in jeweils unterschiedlichen Regionen – die restlichen sechs schon allein dadurch in der Bevölkerung verankert, daß fast jede kurdische Familie irgendeinen Verwandten im Guerillakampf hatte. Oftmals waren Familienmitglieder gefallen, was eine tiefe Verbindung zu der jeweiligen Partei herstellte. Die Parteien wurden so zu einem Symbol des kurdischen Widerstandes, mit dem sich die Bevölkerung identifizieren konnte. Der dritte Grund ist ein pragmatischer: Die Kurdistan-Front verfügte über Waffen und ausgebildete Kämpfer. Das erschien der Bevölkerung in einer Situation, in der Saddam Hussein zwar keine Kontrolle über die Region mehr hatte, aber in Bagdad durchaus noch drohend präsent war, der bessere Garant für ihre Sicherheit. Gleichwohl kam es zum irakischen Gegenangriff, zur Massenflucht und zur Einrichtung des *safe haven* durch die Alliierten. Danach setzte der von der Kurdistan-Front getragene Aufbau der kurdischen Verwaltung ein, in dem die Rätebewegung anfangs überhaupt keine Rolle mehr spielte.

Die große Ernüchterung

Bei den ersten Wahlen zum kurdischen Parlament im Mai 1992, nach ungefähr einem Jahr der Selbstverwaltung, herrschte große Euphorie. Neben den Parteien der Front trat nur die *Islamische Bewegung Kurdistans* an. Viele, gerade Frauen, wählten das erste Mal in ihrem Leben. Die Wahl war von den teilnehmenden Parteien als Lösung für die schwerwiegenden ökonomischen Probleme präsentiert worden. Fast fünf Monate lang hieß die Antwort auf alle drängenden Fragen in der kurdischen Region: »Wenn wir erst unser Parlament haben ...«

Doch die Zeit nach den Wahlen zeigte, was vorher eigentlich schon absehbar gewesen wäre: Die Situation der selbstverwalteten kurdischen Region, die völkerrechtlich nicht anerkannt worden und mit zwei Embargos (zum einen durch den Irak, zum anderen durch die UNO) belegt war, stellte sich mit Parlament und Regierung genauso katastrophal dar, wie ohne. Während sich die Situation in den

ländlichen Regionen, nicht zuletzt durch Wiederaufbau und Landwirtschaftsprogramme internationaler NGOs trotz aller immer noch vorhandenen Mängel schrittweise verbesserte⁶, ging es der Bevölkerung in den städtischen Zentren und den vom Ba'th Regime eingerichteten *ordegâh* (Städte, in denen Flüchtlinge gesammelt wurden) zunehmend schlechter. Fabriken, die im ersten Jahr der Selbstverwaltung noch gearbeitet hatten, mußten ihre Produktion mangels Rohstoffen einstellen. Die kurdische Regierung verfügte nicht über genügend Geld, Lehrer und Angestellte so zu bezahlen, daß ihre Gehälter mit der galoppierenden Inflation Schritt halten konnten. Die Preise für Grundnahrungsmittel stiegen vom Sommer 1991 bis Winter 1993 um mehrere hundert Prozent. Gleichzeitig wurden immer mehr Menschen arbeitslos. Auch sahen viele mit großer Ernüchterung, wie sich an Schlüsselstellen der Gesellschaft, z.B. in den Ministerien oder an den Universitäten, die gleichen Kader breit machten, die auch schon zur Zeit des Ba'th-Regimes dort präsent waren.

Diese Entwicklung hängt mit der Eigenschaft des Aufstandes zusammen. Die ehemaligen Kollaborateure hatten sich entschieden, im nationalen Aufstand, mit der kurdischen Bevölkerung gegen ihre ehemaligen Dienstherrn zu kämpfen. Die Chefs dieser Milizen waren meistens Clanführer, und ihre bewaffneten Truppen setzten sich in der Regel aus Clanmitgliedern zusammen. Nun spielten eben diese Clanführer auch in der kurdischen Gesellschaft als bewaffnete Kräfte eine wichtige Rolle. Sie durften nicht vergrault werden. Eine gesellschaftliche Umwälzung hatte ja während des Aufstandes nicht stattgefunden. Die Kurden hatten sich nur der Kontrolle der irakischen Zentralregierung entzogen. Wer im Apparat selbst Kurde war, brauchte nicht unbedingt um seine Stellung zu bangen.

Insgesamt konnte im Laufe des Jahres 1993 deutlich festgestellt werden, daß von den Hoffnungen in die Regierung nicht mehr viel übrig geblieben war. Die Gruppierungen, die nach dem Aufstand die Rätebewegung vorantrieben hatten, suchten in dieser Situation Ansatzpunkte für ihre Arbeit. Wie die Parteien der Kurdistan-Front waren sie während der Ba'th-Epoche verboten gewesen und hatten nun erstmals die Gelegenheit, offen zu arbeiten. Die Fehler aus der Rätebewegung sollten nicht wiederholt werden: Die Bewegung wollte mit ihren zentralen Forderungen die realen Bedürfnisse bestimmter Bevölkerungsgruppen ansprechen. Ihre Ansatzpunkte lagen, wie schon zuvor die der illegalen Arbeit, in den städtischen Zentren. Vor allem drei gesellschaftliche Gruppen waren es, die in der selbstverwalteten Region über weniger Lobbies und Möglichkeiten verfügten als alle anderen. Auf sie sollte sich die Mobilisierung konzentrieren: Flüchtlinge, Arbeitslose und Frauen.

Flüchtlingsräte

Auch nach der Intervention der Alliierten waren die Ölgebiete um die Städte Kirkuk und Mosul unter irakischer Kontrolle geblieben. In diesen Orten hatte die Freiheit nach dem erfolgreichen Aufstand lediglich eine Woche gedauert und war dann nie wiedergekehrt. Während des Gegenangriffes des irakischen Regimes waren die Menschen von dort in den Iran oder in die Türkei geflohen. Sie gingen später in die kurdische Region zurück oder wurden dorthin zurückgeführt. Nur

konnten sie weder in ihre Häuser zurück wie etwa Stadtbewohner aus Arbil oder Sulaymania noch gab es Wiederaufbauprogramme für sie wie für die Bewohner der zerstörten Dörfer. Als »Binnenflüchtlinge« fallen sie auch nicht unter die Zuständigkeit des UNHCR (Amt des Hochkommissars für Flüchtlinge), wie dieses immer wieder betont; sie werden lediglich als *vulnerable group* (Problemgruppe) in die Lebensmittelverteilungslisten des World Food Programme aufgenommen.

Schätzungsweise 200000 dieser Flüchtlinge leben heute noch über die kurdische Region verteilt. In allen größeren und kleineren Städten sind ihre Behelfsunterkünfte zu sehen. Eine Lösung zeichnet sich nicht ab, Hilfsprogramme für diese Bevölkerungsgruppe gibt es aus politischen Gründen fast keine: Jedes wie auch immer geartete Siedlungsprogramm würde, so die Haltung der kurdischen Regionalregierung, einem Verzicht auf die Herkunftsgebiete der Flüchtlinge gleichkommen. In den vergangenen drei Jahre haben die Flüchtlingsfamilien zumeist versucht, einen individuellen Ausweg aus ihrer Misere zu finden. In den Großstädten war es noch verhältnismäßig leichter, sich über Wasser zu halten. Viele der Flüchtlinge verkauften Zigaretten oder ähnliche kleine Artikel auf der Straße oder arbeiteten als Tagelöhner. Flüchtlinge in den kleineren Städten finden so gut wie gar keine Arbeit.

Schon 1991 hatten die Flüchtlinge, die sich innerhalb eines Ortes niedergelassen hatten, eigene Sprecher gewählt, die ihre Interessen gegenüber der lokalen Verwaltung und den UN- und ausländischen Hilfsorganisationen vertraten. Die Wahl dieser Sprecher fand nicht nach einheitlichen Kriterien statt und war nicht formell. Oft wurde, vor allem innerhalb kleinerer Gruppen, derjenige bestimmt, der am besten reden konnte. An anderen Orten wurden Mitglieder bekannter Familien zu Sprechern, an einigen fanden auch regelrechte Wahlen statt. Die Herausbildung der Sprechergremien folgte der Notwendigkeit, für internationale und lokale Organisationen ansprechbar zu sein. Die Sprecher entschieden über Fragen der alltäglichen Prozeduren, politische Aussagen machten sie keine. Sie waren dafür zuständig, Listen für die Lebensmittelverteilung mitzuerstellen und führten auch Diskussionen über die konkreten Standpunkte ihrer Behelfsunterkünfte. Die generellen Optionen, ob es neugebaute feste Unterkünfte für diese Menschen geben solle, oder ob das einem Siedlungsprogramm zu nahe käme, führten die NGOs mit den Vertretern der Kurdistan-Front oder später der Regierung. Der UNHCR hatte ja definiert, daß die Binnenflüchtlinge von »seiner Mission nicht umfaßt werden«.

Die Flüchtlingsunion Kurdistans

Im Verlauf der drei Jahre, die die kurdische Selbstverwaltung nun andauert, etablierten sich auch die Flüchtlingssprecher als integraler Bestandteil der jeweiligen lokalen politischen Strukturen. Diese wiederum trugen dazu bei, die provisorischen Unterkünfte so bewohnbar wie möglich zu machen. Ein politisches Mandat oder auch nur eine einheitliche politische Ausrichtung hatten die Flüchtlingssprecher aber immer noch nicht.

Dieser Anspruch wurde erst formuliert, als sich im Herbst 1992 die *Flüchtlingsunion Kurdistans* gründete. Sie versteht sich als Selbstorganisation der Flüchtlinge. In zwei Hauptniederlassungen in Arbil und Sulaymania bringt sie in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen die Zeitung *Stimme der Flüchtlinge* heraus. Beide Niederlassungen der Flüchtlingsunion haben einen Sprecherrat, der von einer Vollversammlung bestimmt wurde. Im Gegensatz zu den spontanen Strukturen der ersten Jahre legen sie Wert auf nachvollziehbare Legitimation der Sprecher. Diese vertreten Beschlüsse, die auf Vollversammlungen gefaßt werden und sprechen nicht nur bei Hilfsorganisationen, sondern auch bei der Regierung vor. An vielen Punkten wird die Regionalregierung wegen ihrer Verteilungspolitik scharf angegriffen. »Um in den Genuß von Hilfsgeldern zu kommen, muß man mit den richtigen Leuten verwandt sein, das ist wichtiger als bedürftig zu sein. Nur sehr wenige Gelder erreichen die Flüchtlinge«, erklärten Mitglieder der Union bei Interviews in Arbil.⁷ Motoren der Flüchtlingsunion sind größtenteils Flüchtlinge, die schon in der Rätebewegung oder einer der kommunistischen Gruppen in Kurdistan organisiert waren. Die Union entstand also nicht spontan und zufällig, sondern war von ihren Gründern bewußt als Ansatzpunkt einer außerparlamentarischen Opposition gewählt worden.

Die Union richtete sich mit einem klaren Forderungskatalog an die Regierung. »Wir wollen gar kein Siedlungsprogramm, sondern Arbeitsmöglichkeiten, zumindest für die, die in den größeren Städten leben. Dann wollen wir regelmäßige Lebensmittelverteilung in unseren Unterkünften. Zur Zeit bekommen wir alle vier oder sechs Monate mal etwas vom World Food Programme. Wir können nicht in unsere Städte zurück, aber das ist kein Grund, in ständiger Abhängigkeit zu bleiben. Die Regierung ist auch für uns verantwortlich, sie muß sich Gedanken darüber machen, wie wir ein Einkommen finden können.«

1993 hat sich die Situation für die Flüchtlinge noch weiter zugespitzt. »Gerade in den kleineren Orten kommt es schon manchmal zu Feindseligkeiten«, sagen Sprecher der Union. »Den Leuten geht es selbst immer schlechter. Deshalb sehen sie die Flüchtlinge als Bedrohung.« »Wir müssen das hier in der Gesellschaft zur Diskussion stellen«, sagten die Organisatoren eines ersten Symposiums der Flüchtlingsunion, November 1993. »Wir sind nicht bloß ein 'Platzproblem'. Wir wollen ein Bewußtsein dafür schaffen, wieviele verschiedene Facetten unsere Situation hat. Die kurdische Gesellschaft und Regierung muß sich dem Problem stellen. Wenn sie nicht will, werden wir versuchen, sie dazu zu zwingen.«

Doch auch die reinen Platzprobleme eskalieren. Mit zunehmender Organisierung der kurdischen Verwaltung werden manche Gebäude, in denen sie sich niedergelassen hatten, wieder von Stellen wie Polizei oder Zoll beansprucht. Selbst in dieser brennenden Frage läßt sich nicht von einer einheitlichen Flüchtlingsbewegung sprechen: Die PUK hatte ihre absoluten Hochburgen in Kirkuk und Xaneqin und manche der Flüchtlinge waren schon lange Jahre in der PUK organisiert und orientieren sich auch heute eher noch an der Partei als an der Flüchtlingsunion. Die Platzkonflikte zwischen Behörden und Flüchtlingen hatten in der kurdischen Kleinstadt Diana zu einer Demonstration der Flüchtlingsunion vor dem Parlament in Arbil geführt. »Die Regierung ist für unsere

Zukunft verantwortlich«, war auf Transparenten zu lesen. In Diana selber hieß es jedoch von dem dortigen Flüchtlings Sprecher: »Mit den Kommunisten, die die Demonstration organisiert haben, haben wir nichts zu tun.« Ob eine Verschärfung der Bedingungen eher zu einer einheitlicheren Diskussion führt, bleibt abzuwarten. Vorerst fungiert die Flüchtlingsunion jedoch als das Gremium, das versucht, diese Diskussion aktiv voranzutreiben.

Arbeitslose

Fast 70 Prozent der arbeitsfähigen Bevölkerung in den städtischen Zentren der Region sind heute arbeitslos. Für diese hohe Rate gibt es hauptsächlich drei Gründe: Zum ersten machten ArbeiterInnen in Südkurdistan schon immer einen relativ geringen Anteil an der Bevölkerung aus. Die kurdische Region wurde unter dem Ba'ath-Regime in nur sehr geringem Maße industrialisiert. In der gesamten Region, in der über dreieinhalb Millionen Menschen leben, gibt es nur 15 große Fabriken: drei Kleider-, eine Stoff-, eine Zucker-, zwei Zigaretten-, zwei Zement-, eine Garnfabrik, eine Mineralwasserabfüllungsanlage und drei große Hühnerfarmen. Bis auf eine der Hühnerfarmen waren alle Werke im Staatsbesitz. Privatbetriebe weisen eher den Charakter von Manufakturen auf und sind hauptsächlich im Lebensmittelbereich angesiedelt. Die Versorgung der großen staatlichen Werke mit Rohstoffen erfolgte zentral von Bagdad. Die zuständige staatliche Abteilung kaufte die Rohstoffe ein und lagerte sie zentral. Die Fabriken in Kurdistan bekamen Vorräte für jeweils einige Monate geliefert. Die Maschinen wurden ausschließlich im Ausland eingekauft. Aus diesen Gründen stehen heute so gut wie alle Fabriken still. Außer den Hühnerfarmen sind allen die Rohstoffe ausgegangen. Ebenso fehlen Ersatzteile, die im Irak nur mit größter Mühe und in Kurdistan gar nicht mehr zu beschaffen sind. Ein anderer Teil der städtischen Bevölkerung verdiente seinen Lebensunterhalt durch Handel mit den Nachbarstaaten oder innerhalb des Irak. Auch dieser Erwerbszweig ist seit der Verhängung zweier Embargos über die Region so gut wie lahmgelegt. Dieses doppelte Embargo kann somit als Hauptgrund der Arbeitslosigkeit in Kurdistan bezeichnet werden.

Eine weitere Ursache liegt in der Tatsache, daß vor dem Aufstand an die 80 Prozent der arbeitsfähigen Bevölkerung im Staatsdienst (über die Hälfte davon leistete Spitzeldienste) beschäftigt war. Das Ba'ath-Regime versuchte auf diese Weise, die Bevölkerung so abhängig und unproduktiv wie möglich zu halten und dennoch Armut und damit verbundene Unruhen in den großen Städten so weit als möglich zu vermeiden. Durch die Öleinnahmen fiel es dem Regime nicht schwer, diese Politik zu finanzieren. Sie verschaffte Kurdistan ein Heer von zum großen Teil nicht qualifizierten Arbeitslosen. Männer und Frauen sind von dem Wegfall der Arbeitsplätze gleichermaßen betroffen. Gerade in den obengenannten Fabriken waren – mit Ausnahme der Zementfabrik – oft mehr als die Hälfte der ArbeiterInnen Frauen. Für die Angestellten mag der Prozentsatz zwar etwas niedriger liegen, aber auch hier ist der Anteil an Frauen, etwa im Vergleich zu den Nachbarländern, sehr hoch. Die vom Aufstand aus dem irakischen Militär befreiten Männer bedeuten eine fünfstellige Zahl an weiteren Arbeitslosen in

Kurdistan. Verschärft wird deren Situation noch durch die galoppierende Inflation, die durch das doppelte Embargo bedingt ist. Binnenflüchtlinge und Dorfbewohner in abgelegenen Gegenden werden von der UNICEF oder anderen Hilfsorganisationen zumindest notdürftig versorgt. Die Städte sind in deren Programm nicht vorgesehen. Doch gerade in den Städten, wo keine Landwirtschaft betrieben werden konnte, war die Not in diesem Winter am größten.

Die Arbeitslosenunion

Angesichts dieser Situation gründete sich die *Arbeitslosenunion Kurdistans* (AUK), fast zeitgleich mit der Flüchtlingsunion. Sie entstand ebenfalls aus den gleichen Kreisen: Viele ehemalige Räte wirkten bei ihrer Gründung mit. Sie bietet Arbeitslosen an, sich bei ihnen registrieren zu lassen und die wöchentlichen Vollversammlungen (VV) zu besuchen. Auf diesen VV werden Sprecher der AUK gewählt, die ihr Amt bis zur nächsten VV innehaben. Einer der Sprecher meint zur Arbeit der AUK: »Unsere Leute haben gelernt, immer die Hand aufzuhalten. Erst haben sie Zuwendungen von der Regierung bekommen, denn das Regime konnte sich seine Untertanen kaufen. Dann nach dem Aufstand kamen die UNO und andere Organisationen. An die wurden dann Hoffnungen geknüpft ... Wir haben jetzt seit einem halben Jahr eine Regierung, gerettet ist natürlich niemand. Die Leute fangen an, das zu verstehen. Wir versuchen in jeder Vollversammlung klarzumachen, daß wir kein Dienstleistungsbetrieb sind. Wir haben nichts zu vergeben. Die Leute sollen zu uns kommen, weil sie lernen müssen, die Kräfteverhältnisse hier zu begreifen und ihre Rechte einzufordern, nicht zu erbetteln.«

Konkrete Forderungen der AUK an die Regierung sind die folgenden: »Wir versuchen erst einmal, die Arbeitslosen zu erfassen. Dann gehen wir zu den Organisationen und auch zur Regierung und versuchen zu einem Abkommen zu gelangen: Bei Bedarf an Arbeitskräften soll auf diese Liste zurückgegriffen werden. Wir fordern auch, daß die Regierung beschließt, Arbeitslosengeld einzuführen, denn wir wissen, daß Arbeitsplatzschaffung so gut wie unmöglich ist, solange die Embargos weiterbestehen. Aber trotzdem ist es wichtig, daß wir uns den Herrschenden präsentieren und erklären: 'Wir können arbeiten, wir wollen Arbeit und keine Almosen'. Das ist gleichzeitig ein Kampf gegen das Klientelssystem, in das uns das Ba'th-Regime seit 20 Jahren eingebunden hat.«

Frauen

Sowohl in in der Flüchtlings- als auch in der Arbeitslosenunion sind Frauen organisiert. Ihr Anteil ist dort sogar wesentlich höher als in den etablierten Parteien oder gar im Parlament (dort sitzen sieben Frauen gegenüber 98 Männern). Frauen sind jedoch von der schlechten Lage der kurdisch verwalteten Region noch auf einer anderen Ebene betroffen. Für Bereiche, in denen das kurdische Parlament noch keine eigenen Gesetze verabschiedet hat, gilt weiterhin irakisches Gesetz. Das heißt, daß bestimmte Momente der Unterdrückung der Frau durch den Aufstand genausowenig aufgehoben wurden, wie etwa soziale Unterschiede. Gesetze, die die persönliche Freiheit der Frauen in der Gesellschaft

einschränken, gehörten nicht zu den ersten, die das kurdische Parlament für änderungswürdig betrachtete. So existiert immer noch ein 'Gesetz der persönlichen Moral', nach dem es z.B. für eine Frau strafbar ist, ihren Mann zu verlassen. Im Juni 1993 waren allein in Sulaymania über 20 Frauen aus diesem Grund im Gefängnis. Mehrehe ist ebenso erlaubt wie ein alter Brauch, der auf kurdisch »Frau gegen Frau« heißt. Dabei handelt es sich um eine Art Hochzeitsvertrag, der zwischen den Männern zweier Familien ausgehandelt wird und vorsieht, die Töchter der zwei Familien 'auszutauschen' und mit den jeweiligen Söhnen, Neffen oder anderen Mitgliedern zu verheiraten.

Im Sommer 1993 hatte es eine gemeinsame Unterschriftensammlung aller kurdischen Frauenorganisationen gegeben, die zusammen mit einem Gesetzesentwurf dem kurdischen Parlament übergeben wurde. Doch die Mollahs im Parlament (drei Sitze mehr als die Frauen) konnten diesen Vorstoß abblocken. Bei den kurdischen Frauenorganisationen handelte es sich um Organisationen, die jeweils einer der in der Kurdistan-Front vertretenen Parteien angegliedert waren. Außer dieser einen Initiative hat es keine gemeinsamen Vorstöße mehr gegeben, da die einzelnen Organisationen zu sehr an der Politik ihrer jeweiligen Partei orientiert waren. Problematisch und widersprüchlich gestaltet sich für diese Organisationen die Forderung nach Autonomie, da sie schnell in eine Politik der Ausgrenzung von Frauen aus der von der Partei gestalteten »großen Politik« gewendet werden kann: »Es ist nicht nicht alles schlecht, was diese Unionen machen«, sagt Heca, die im Frühjahr 1993 die *Unabhängige Frauenunion Kurdistans* (UFU) mitgegründet hat. »Aber wir brauchen einen Raum für Frauen, sich zu organisieren, der nicht von der Hauptpartei eingegrenzt wird, die zu 90 Prozent aus Männern besteht. Wenn die Parteien es ernst nehmen mit der Gleichberechtigung der Frau, dann sollen sie die Frauen nicht in die Frauenunionen abschieben und Wohltätigkeitsprojekte starten, sondern sie in die Partei hineinnehmen und an der 'großen Politik' teilhaben lassen. Bis jetzt konnten unsere Forderungen nach Gesetzesänderungen trotz aller Frauenunionen noch nicht durchgesetzt werden.«

Die UFU will vor allem auf zwei Bereichen arbeiten. Einmal plant sie neue Offensiven, um eine wirklich juristische Gleichstellung der Frauen zu erreichen. Zum anderen geht es den Frauen um ökonomische Gleichstellung. »Gerade wenn die Arbeit knapp ist, werden zuerst die Frauen arbeitslos. Nirgendwohin können wir die Kinder hingeben, wenn wir arbeiten gehen. Kindergärten sind mehr als rar. Nur wenn wir ökonomisch von den Männern in der Familie unabhängig sind, dann haben auch die Gesetzesänderungen einen Sinn. Wir müssen die gleichen Ausgangspositionen für einen Job haben wie die Männer. Das heißt aber auch, daß die Hausarbeit, die uns automatisch zugerechnet wird, als Aufgabe der Gesellschaft begriffen werden muß. Es darf nicht unser persönliches Problem sein, ob wir die Kinder irgendwo unterbringen, um arbeiten zu können«. ⁸

Die Aktivitäten der Frauenunion konzentrieren sich auf Seminare, Versammlungen und Veröffentlichungen, die die genannten Probleme immer wieder ansprechen. In einem Symposium in Arbil legte die UFU die Ergebnisse einer eigenen Studie vor, derzufolge in den zweieinhalb Jahren der Selbstverwaltung

allein in der Provinz Arbil 575 Frauen ermordet wurden, die meisten von Bekannten oder Verwandten, oftmals Vater oder Ehemann, aus »moralischen Gründen«. Die wenigsten dieser Morde wurden geahndet oder verfolgt, da sie nach der herrschenden Moral als »legitim« gelten. Mit einer Unterschriftensammlung an den Ministerpräsidenten fordert die UFU von der Regionalregierung Strafverfolgung der bekannten Fälle. Gleichzeitig versucht die UFU als Anlaufstelle für Frauen zu fungieren, gegen die Gewalt angewendet wurde oder die von ihrer Familie fliehen wollen. Noch fehlen aber finanzielle Mittel, die dazu nötigen Strukturen zu schaffen. Nach Aussagen der Frauen ist es auch mehr als schwierig, Frauen davon zu überzeugen, daß sie die erlittene Gewalt öffentlich machen, oder gar die Familie deswegen verlassen – was ja noch immer einen Straftatbestand erfüllt.

Die UFU hat heute Niederlassungen in den beiden großen Städten, außerdem in Halabja, Rania und Qala Dize in der Grenzregion zum Iran. Gerade in den Orten, in denen auch die *Islamische Bewegung Kurdistans* ihre stärksten Basen hat. Häufig ist es im Laufe des letzten Jahres hier zu Übergriffen gegen Mitglieder der UFU gekommen. Eine der Frauen aus Halabja sagt: »Das einzige Mittel sich zu wehren ist, Gewalt gegen Frauen erst einmal gesellschaftlich zu stigmatisieren.«

Strukturen und Perspektiven

Um die Perspektiven der drei ähnlich strukturierten Arbeitslosen-, Flüchtlings- und Frauenorganisationen auszuloten, sei noch einmal der gesellschaftliche Rahmen betrachtet, in dem diese Bewegungen agieren.

Der erste Aspekt betrifft den Versuch der KurdInnen, die nationale Unterdrückung durch den irakischen Staat abzuschütteln. Dabei stellt sich die Frage, ob es mit dieser Abschüttlung auch zur nationalen Befreiung gekommen ist, ob ein Raum und eine Struktur geschaffen worden sind, in der die kurdische Bourgeoisie ihre Interessen wahrnimmt. Gegen diese Interessen wollen nämlich die oben dargestellten Bewegungen ihre eigenen stellen. Nun verhält es sich aber so, daß es diese homogene Bourgeoisie noch gar nicht gibt. Erinnert sei an die traditionellen Loyalitäten, die gerade dadurch, daß sie vom irakischen Staat bekämpft wurden, ihre gesellschaftliche Bedeutung nie verloren haben. Es bleibt also die Frage, wie zutreffend die Motoren der Bewegungen ihre Gegner analysiert haben. Bei einer Fehleinschätzung besteht die Gefahr, daß die neugegründeten Unionen wie schon 1991 die Rätebewegung an der Bevölkerung vorbei mobilisieren. Gerade mit zunehmender ökonomischer und sozialer Not wird sich die Bevölkerung dann eher den traditionellen Loyalitäten zuwenden, als ihre Selbstorganisation zu betreiben.

Die zweite Frage hat mit der Stabilität des gesellschaftlichen Systems zu tun, in dem die Bewegungen agieren. Die kurdische Region ist kein Staat und kann durch nicht eigenbestimmte Prozesse sehr schnell zerfallen oder aufgelöst werden. Veränderungen, die relativ kurzfristig eintreten wie etwa die Aufhebung des UN-Embargos gegen den Irak oder ein irakisch-kurdisches Übereinkommen, können die Organisationen der Arbeitslosen oder der Flüchtlinge enorm dezimieren

oder gar eliminieren. Ein Angriff der irakischen Zentralregierung, der immer noch nicht völlig auszuschließen ist, kann die gesamte Region auslöschen.

Nun zu der Struktur der Bewegungen: Alle drei sind nicht spontan entstanden, sondern wurden von einer wohl definierten politischen Kraft ins Leben gerufen. Das ist nicht weiter verwunderlich, wenn bedacht wird, daß während der zwanzigjährigen Herrschaft der Ba'th-Partei Selbstorganisation nicht einmal als Wort bekannt war. Politische Organisierung hieß in der kurdischen Gesellschaft entweder Zwangsmitgliedschaft in einer der Ba'th-Organisationen, die die ganze Gesellschaft abdeckten (Frauen-, Jugend-, Berufs- und ähnliche Organisationen) oder eben illegales Arbeiten, was Basisdemokratie ebenfalls unmöglich machte. Spontane Aktionen der Bevölkerung hat es während und nach dem Aufstand immer wieder gegeben, nie mündeten sie in Strukturen.

Mit ihrer Entscheidung, Flüchtlinge, Arbeitslose und Frauen als »revolutionäres Potential« zu organisieren, betrat die kurdische Linke Neuland. Ohne Frage war es ihr Ziel, die betroffenen Menschen nicht nur in dem oben erwähnten instabilen Zustand zu organisieren, sondern durch die Organisierung Lernprozesse einzuleiten, die schlußendlich traditionelle Autoritäten wie die der Regierung und der sie tragenden »bürgerlichen« Parteien grundsätzlich in Frage stellen würden. Kurz gesagt: Die Menschen, die einmal in Bewegung gesetzt waren, sollten sich selber eine Richtung geben.

Die Frage, ob es wirklich gelingt, die Unzufriedenheit der Menschen mit ihrer konkreten Situation in politische Organisierung zu kanalisieren – oder ob etwa die Umstände einen solchen Prozeß abblocken –, kann m.E. heute noch nicht beantwortet werden. Fest steht, daß alle drei Bewegungen zeitweilig der Repression der kurdischen Regionalregierung ausgesetzt sind. So wurde das Büro der Arbeitslosenbewegung in Sulaymania geschlossen, konnte aber nach kurzer Zeit wieder geöffnet werden. Weiterhin erhalten die drei Bewegungen keine von den offiziellen Zuwendungen der Regionalregierung, die eigentlich für Vereine und Organisationen in der Region vorgesehen sind. Bei repressiven Maßnahmen der Regierung wird zur Legitimierung immer wieder auf den »Feind in Bagdad« hingewiesen und an die gemeinsame Verantwortung appelliert, das labile Gebäude doch erst einmal stabil werden zu lassen und erst später oppositionelle Arbeit zu leisten.

Heute, ein Jahr nach der Gründung der Unionen, gibt es zumindest erste Anzeichen dafür, daß auch deren Gründer sich auf einen dialektischen Prozeß einlassen müssen, der deren eigene Positionen in Frage stellt. Die aktuelle Diskussion vor allem in der Arbeitslosen- und der Frauenuunion zeigt dies ganz deutlich auf. Beide stehen kurz vor einer Spaltung in zwei Gruppen, von denen die eine fordert, das Wort »kommunistisch« in den Organisationsnamen aufzunehmen und politisch eine eindeutige Richtung zu formulieren. Die andere beruft sich auf den Vorsatz, eine möglichst breite Organisierung zu erzielen und das politische Programm von allen Mitgliedern bestimmen zu lassen. Hier stehen sich zwei Konzepte gegenüber. Das eine begreift die Bewegung als eine außerparlamentarische Vertretung konkreter Interessen benachteiligter Gruppen in der kurdischen Region. Im zweiten wird der Anspruch formuliert, die politischen Kräfteverhältnisse in der Region umzustürzen. Diese Spaltung war schon in

den praktischen Diskussionen der Unionen deutlich geworden. So gab es keine einheitlich definierte, sondern eine widersprüchliche Haltung zur kurdischen Regionalregierung. Während die Regierung einerseits als Gremium »bourgeois nationalistic Parteien« abgelehnt wurde, war sie andererseits jedoch Adressat der verschiedenen Forderungskataloge der Unionen, was ja voraussetzt, daß ein gewisser Spielraum, diese Forderungen auch zu erfüllen, eingeräumt wurde. »Wir erkennen diesen Widerspruch«, erklärte eine Frau aus der Frauenunion nach dem Symposium in Arbil. »Wir brauchen einfach noch Zeit, um uns zu orientieren. Die Art Organisation, die wir versuchen, ist neu für uns, wir müssen unsere politischen Erfahrungen noch sammeln.« Ob die bevorstehende Teilung in eine kommunistische und eine »breite« Fraktion (zu der übrigens durchaus Leute gehören, die sich selber als Kommunisten bezeichnen) die Bewegungen eher schwächt oder aber voranbringt, wird erst die Zeit zeigen. »Ich denke, es war gut so«, meint eine Frau der »breiten« Fraktion. »Wenn wir neue Wege der Politik und Organisation gehen wollen, dann müssen wir Auseinandersetzungen eingehen. Es geht doch darum, daß *Frauen* für *ihre* Rechte kämpfen. Die richtige Art und Weise müssen wir noch finden.«

Anmerkungen

- 1 Der Beitrag erscheint ungekürzt in: Soziale Bewegung(en) im 'Nahen Osten'. Buchreihe des *Informationszentrums dritte welt*, Freiburg 1994 (i. Dr.).
- 2 Zur Phase kurdischer Selbstverwaltung vgl. blätter des iz3w Nr. 187, 189, 191, 193, 194 (1993) und Kurdistan-Archiv, Pressedokumentation, 6 Bde. 1993.
- 3 *Anfal* ist der Name der Todessure im Koran. Die Anfaloffensive war der systematische Vernichtungsfeldzug Saddam Husseins gegen ca. 4000 kurdische Städte und Dörfer Ende der achtziger Jahre, dessen trauriger Höhepunkt der Giftgasangriff gegen die kurdische Stadt Halabja war.
- 4 In der Kurdistan-Front sind folgende Parteien zusammengeschlossen: Demokratische Partei, Patriotische Union, Demokratische Volkspartei, Kommunistische Partei Irak – Sektion Kurdistan, Vereinigte Sozialistische Partei, Sozialistische Partei Kurdistan, Partei der Werktätigen, Demokratische Assyrische Bewegung.
- 5 Interview vom August 1992.
- 6 Soziale Bewegungen in ländlichen Gebieten sollen hier nicht behandelt werden. Das heißt nicht, daß es hierfür keine Ansätze gäbe.
- 7 blätter des iz3w 189, 5.
- 8 Näheres zur Frauenunion vgl. blätter des iz3w 194, 31.

Néstor Kohan

José Carlos Mariátegui und seine Kritik an der Philosophie der Universalgeschichte

Zum 100. Geburtstag des »ersten Marxisten Lateinamerikas«*

Angesichts der aktuellen Verwirrung der westlichen Metaphysik und dem blamablen Scheitern des dogmatisch-fatalistischen Materialismus sowjetischer Prägung, dem Erben der II. Internationalen, wird es notwendig, das kritische Werk José Carlos Mariáteguis erneut zu lesen. In ihm sind die weiterführenden theoretischen Spuren einer marxistischen Theorie jenseits des Eurozentrismus zu suchen. Aus der Situation der sozialen 'Zurückgebliebenheit' Perus am Ende der zwanziger Jahre heraus, im selben Jahr, als die III. Internationale durch Bucharin verkündete, daß die offizielle Philosophie der dialektische Materialismus sei, versuchte Mariátegui in seinen *Sieben Versuchen* (1928/1986) mit einem offenen, schöpferischen Marxismus der peruanischen Realität gerecht zu werden. Dazu studierte er die Probleme der Ökonomie, der Geschichte, der Literatur, der Religion, der indigenen Bevölkerung, der Erziehung und der regionalen Organisation bis ins einzelne. Aus den Quellen 'nicht orthodoxer' Philosophen schöpfend, wenn auch, laut eigenen Worten, 'die marxistische Methode' verwendend, verwirklichte er eine der produktivsten theoretischen Studien der lateinamerikanischen Realität in diesem Jahrhundert. Mit ihm datiert der Beginn eines lateinamerikanischen Marxismus, der nicht mehr bloß Anwendung des Marxismus in Lateinamerika ist.

In diesen Studien sticht die Behandlung der indigenen Problematik heraus: Indem er die enge Beziehung dieser Frage – die bis in unsere Zeit nicht gelöst ist – mit dem Problem des Landbesitzes herausstellt, erforscht Mariátegui ein Studienobjekt, das im vermeintlich 'klassischen Modell' Westeuropas, das man aus dem *Kapital* abzuleiten vorgab, nicht existierte. Dieses neue theoretische Objekt ist die indigene Dorfgemeinschaft inkaischen Ursprungs, genannt 'ayllu'. Bei der Erforschung der wechselhaften historischen Entwicklungen dieser 'comunidad' analysiert Mariátegui die verschiedenen ökonomischen und historischen Stufen seines Landes¹ und kommt zu dem Schluß, Peru außerhalb der westlichen Welt zu verorten und seine Gesellschaftsformation als dem Osten/Orient näher zu charakterisieren.² Er stellt die angebliche Fortschrittlichkeit der Gesetze der postkolonialen Republik in Frage und untersucht die Möglichkeiten, eine Transformation Perus und seinen Übergang zu einer zukünftigen sozialistischen Organisation auf dem inkaischen 'comunismo' zu basieren, auf dessen kooperativer Organisation der Bodenbearbeitung und seiner agrarischen Gemeinschaft. Analog zur Position, die Marx 1881 verfocht, stellt Mariátegui die historische Schicksalhafterkeit in Frage, die die Zerstörung der 'comunidad' vorschriebe, und charakterisiert sie als »lebenden Organismus«, der »trotz der feindlichen Umgebung« zu einer positiven Entwicklung gelangen

* 14. Juni 1894.

kann. Diese Sicht des indigenen agrarischen Problems setzt eine originäre Infragestellung jener angenommenen logischen Vernunft auf theoretischer Grundlage voraus, nach der alle Völker des Planeten mittels eines *linearen, unausweichlichen und notwendigen Fortschritts* die Stufen des westlichen Kapitalismus durchlaufen müßten, die Marx im *Kapital* analysiert. Peru außerhalb des europäischen Westens zu verorten und die Möglichkeit zu erwägen, eine sozialistische Gesellschaft zu erbauen, ohne alle qualvollen Stationen der europäischen Gesellschaftsformationen durchlaufen zu müssen, implizierte die Kritik der vorherrschenden Interpretation des Marxismus. Diese Kritik denkt Mariátegui von einer neuen historischen Chronologie³ aus, in der Lateinamerika seine eigene interne Logik hat, und deshalb bleiben in seinem Entwurf Möglichkeiten offen für nichtlineare Entwicklungen.

Mariáteguis Denken bildete sich im erhitzten intellektuellen Ambiente Italiens nach dem Ersten Weltkrieg heraus, wo er von 1919 bis 1923 lebte. In ihm lassen sich, neben der Lektüre von Marx und Lenin, auch Quellen nachweisen, die nicht direkt im Marxismus wurzeln, sondern sich dem voluntaristischen anti-positivistischen Aktivismus vom Typ Sorels (dem Mariátegui denselben historischen Status beimißt wie Marx und Lenin, wobei er ihn für den besten Schüler des letzteren hält) und Gobettis annähern, wie auch den vitalistischen Nachfolgern Bergsons und Nietzsches oder auch dem Neuhegelianismus Benedetto Croces. Diese Quellen ermöglichen es ihm, die Hauptausrichtungen zu vermeiden, in die sich die II. Internationale spaltete – einerseits die positivistische Heiligsprechung des deterministischen 'orthodoxen Marxismus' Kautskys und den Monismus Plechanows, andererseits den Kantianismus des 'revisionistischen Marxismus' Bernsteins und den ethischen Sozialismus von De Man. In Mariátegui treffen wir auf eine besondere Konfiguration des fundamental aktivistischen marxistischen Revolutionärs, heroisch, oftmals voluntaristisch, kritisch gegenüber dem Rationalismus und der Fortschrittsideologie⁴, sogar romantisch (vgl. dazu Löwy). Da in seinem Denken jedes Wort des Marxismus den Akzent auf der heroischen und schöpferischen Überzeugung des Menschen und des revolutionären Lebens trägt, während jede Handlung den Charakter des Glaubens und des Willens besitzt, meint Mariátegui, daß diese Strömung den Determinismus mit seinem voluntaristischen Charakter vereinigt. Tatsächlich überwiegt jedoch der voluntarische Charakter in seiner Philosophie in letzter Instanz gegenüber dem Determinismus, den er nicht zögert anzufechten, indem er ihn als 'mittelmäßige und passive' Empfindung charakterisiert⁵.

Mariáteguis Infragestellung des fatalistischen Determinismus und der Fortschrittsideologie, ja des dialektischen Materialismus insgesamt, verbindet ihn vor allem mit Antonio Gramsci, dessen Wirken er während seines Europaaufenthalts beobachten konnte. Beide verweigern die Angleichung der Geschichtskonzeption von Marx an die materialistische Metaphysik, deren Rückgrat das Engelssche ontologische Problem vom Vorrang des Seins vor dem Bewußtsein ist. In Mariáteguis Lektüre ist Marx' Denken nicht ein weiteres System, das sich in die Philosophiegeschichte einreicht, sondern eines, das fundamental eine Interpretationsmethode der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit bildet, was ihn dazu führt, die *vorgeblich universalgeschichtliche Philosophie explizit in*

Frage zu stellen, so wie Marx sie in seinem Brief an Vera Sassulitsch zurückgewiesen hatte (vgl. MEW 19, 242f, sowie die Vorstudien, ebd., 384–406).⁶

Diese Betonung der historischen Interpretationsmethode gegenüber der materialistischen Metaphysik erlaubte es Mariátegui, den Marxismus in erster Linie als produktives Analyseinstrument zu verstehen und nicht als eine apriorische, bloß präskriptive Theorie eines universellen Modells, das – wie es bis vor kurzem der Fall war – deduktiv auf Lateinamerika 'angewandt' wird. In zweiter Linie ermöglichte es ihm eine differenzierte Einschätzung des eurozentrischen Paradigmas im *Kommunistischen Manifest* und eine Analyse des kolonialen und imperialen Vorrückens des Kapitals aus einem Blickwinkel, der auf die inneren gesellschaftlichen Kräfte der unterdrückten Region gerichtet war.⁷ Drittens konnte er damit die spezifisch lateinamerikanischen kulturellen, politischen und ideologischen Anordnungen auf eine schöpferische Weise analysieren und versuchen, von einer autonomen sozialistischen Perspektive aus den engen Rahmen der traditionellen Gegensätze der Region grundlegend zu überwinden (Liberalismus-Konservatismus, Feudalismus-Zentralismus, Wissenschaftlichkeit-Spiritualität, Katholizismus-Laizismus, Anglophilie-Hispanophilie etc.).

Die Analogien zwischen Mariáteguis Werk und dem des späten Marx erstrecken sich auch auf den Typ der gesellschaftlichen Einheit, der die Aufmerksamkeit beider Theoretiker auf sich zog: Die agrarische Gemeinschaft, in Marx' Fall die russische, die indigene bei Mariátegui. Diese in vieler Hinsicht ähnlichen Studienobjekte werden als Fallbeispiele in Agrarländern analysiert, die sich an der Peripherie des westlichen Kapitalismus befinden. Auf ihre Ähnlichkeiten lenkte Mariátegui wiederholt die Aufmerksamkeit. Was dabei überrascht, ist, daß Mariátegui die Marxschen Spätschriften gar nicht kannte. Die Entwürfe, Briefe und Manuskripte, in denen Marx die agrarische Frage in Rußland analysierte, und insbesondere die Zukunft der ländlichen Gemeinschaft, waren erst kurz zuvor, nach 1926, in Zeitschriften wissenschaftlicher Spezialisten publiziert worden, die praktisch unerreichbar für das allgemeine Publikum waren. Dies zeigt die bemerkenswerte Originalität des Werks dieses lateinamerikanischen Marxisten, dessen Schriften eine permanente Einladung bleiben, mit ihnen die Philosophie von Marx neu zu durchdenken und über sie Lateinamerika neu zu entdecken.

Aus dem Spanischen von Dominik Schrage

Anmerkungen

- 1 Vielleicht war einer der grundlegenden Irrtümer dieser Studie die Verwechslung von Leibeigenschaft und Feudalismus, von der aus Mariátegui die These von der Übertragung des Feudalismus aufstellte, die die Eroberung Amerikas bedeutet habe (vgl. Vitale 1984, 387). Trotz dieser Verwechslung kam er offensichtlich weder zu dem Schluß, daß eine demokratische, agrarische und bürgerliche Revolution, die der sozialistischen Revolution vorausgeht, notwendig sei, noch leitete er irgendeine Folgerung hinsichtlich der angeblich 'fortschrittlichen' Rolle der lateinamerikanischen Bourgeoisie ab. Im Gegensatz dazu betonte er, daß die im lateinamerikanischen Kontinent anstehende Revolution eine einzige sein und daß sie rein sozialistischen Charakter haben solle. Seine gesamte politische Praxis war auf dieses Ziel hin ausgerichtet.

- 2 »Peru befand sich in einer enormen Entfernung zu Europa. Die europäischen Schiffe mußten sich auf eine äußerst lange Reise einlassen, um in seine Häfen einlaufen zu können. *Seiner geographischen Lage nach befand sich Peru in größerer Nähe und Nachbarschaft zum Osten.*« (Mariátegui 1928/1986, 22)
- 3 Obwohl sie dem evolutionistischen Schema des Aufeinanderfolgens der Produktionsweisen widerspricht, das Stalin entwickelt hatte, ist es von dieser neuen historischen Chronologie aus möglich, Mariáteguis Interpretation der auf die Eroberung Amerikas folgenden Periode in ihrer ganzen Rationalität zu verstehen. Ihr zufolge legten die Spanier »auf den Ruinen und den Resten einer sozialistischen Wirtschaft ... die Grundlagen einer Feudalwirtschaft« (ebd., 18). Das Konzept der historischen Chronologie versteht die historische Zeit relativ zur menschlichen Praxis, im Unterschied beispielsweise zur kosmologischen Zeit, in die der Mensch, seine Handlungen und seine Geschichte nicht eingreifen. Es erlaubt uns so, eigene und multilineare historische Ausgangspunkte für Lateinamerika zu denken (vgl. dazu Giudici, 1984, 16).
- 4 »Die evolutionistische, historische, rationalistische Philosophie vereinigt in den Vorkriegszeiten, über die politischen und sozialen Grenzen hinweg, die beiden antagonistischen Klassen. Das materielle Wohlergehen, die physische Macht der Großstädte haben eine abergläubische Achtung für die Idee des Fortschritts erzeugt.« (La emoción ..., 407)
- 5 Indem er das zentrale Vermächtnis Lenins interpretiert und zugleich sowohl die vorgegebenen 'orthodoxen' Interpretationen als auch die anderen, 'revisionistischen' kritisiert, meint er: »Der Marxismus, dort, wo er sich als revolutionär gezeigt hat – d.h. dort, wo er Marxismus war – hat niemals einem passiven und strengen Determinismus gehorcht.« (En defensa ..., 157ff)
- 6 »Zuvorderst hatte Marx nie die Erarbeitung eines philosophischen Systems vor ... Der historische Materialismus ist, genau gesagt, weder der metaphysische oder philosophische Materialismus, noch ist er eine Geschichtsphilosophie, die vom wissenschaftlichen Fortschritt zurückgelassen wurde. Marx hatte keinen Grund, mehr zu entwickeln als eine *Methode der historischen Interpretation* der heutigen Gesellschaft.« (Ebd., 138f) – Diese Idee, zentral für das Verständnis der Neuartigkeit von Mariáteguis Werk in bezug auf die 'orthodoxen' Intellektuellenkreise, in denen er lebte, wiederholt er in der Kritik an einem nordamerikanischen Trotzlisten: »Max Eastman bemerkt ebensowenig, daß der Sozialismus ohne die Theorie des historischen Materialismus den toten Punkt des philosophischen Materialismus nicht aufgegeben hätte« (ebd., 201), wie auch in den *Sieben Versuchen* ... : »Der Sozialismus sieht in Übereinstimmung mit den Folgerungen des historischen Materialismus – der nicht mit einem philosophischen Materialismus zu verwechseln ist – die kirchlichen Formen und religiösen Doktrinen als dem ökonomisch-sozialen System, das sie erhält und hervorbringt, innewohnend und als für dieses bezeichnend an.« (Ebd., 165) – In allen diesen Fällen rettet Mariátegui wie Gramsci die Methode der historischen und kritischen Interpretation und kritisiert den angeblichen ontologischen Materialismus, der Marx zugeschrieben wird.
- 7 Mit der negativen Bewertung übereinstimmend (ohne sie zu kennen), die Marx 1881 über das englische Kapital in Indien erarbeitete, meint Mariátegui in bezug auf den spanischen Kolonialismus: »Die Zerstörung dieser (indigenen) Wirtschaft und damit auch der Kultur, die sich von ihr nährte, ist ohne Zweifel die Schuld der Kolonialherrschaft, nicht weil sie die Zerstörung der autochthonen Formen bewirkte, sondern weil sie keine höheren an ihre Stelle setzte.« (Ebd., 53)

Literaturverzeichnis

- Giudici, Ernesto, 1985: »Marx, Bolívar y la integración latinoamericana«. In: ICARIA, Buenos Aires, Band I, 3. Jg., Nr. 8
- Löwy, Michael: El marxismo romántico de Mariátegui. In: Imágenes, Jg. 1, Nr. 2, Lima, Peru.
- Mariátegui, José Carlos, 1928: Siete ensayos sobre la realidad peruana. México. Deutsch: Sieben Versuche, die peruanische Wirklichkeit zu verstehen. Mit einer Einleitung von Kuno Füssel und einem Nachwort von W.F. Haug. West-Berlin, Fribourg 1986
- ders., 1982: »La emoción de nuestro tiempo. Dos concepciones de vida«. In: Obras, Bd. I (La Habana, Casa de las Américas)
- ders., »En defensa del marxismo«. In: Obras, Bd. I, 157ff
- MEW = Marx-Engels Werke. Berlin/DDR 1957ff
- Vitale, Luis, 1984: »José Carlos Mariátegui«. In: Historia general de América Latina. Caracas, UVD, 1984. Band V.

Kongreßberichte

Bildung und Erziehung in Europa

14. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE), Universität Dortmund, 14. bis 16. März 1994

Der politische Prozeß der europäischen Einigung holte die deutsche Erziehungswissenschaft nun auch offiziell ein. Noch 1992 hatte sie sich zwischen »Modernisierung und Modernitätskrise« verortet, und 1990 hatte sie eine »Bilanz für die Zukunft« gezogen, in der »Europa« nur am Rande figurierte. Nun also stellte man sich diesem Projekt, war über die eigene Möglichkeit allerdings uneins. Einerseits wurde deutlich, daß der europäische Bürger pädagogisch nicht machbar ist; andererseits setzte man auf die Hoffnung, Multikulturalität fördern und so zu dem beitragen zu können, was in der deutschen Pädagogik längst schon als »europäische Gesittung« (W. Flitner 1961) gilt und wozu mindestens freundlicher Umgang und humane Toleranz gehören. Daß es daran mangelt, zeigte der Kongreß aber auch. Im Einzelfall am Umgang der Pädagogen untereinander, generell aus den vorgestellten Praxen war zu erfahren, wie weit die ideale multikulturelle Option vom realen pädagogischen Alltag in Europa entfernt ist. Nicht zuletzt geriet der erste internationale Kongreß der DGfE selbst nationaler als geplant; zwar kamen die rund 1400 TeilnehmerInnen »aus fast allen europäischen Ländern, auch aus dem Osten Europas« (Presseerklärung), doch ließ sich bei der Eröffnung die angekündigte europäische Prominenz entschuldigen.

Die folgenden Notizen konzentrieren sich auf das Motto des Kongresses, das im kollektiven Mitteilungsdrang von 18 Symposien und 26 Arbeitsgruppen zu einer nur noch selektiv wahrnehmbaren Informationsflut verschwamm. Im Blick auf »Erziehung und Bildung in Europa« brachte der Kongreß dreierlei: einen theoretischen Entwurf, eine große Menge Bestandsaufnahmen und eine kleinere Menge praktischer Hilfen. Diese dreifache Leistung – theoretische Entwürfe, historische und empirische Forschung, praktische Anleitung – charakterisiert im übrigen die Gestalt oder »Theorietyplik« (Jürgen Schriewer, Berlin) deutscher Erziehungswissenschaft, wie sie bei der Selbstthematization der Disziplin festgestellt wurde, die in jedem ihrer öffentlichen Auftritte unweigerlich Platz hat. – Der theoretische Entwurf war eben der europäischer Multikulturalität. Repräsentativ wurde er im Eröffnungsvortrag von Dieter Lenzen (FU Berlin) ausgesprochen, der einen »multikulturellen Habitus« empfahl. Zu seinen praktischen Forderungen gehören u.a. der Bürger, der mindestens zwei und der Lehrer, der mindestens drei Fremdsprachen spricht, dazu ein »Konzept interkulturellen Lernens« und die »Kulturalisierung des Bildungsverständnisses« unter der Voraussetzung, daß sich »Bildungsprozesse vom Wirtschaftsbedarf abgekoppelt haben«. Dieser Voraussetzung, für Lenzen ist sie bereits Tatsache, widerspricht allerdings die Bildungspolitik in Deutschland; sie verkoppelt einstufiges Bildungssystem und Beschäftigungssystem, sichtbar in der aktuellen Diskussion nicht nur über die Berufsbildung, sondern auch über die allgemeinbildenden Schulen und über die Hochschulen, in der ökonomische Argumente vorherrschen und in der im Modus europäischer Konkurrenz gedacht wird.

Schon lange verfügt die Erziehungswissenschaft hierzulande über eine Reihe großer empirischer, insbesondere vergleichender Forschungen zum – europäischen – Bildungssystem, ohne daß allerdings die pädagogische Öffentlichkeit entsprechend informiert wäre. So viel nun davon in Dortmund vorgetragen wurde, zeigte sich die Abhängigkeit der schulpädagogischen von den nationalen Gesellschaftsprozessen. Schul-, Ausbildungs- und Weiterbildungssysteme in Europa stecken voller sich

fortentwickelnder sozialer Ungleichheiten und curricularer Differenzen; von inter-europäischer Gleichheit der Bildungschancen und Flexibilität der Lehrpläne ist wenig zu finden. Solche Differenz zwischen idealem Anspruch resp. pädagogisch zugeschriebener Aufgabe und realer Funktion von Schule und Unterricht liegt im staatlichen Bildungswesen historisch vor. Sie wird von der deutschen pädagogischen Geschichtsschreibung als konstitutiv für die gesellschaftliche Institutionalisierung der Schule genommen. Hält man heute an ihrer »Menschenrechtsorientierung« (Wolfgang Klafki, Marburg) aus dem Normenhimmel der europäischen Aufklärung heraus fest, steht die bisherige und zukünftige Organisationsstruktur von Schule in Europa in Frage. Der Kongreß diskutierte, ob ihr humaner Anspruch besser in staatlicher, öffentlicher oder privater Trägerschaft aufgehoben sei und stellte Überlegungen an zu einer Entstaatlichung von Schule hin auf korporative Verfassung. Praktischerweise wurde das Machbare vorgeschlagen: rechtliche Harmonisierung, institutionelle Durchlässigkeit und strukturelle Angleichung im europäischen Bildungssystem. Schrittmacherdienste dafür scheint hierzulande interessanterweise die Berufsbildung zu übernehmen.

Bleibt die Diskussion über das pädagogische Subjekt zwischen multikulturellem Anspruch und gesellschaftlicher Wirklichkeit in Europa. Die auf dem Kongreß präsentierten Forschungen zu den Lebensverhältnissen der nachwachsenden Generation im allgemeinen und der Frauen im besonderen beschrieben die Abhängigkeit der Bildungsprozesse vom Gesellschaftsprozess, genauer: vom sozio-politischen Strukturwandel heute. Die Subjekte schienen das Angebot der pädagogischen »Multikultis« einstweilen zu verschmähen und bodenständiger Identitätsbildung zu erliegen, statt je nach persönlichen Umständen eine von mehreren im »multikulturellen Habitus« aufgehobenen Möglichkeiten von Selbstverwirklichung zu realisieren; ihre Lebenslage ist nicht danach. Von den aktuellen Problemen der deutschen Jugendszene und von dem dort kollektiv auftretenden gesellschaftlich unerwünschten Verhalten war allerdings in Dortmund wenig die Rede. Hingegen wurde der pädagogische Wirkungs- und Handlungsbereich im intergenerativen Prozeß vermessen. Dafür hat Frieda Heyting (Amsterdam) an die Wechselwirkung zwischen Kindern und ihrer Umgebung und an den aktiven Beitrag der Kinder zu ihrer eigenen Entwicklung erinnert und entsprechend die Möglichkeit der intentionalen Steuerung von Erziehung mit der »Übertragung von Werten und Normen« bezweifelt. Sozialität oder kulturelle Toleranz rührten »nicht unbedingt aus explizit zum Prinzip erhobener« Orientierung her, sondern resultierten aus dem alltäglichen Zusammenleben. Das Erziehungskonzept dazu sei das der flexiblen Verhandlung. Es setzt menschliche Achtung voraus und wird damit von ethischer Problematik ereilt.

Diese Problematik stellt sich der Erziehungswissenschaft nicht in der Form der Begründung, sondern in der der Beibehaltung oder Durchsetzung von Moral. Die Erziehungswissenschaft stellte sich ihr in Dortmund mit der besonderen Frage nach der »Zukunft des Sozialen« in Europa als der Frage nach dem Selbstverständnis der modernen Gesellschaft unter dem schönen Prospekt einer »civil society«. Ohne soziale Gerechtigkeit, so die Botschaft und Erkenntnis, hat sie und hat auch moralische Erziehung keine Chance. Pädagogische Moral fordert unter fortbestehenden Klassendifferenzen »politische Ethik« (Micha Brumlik, Heidelberg). Humane Toleranz ist ihre notwendige Bedingung im intersubjektiven, kollektiven und intergenerativen Umgang. Der bestehende Mangel daran zeigt sich bei den Pädagogen selbst, wo sie von verbaler Auseinandersetzung zur physischen Gewalt übergehen. Das ist jüngst etwa in den Fällen Katharina Rutschky und Helmut Kentler vorgekommen, die für ihre von fundamentalistischer Überzeugung abweichende Einstellung in Fragen

kindlicher Sexualität Prügel bezogen. Den Fall Rutschky griff Klaus Mollenhauer auf; in der Mitgliederversammlung der DGfE verlas er eine persönliche Erklärung, in der engagiert dazu aufforderte, zum vernünftigen Diskurs zurückzukehren. Diese Erklärung war ursprünglich als Vorschlag für eine Resolution dem Vorstand der DGfE vorgelegt, ihr war dort aber vehement widersprochen worden. So konnte sich der Vorstand lediglich damit einverstanden erklären, daß die Erklärung im Protokoll abgedruckt wird. Immerhin konnte erreicht werden, daß die strittigen Sachverhalte zum sexuellen Kindesmißbrauch auf dem nächsten Kongreß verhandelt werden sollen – auf Wiederhören also in zwei Jahren in Halle.

Gisela Miller-Kipp (Hamburg)

Ausgrenzen – Eingrenzen – Entgrenzen

Wechselnde Perspektiven im psychosozialen Feld. 10. Kongreß für Klinische Psychologie und Psychotherapie der Deutschen Gesellschaft für Verhaltenstherapie. Berlin, 20. bis 25. Februar 1994

Hinter dem assoziationsreichen Titel verbarg sich ein konkreter Schwerpunkt: Rassismus und Antisemitismus in der psychosozialen Landschaft. Die *dgvt* ist die erste große PsychologInnenvereinigung, die auf einem Jubiläumskongreß mit immerhin 1500 TeilnehmerInnen das Vorhandensein und Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher kultureller Herkunft in Deutschland zum Thema macht. Angesprochen waren in ganz unterschiedlicher Weise »Betroffene«: »Die Kinder der Täter« konnten sich in Dan Bar-Ons Vortrag (Israel/Beer-Sheva) in einer Großveranstaltung zum Thema »Psychologie und Nationalsozialismus – die Folgen der Verdrängung« wiederfinden. Er ist der Ansicht, daß es bei den TäterInnen wie bei den Holocaust-Opfern weniger zur Normalität als zur Normalisierung gekommen sei, so daß auch Kinder und Enkel noch in ihrer Familiengeschichte gefangen sein können. Birgit Rommelspacher (Berlin) verwies auf Untersuchungen, die zeigen, daß 'Weiße' sich in der Präsenz von 'Schwarzen' »in ihrer Haut nicht wohlfühlen«. Sie fragte nach der Angst der Mächtigen und führte diese auf verschiedene Ursachenzusammenhänge zurück: Individuell lastet auf vielen die unbewältigte NS-Geschichte ihrer Verwandten, historisch-gesellschaftlich kranken »wir« an dem Widerspruch zwischen einem demokratischen Gleichheitsideal und einer Realität von Unterdrückung, Ausgrenzung und Ausbeutung.

Die Mächtigen nehmen den Opfern übel, daß sie sie an den Verlust ihrer Integrität erinnern, daß sie den Gleichheitsidealen eine Realität ungleicher Chancen entgegensetzen oder die Verbundenheit mit den (Groß-)Eltern stören. Idealisierung oder Vernichtung der »Fremden« sind zwei Arten, die eigene Widersprüchlichkeit durch Polarisierung aufzulösen.

Das Hauptgewicht sollte jedoch bewußt auf der Perspektive der Opfer liegen. Paul Mecheril (Münster) suchte nach einem neuen Begriff für Menschen, die nicht wie Deutsche aussehen, aber auch nicht EinwanderInnen sind (z.B. schwarze Deutsche). Er schlug vor, von »Menschen multikultureller Herkunft« zu sprechen. Diese erleben die rassistische Fremdbestimmung und Reduktion auf das Äußere, ohne sich durch die Zugehörigkeit zu zwei oder mehr Welten distanzieren zu können. Sein Katalog von rassistischem Erleben ähnelt dem von Bärbel Kampmann (Gelsenkirchen), die bei Opfern von Rassismus Selbstzweifel und Selbsthaß, Identifikation mit rassistischen Zuschreibungen, Spaltungstendenzen, Wut und Angst, somatische und schwere psychische Erkrankungen feststellt. Der psychosozialen Situation von im Exil Lebenden und von MigrantInnen, den Auswirkungen von Auschwitz auf JüdInnen in Deutschland heute und der Verarbeitung von Folter waren jeweils eigene

Themenblocks gewidmet. – TherapeutInnen begegnen diesen Problemen überwiegend mit Verdrängung, Inkompetenz oder Diskriminierung Kompetenter. Wenn 'weiße', deutsche TherapeutInnen MigrantInnen behandeln, werden sie diesen selten gerecht, v.a. wenn sie (wie fast immer) weder deren Sprache sprechen (Sibel Koray, Essen), noch etwas über deren Kultur wissen, noch sich mit dem eigenen Rassismus und der Problematik interkultureller Verständigung auseinandergesetzt haben (Bärbel Kampmann). In dieser Situation wird die Arbeit der PsychologInnen aus den MigrantInnenengemeinden oft entgegen ihrem Interesse auf »AusländerInnenarbeit« begrenzt, ohne daß ihre Zusatzqualifikationen (Sprache, VermittlerInnenarbeit, etc.) anerkannt, geschweige denn bezahlt würden (Helma Lutz, Utrecht). Im politischen Podium »Na und? Was tun gegen Ausgrenzung?« wurden dann auch Veränderungen in der Gesetzeslage, Antidiskriminierungsgesetze und Quoten in Therapieeinrichtungen und Hochschulen gefordert. Die Weiterqualifikation der 'Eingeborenen' muß verpflichtender Bestandteil aller Ausbildungen werden. Für die Aufarbeitung des eigenen Rassismus bietet die Psychologie Bearbeitungsmöglichkeiten, die in einem Themenblock über antirassistische Workshops vorgestellt wurden.

Trotz der Fülle dieser Ansätze nahmen sie nur ein Drittel des Kongresses ein. Das Zögern der *dgvt*, Rassismus und Antisemitismus zum Hauptthema zu machen, hatte positive Folgen, insofern als der Bezug zur Ausgrenzung ganz unterschiedlicher Minderheiten hergestellt wurde: Themenblocks oder Einzelreferate arbeiteten zur Ausgrenzung von Armen, Arbeits- und/oder Obdachlosen, psychiatrisch Kranken, Jugendlichen, Homo-/Bisexuellen, Behinderten, zur Ausgrenzung durch Schönheitsrituale und über die Identitätsbrüche und -unterschiede im Ost-West-Verhältnis. Schließlich blieb den KongreßbesucherInnen noch die Möglichkeit, sich auf therapie-spezifische Fragestellungen, den scheinbar politikfreien Raum, zu konzentrieren.

So vereinte die *dgvt* pluralistische Interessen und Ansätze mit ihrer sozialpolitischen Verpflichtung als PsychotherapeutInnenvereinigung. Die Mitgliederversammlung faßte klare Beschlüsse, die von der Verabschiedung einer Resolution für die doppelte StaatsbürgerInnenschaft bis zur Wahl einer Vertreterin der AG Rassismus und Migration in den Vorstand reichten. Für die Eröffnungsveranstaltung war Saliha Scheinhardt eingeladen worden. Ayla Olsen, eine Vertreterin der Elterninitiative Elele aus Solingen, konnte für die Schirmherrschaft des Kongresses gewonnen werden. In ihrem Grußwort sprach sie das Dilemma eines solchen Kongresses an: Es ist schön, daß endlich einmal zahlreiche MigrantInnen als TeilnehmerInnen, als ReferentInnen und als SchirmherrInnen vertreten sind, aber es sollte längst normal und nicht die Ausnahme sein und es brauchte Rostock, Mölln und Solingen, um solch eine Ausnahme zu ermöglichen.

Anja Weiß (Berlin)

Erinnerung an die Zukunft II/Remembering for the Future II

Zweite Internationale Konferenz. Berlin, 13. bis 17. März 1994

Mit »Däniken-Kongreß« hatte ein an der Humboldt-Universität, dem Veranstaltungsort, beschäftigter Handwerker die Veranstaltung für sich übersetzt. Selbst in solch populärer Verfremdung – Däniken, Autor des Bestsellers »Erinnerungen an die Zukunft« verbreitet seit Anfang der siebziger Jahre die Kunde von der Rückkehr außerirdischer Zivilisationen – blieb etwas von der Intention erhalten. Nach der Euphorie über den Wegfall des »eisernen Vorhangs« ist das »neue Europa«, wie im Programmheft zu lesen stand, wieder zunchmend mit scheinbar längst Vergangem konfrontiert. Erklärtes Ziel war, »eine 'Kultur des Erinnerns' zu entwickeln, damit eine rechtsstaatlich-demokratische Gemeinschaft und ihre tragenden Organisationen wie Parteien, Gewerkschaften, Kirchen und Religionsgemeinschaften, Verbände

und Standesorganisationen es lernen, rechtzeitig gegen Antisemitismus, Fremdenangst, Ausländerfeindlichkeit vorzugehen.

Die Konferenz, 1988 in Oxford ein erstes Mal unter diesem Titel abgehalten, wurde von einem internationalen Organisationskomitee mit Unterstützung verschiedener jüdischer und christlicher Gruppen veranstaltet. Der ehemalige Außenminister Genscher hatte sich als Schirmherr zur Verfügung gestellt. Die etwa 400 Teilnehmer, zumeist Lehrer, Akademiker und Geistliche verschiedener Konfession, kamen u.a. aus Österreich, Frankreich, Großbritannien, Belgien, den Niederlanden, Griechenland, Kanada, Australien, den USA, Trinidad, Nigeria, Südafrika, Israel, Rußland; die Konferenzsprache war englisch. Vorträge und Diskussion konzentrierten sich zumeist auf das Vermächtnis des Holocaust, ein Thema, das sowohl die Interessen wie die persönlichen Erfahrungen vieler Teilnehmer berührte. Neben den Vorträgen und Diskussionen im Plenum wurde die Hauptarbeit in kleinen Arbeitsgruppen geleistet. Thematisch ging es um Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit, den Holocaust und die Heilberufe, Genozid, Widerstand im »Dritten Reich« und »Versöhnungsarbeit heute«, Philosophie, Theologie, Pädagogik, Geschichte und Literatur/Theater.

In der Arbeitsgruppe zur Philosophie, aus der hier einige Eindrücke wiedergegeben werden sollen, dominierte die Frage nach dem Anteil einzelner Denker wie Hegel, Fichte, Nietzsche und Heidegger an der »geistigen« Vorbereitung des Holocaust. Zwar wird in der Debatte um den »Fall Heidegger« diese Thematik als Heideggers »Schweigen« zum Holocaust seit langem mitverhandelt, durchgesetzt hat sich jedoch – nicht zuletzt über die französische Heidegger-Rezeption (Derrida, Lyotard, Lacoue-Labarthe) – eine subtile Vorne-Verteidigung, die über Heidegger selbst einen Zugang zum Holocaust zu finden glaubt. Zudem wirkt die Annahme blockierend, rassistische Äußerungen – wie sie Jürgen Habermas in seinem Beitrag zur deutschen Ausgabe der Heidegger-Biographie von Farías als »Antisemitismus der üblichen kulturellen Art« verharmlost – würden scheinbar zusammenhanglos neben der »reinen«, unbefleckten Philosophie existieren. Es waren US-amerikanische Teilnehmer, die einem strukturellen Zusammenhang zwischen Philosophie und Holocaust nachgingen. So zog James R. Watson (New Orleans) eine Linie vom »Ausschluß des Anderen« in Hegels Identitätsphilosophie bis zum pädagogisch gutgemeinten Versuch, das Grauen der KZ mittels fotografischer »Bilder« zu vermitteln. Ist dies nicht, so seine Frage, ein denkbar untauglicher Weg, da die Fotografie auf den gleichen »Distanz« schaffenden Effekten beruht wie sie auch dem technisierten Ablauf der Massenmorde zugrunde lagen? Ähnlich hatte kurz zuvor der Regisseur des Filmessays »Shoah«, Claude Lanzmann, in der FAZ (5.3.94) gegen den Spielberg-Film »Schindlers Liste« argumentiert: »Bilder töten die Imagination. Sie erlauben mittels Schindler ... eine tröstliche Identifikation«, die z.B. im Weinen als kathartischem Umschlag wiederum Distanz herstellt. – Als ausgesprochen problematisch wurde Berel Langs (New York) Versuch aufgenommen, die »Abwesenheit der Jüdischen Frage« bei Heidegger zu erklären, weniger, weil er die Erklärung in Heideggers Konstitution des »privilegierten deutschen Volkes« suchte, sondern weil diese letztlich im internen Scheitern des Heideggerschen Vorhabens begründet liegen sollte.

Doch wie ist der Schritt von der gedanklichen Vorwegnahme der Vernichtung zu ihrer praktischen Umsetzung zu denken? Yehuda Bauer (Yale, New Haven), der den ersten Plenumsvortrag hielt, hatte gegenüber politischen und ökonomischen Faktoren, die den Holocaust bestimmten, auf der herausragenden Rolle der Intellektuellen bestanden. Sie seien es gewesen, die den ausführenden Bürokratien die leitenden

Ideen vorgaben. In der Diskussion zur Rolle der Philosophen stieß diese Vorgabe, die hier als kontextenthobene Fixierung auf die philosophischen Denkgebäude an sich wieder auftauchte, schnell an ihre Grenze. Den Überlegungen von Arlie Hoover (Abilene, Texas) zu Nietzsches »Beitrag« am Holocaust wurde entgegengehalten, daß sich mit Nietzsche auch Widerstand gegen Faschismus denken ließ, wie das Beispiel Montinarius, des späteren Nietzsche-Herausgebers, beweist. Daß der Blick auf die »reine« Philosophie ein Blick in einen Spiegel ist, der nur zurückwirft, wonach man fragt, stellte auch der Beitrag von Alan Milchman und Alan Rosenberg (New York) heraus. Sie waren auf die »Mehrdeutigkeit« der universitären Konzeption Heideggers gestoßen, auf ein Changieren zwischen »Radikalität und Konformität«, und hatten so die Frage nach der spezifischen Konstellation angestoßen, in der diese Konzeption das werden konnte, was sie wurde – ein Beitrag zur Gleichschaltung der Universitäten.

Es waren wohl weniger die versuchten Antworten, die dieser Tagung Bedeutung verliehen, eher schon – wie hier auf Grund der Erfahrung der Sackgassen »reiner« Philosophie – die stellenweise neu eröffneten Fragen. Und bedeutsam war ganz gewiß die Tatsache, daß sie stattfand. Eine dritte Konferenz, die in Osteuropa stattfinden soll, wurde als Möglichkeit diskutiert, aber bisher noch nicht angekündigt.

Rainer Alisch und George Leaman (Berlin)

Der Althusser-Effekt/L'Effet Althusser

Gespräch zwischen Ljubljana, Paris und Wien, veranstaltet vom Französischen Kulturinstitut und der Louis-Althusser-Gesellschaft. Wien, 17. bis 20. März 1994

Die Veranstalter konnten auf eine kurrente Debatte zwischen dem losen Kreis Wiener Althusserianer und der Laibacher Lacan-Schule zurückgreifen. Aus Frankreich waren Sylvain Lazarus, Jacques Rancière und Alain Badiou angereist, aus Mexiko Fernanda Navarro, deren Interviews mit dem späten Althusser (nach Übersetzungen in Spanisch und Japanisch) in Kürze in Frankreich erscheinen werden. Navarro ging auch am Tag der Eröffnung auf die zwei noch unveröffentlichten Bücher des späten Althusser ein, in denen er seinen *matérialisme aléatoire* formulierte: eine Integration »nicht-apologetischer« Denker von Epikur bis Heidegger und ihrer Begriffe (Rand, Leere, Abwesenheit des Zentrums). Sie betonte Althussters Bedeutung für das Lateinamerika vor allem der siebziger Jahre und zitierte Althusser selbst, der 1984 zugestanden hatte, daß zwar der Marxismus in Europa nahezu tot sei, in der sogenannten Dritten Welt aber lebendig und bedeutungsvoll bleiben würde.

Die Referate der Laibacher Theoretiker gruppierten sich um das Projekt einer lacanianischen Aufschließung der Ideologietheorie Althussters. Slavoj Žižek, der in seinem Eröffnungsvortrag Althusser als *verschwindenden Vermittler* zwischen Lévi-Strauss und den postmodernen Sophisten definiert hatte, nahm in seinem zweiten Vortrag die lacanianische Wiederaneignung des Konzepts der ideologischen Anrufung in Angriff. Žižek wies vor allem das dritte Notat Althussters zu den vier Diskursarten zurück und damit den Vorwurf an Lacan, er würde die Spaltung des Subjekts mit dem Subjekt selbst identifizieren. Die Veräußerlichung der Subjekt-Spaltung in den Ort *zwischen* dem – nun selbstidentischen – Subjekt und dem Diskurs bezeichnete Žižek dementgegen als Regression. Auch Alenka Zupancic beschäftigte sich mit den Lacanschen Diskursarten und deren ideologietheoretischer Adaptierbarkeit. Zentralfrage der Ideologietheorie ist für Zupancic die Produktionsweise des Evidenten/Offensichtlichen, wobei sie die These zur Diskussion stellte, die ideologische Geste würde das Evidente/Offensichtliche als ein von jedem Signifikanten unabhängiges

Bild vorstellen. Dieses Bild sei produziert durch den Griff des Signifikanten nach dem Realen (im Lacanschen Sinn). Renata Salecl trug etwas zur Auflockerung des Symposions bei und umspielte in ihrem Vortrag die diskursive Produktion von Liebe und Leidenschaft anhand zweier Romane bzw. Filme: *The Age of Innocence* und *The Remains of the Day*.

Von seiten der Wiener Althusserianer kritisierte Isolde Charim in ihrem Vortrag die Interpretation der »Ideologischen Staatsapparate« durch Žižek, für den die innere Überzeugung des Individuums gegenüber den Ritualen der Ideologie nur eine sekundäre Rolle spiele. Der Vorstellung Žižeks, die Ideologie läge im Tun, sowie der Vorstellung der Klassik, die Ideologie läge im Wissen, setzte sie Althussters Vorstellung als ein drittes entgegen: Die Ideologie bestünde darin, eine Differenz zwischen Wissen und Tun anzunehmen. »Der Glaube ist der Glaube an diese Differenz, der Glaube, daß man glaubt, während man nur kniet.« Daher sei es für die Ideologie unerheblich, ob sie durch die inneren Überzeugungen nun negiert oder affirmiert wird. Der präzise Vortrag Robert Pfallers über den Nominalismus Althussters hinterließ leider den Nachgeschmack eines scholastischen Streits um die Zahl der Althussterschen Register (zwei oder drei war die Frage) im Unterschied zur Zahl der Lacanschen Register (drei, die aber nur gepaart auftreten, wie man sich schließlich einigte).

Abseits der Lacan/Althusser-Kontroversen widmete der Wiener Dozent Urs Richli seine Überlegungen Althussters Kritik des Marxschen Hegelianismus sowie dem Verhältnis von strukturaler zu dialektischer Totalität. Auch von anderer Seite wurde – neben dem Verhältnis Wien/Laibach – *Verhältnissen* nachgeforscht: Sylvain Lazarus sprach über das Verhältnis Althusser/Lenin, und aus der Sicht der politischen Ökonomie sprach Wolfgang Pircher über das Verhältnis Althusser/Marx im Verhältnis zu Foucault/Ricardo. Jacques Rancière reformulierte seine Kritik an Althusser in einem äußerst komplexen Referat, in dem er zu zeigen versuchte, wie die Althusstersche Ideologie-Konzeption eine Reduktion des Politischen auf die »spekulare Maschine« mit sich bringt. Rancière legt den Moment der Subjektkonstruktion nicht, wie Althusser, in das Spiel der Wiedererkennung/Verkennung in dieser spekularen Anordnung, sondern in die »polemische Anordnung« des Politischen selbst. »Die politische Subjektivierung, d.h. das Politische *tout court* – reduziert man es nicht auf die funktionelle/polizeiliche Verteilung der Körper auf ihre Plätze – kann im Feld einer Ideologietheorie nicht gedacht werden.« Die Althusstersche Ideologietheorie bleibe der von Platon begründeten Metapolitik, einer »Politik der Philosophen«, verhaftet.

Den akklamierten Schlußpunkt des Symposions stellte das Referat Alain Badiou dar. Badiou sieht die Einzigartigkeit der Althussterschen Unternehmung in der Idee von Politik als Prozeß ohne Subjekt. Bei Althusser gebe es weder ein Subjekt (außer als Indikator eines Nichtexistenten) noch ein Objekt, denn dieses sei nur ein Spiegelreflex des Subjekts und damit das Bild eines Nichtexistenten. Wenn Philosophie nun den Klassenkampf in der Theorie repräsentiere, dann besitze auch Philosophie weder Objekt noch Subjekt, sondern sei ausschließlich Denken unter den *Konditionen* von Politik. Die Frage nach diesen Konditionen sei die Frage nach der Möglichkeit von Subjektivität ohne Subjekt noch Objekt.

Die Gewichtung der Referate des Wiener Symposions hat eines deutlich gezeigt: Was von Althusser jedenfalls blieb, ist seine Ideologietheorie – zumindest bis zur bevorstehenden Veröffentlichung der Texte des späten, des *aleatorischen* Althusser.

Oliver Marchart (Wien)

Marxistische Literaturwissenschaft heute?

Arbeitstagung der Universität Freiburg, 24. bis 27. März 1994

Nach ihrem kurzen Höhenflug auf den Schwingen der Studentenbewegung in den siebziger Jahren fristet »marxistische Literaturwissenschaft« heute ein eher kümmerliches Dasein in den Ecken der Institute und zwischen den unscheinbaren Buchdeckeln kleiner Verlage. Zwar wurden seitdem wichtige Positionen wie die sozialgeschichtliche Fragestellung oder ein erweiterter Textbegriff in der Mainstream-Germanistik durchgesetzt, der theoretische Anspruch aber ging verloren, der gesellschaftskritische Gehalt wurde neutralisiert. 1994 scheint der materialistische Ansatz seine methodische Innovationskraft eingebüßt zu haben. Bemerkenswert genug ist in dieser Situation, daß auf der von Rüdiger Scholz und Hans Peter Herrmann anläßlich von dessen 65. Geburtstag organisierten Arbeitstagung gut 30 LiteraturwissenschaftlerInnen aus der vereinten Republik und den USA zusammenfanden. Denn eben darin liegt die wissenschaftliche und politische Bedeutung dieser Konferenz: daß sich erstmals seit Jahren auf überregionaler Ebene ein im weitesten Sinne marxistisches Diskussionsforum formierte, um sich mit Stagnation und Krise des eigenen theoretischen Ansatzes konstruktiv auseinanderzusetzen.

Die gewählte Arbeitsform, basierend auf zuvor verschickten Statements der Teilnehmenden gemeinsam die wichtig erscheinenden Fragestellungen zu bestimmen und zu diskutieren, entsprach dieser Situation ebenso wie der Umstand, daß sich die Diskussionsprozesse inhaltlich nicht nur als Bestandsaufnahme und Standortbestimmung, sondern mehr noch als – bisweilen recht hilflose – Bewegung des Suchens und Tastens erwiesen. Produktiv wirkte die Verunsicherung dabei zumindest insofern, als sie eine relative Offenheit gegenüber anderen und neuen Positionen mit sich brachte – wie überhaupt das allgemeine Diskussionsklima sicher die erfreulichste Seite der Tagung war, und gerade im Umgang miteinander doch so etwas wie »linke Substanz« zum Tragen kam. Relativ schnell kristallisierten sich drei Gruppen heraus, deren unterschiedliche theoretische Positionen offenbar mit ihrer jeweiligen intellektuellen Sozialisation und aktuellen Lebenssituation zusammenhingen. Während die zumeist in Amt und Würden befindlichen Altachtundsechziger die Leistungen der siebziger Jahre verteidigten und eher zum trotzigem Festhalten an den »traditionellen« marxistischen Theoremen tendierten, drängten die jüngeren, nicht »institutionalisierten« Teilnehmer gemeinsam mit den vom feministischen Kontext geprägten Frauen auf deren schärfere Kritik und eine gleichermaßen offene wie offensive Auseinandersetzung mit avancierten theoretischen Diskussionen aus Feminismus, Poststrukturalismus/Postmoderne und cultural studies. Daß Sara Lennox und Sigrid Lange diese zum Teil geradezu als Theorieimport aus den USA einbringen mußten, war freilich bezeichnend für die Schwerfälligkeit der Horizonterweiterung hierzulande und das über weite Strecken niedrige theoretische Niveau der Tagung.

Produktiv verlief die Diskussion vor allem dort, wo klassische marxistische Kategorien fragwürdig geworden waren, die Gegenpositionen zur traditionellen Wissenschaft markiert hatten und im Gegensatz zu Basis-Überbau-Schema, Widerspiegelungstheorem oder einem dogmatischen Klassenbegriff nicht stillschweigend verabschiedet werden konnten – so etwa das Prinzip, Gesellschaft immer als Totalität zu denken. Massive Einwände richteten sich gegen das autoritäre, dekretierende Auftreten, die Siegesgewißheit und die Letztbegründungsansprüche, mit dem das Totalitätspostulat in den siebziger Jahren nicht zuletzt als Überbietungs- und Ausgrenzungsstrategie innerhalb der Institution Wissenschaft vorgetragen worden war. Hans Peter Herrmann und andere hielten gleichwohl den methodischen Grundsatz aufrecht, Einzelmomente nicht isoliert vom Gesamtzusammenhang zu analysieren. Wie

dieser freilich konkret zu fassen sei – ein Problem, das, wie Dieter Schlenstedt erläuterte, gerade im anders gelagerten ostdeutschen Wissenschaftskontext eher zu Bescheidenheit geführt hatte –, blieb fraglich. Einen möglichen Ansatz sah hier Gerhard Spaney in Benjamins Überlegungen zum Begriff der Monade: konkret wäre der Gesamtzusammenhang demnach dort, wo er sich im einzelnen niedergeschlagen hat; der Totalität wäre daher gerade im Partikularen habhaft zu werden, im einzelnen Subjekt oder Text.

Daß dies der einzige Punkt entschieden kritischer Auseinandersetzung mit marxistischen Grundtheoremen blieb, während das moralisierend behandelte Thema »Ökologie« erheblichen Raum beanspruchen konnte, sagt durchaus etwas über den Zustand »marxistischer Literaturwissenschaft heute«. Fast durchgehend abgelehnt wurde zwar der aktuellen konservativen Diskursen bedenklich sich annähernde, von Jost Hermand engagiert vertretene ökototalitaristische Ansatz, die ökologische Bedrohung zum Grundproblem der Menschheit (und der Literaturwissenschaft) zu stilisieren, das als demokratisch nicht mehr lösbare Überlebensfrage autoritäre Maßnahmen erforderlich mache. Offenbar aber eignet sich »Umwelt« für viele Altacht- und sechziger vorzüglich, eine nicht länger mit dem (oft ähnlich abstrakt gedachten) Proletariat besetzbare Position einzunehmen, die auf Grund ihres Opferstatus und ihrer Stellung in der Menschheitsgeschichte immer schon Recht hat. So reproduziert sich hier das Stellvertreter Syndrom marxistischer Intellektueller – der Ökologiediskurs fungiert als Legitimationsmaschine zur Konstruktion eines moralisch und theoretisch privilegierten Ortes der Rede.

Durchgehender Konsens auf der Tagung war ein grundsätzlich herrschaftskritisches, politisches Verständnis von Wissenschaft und akademischer Berufstätigkeit; wie dies aber in ein theoretisches Konzept von Literaturwissenschaft umzusetzen sei, blieb vage. Kaum war es Zufall, daß gerade der Diskussion um einen marxistischen Literaturbegriff ihr Gegenstand immer wieder entglitt, daß nur entweder über Literatur oder über Marxismus geredet wurde, auch wenn Gert Sautermeister und andere mehrfach auf die Unterbelichtung des spezifisch Ästhetischen in den siebenziger Jahren hinwiesen. Ein neues, über die alte Forderung nach einem erweiterten Textbegriff hinausgehendes Verständnis von Literatur und anderen Medien jenseits der Triade Autor-Leser-Text wurde nur vereinzelt ins Auge gefaßt. So warf Klaus Michael Bogdals – allerdings nicht mehrheitsfähige – Behauptung, daß es einen eigenen marxistischen Literaturbegriff nie gegeben habe, durchaus ein Schlaglicht auf einen blinden Fleck im Selbstverständnis der Versammelten. Daß in diesem Konglomerat von sich irgendwie marxistisch verstehenden, ansonsten aber von unterschiedlichen intellektuellen Identifikationen geprägten WissenschaftlerInnen ein Kommunikationszusammenhang entstand und der in Gang gebrachte Diskussionsprozeß auf einer Folgetagung mit dem Thema »Literatur und Subjektkonstitution« fortgeführt werden soll, ist jedoch gegenüber den dürftigen theoretischen Ergebnissen vielleicht das wichtigere Ereignis.

Hansjörg Bay (Freiburg)

Erratum zu *Argument* 203

Im Bericht über das Symposium »Kritische Philosophie gesellschaftlicher Praxis« konnten die Korrekturen des Autors nicht mehr berücksichtigt werden.

S. 87, 6. Z. v. u. lies »Hans-Heinz Holz (S. Abbondio, Schweiz) faßte die Beziehung zwischen Mensch und Natur als 'doppeltes Reflexionsverhältnis', ...«.

S. 88, 13. Z. v. u. lies »... Programm, dessen roter Faden oft zu verschwinden drohte.«

Eine Arche Noah aufklärerischen Wissens und sozialer Phantasie

Zur Entstehung des Projekts

Zwischen der deutschen Fassung des *Kritischen Wörterbuchs des Marxismus* (KWM) und dem hier angekündigten *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus* liegt ein epochaler Einschnitt. Die aus dem Zweiten Weltkrieg hervorgegangene Ordnung löste sich auf. Ein geschichtlicher Bruch vollzog sich, dessen Radikalität Bisheriges schlagartig der Vergangenheit überantwortete. Vollzog das KWM zwar den Bruch mit der Ideologie der Dritten Internationalen, blieb es doch in starkem Maße kritisch auf diese Tradition bezogen. Im *HKWM*, dessen erster Band nun zur Veröffentlichung gelangt und das bis zum Jahr 2000 abgeschlossen sein soll, sind die Akzente durch die entschiedene Öffnung für die theoretische Kultur unterschiedlicher nationaler und kontinentaler Prägungen von vorne herein vielfältiger gesetzt gewesen. Was es aber mehr als alles andere unterscheidet, ist die Prägung durch einen historischen Moment, der einer der Historisierung und der unbefangenen Kritik ist, aus der Impulse für die Zukunft entspringen können.

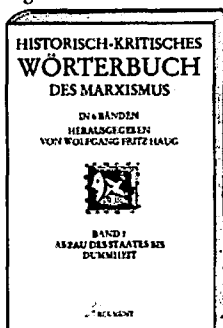
Zur Konzeption

Das *Historisch-kritische Wörterbuch des Marxismus* ist kein »politisches« oder »weltanschauliches« (=ideologisches=) Positionswerk. Es ist ein historisch-kritisches Kollektivwerk von VertreterInnen unterschiedlicher Orientierungen und regionaler Kulturen, die auf die eine oder andere Weise das von Marx begonnene praktisch-theoretische Projekt fortführen.

Die postkommunistische Situation prägt den Titelbegriffen des *Historisch-Kritischen* in bezug auf den Marxismus eine nachdrückliche Aktualität auf: Dabei geht es einerseits um die kritische Auswertung historischer Erfahrungen, andererseits um die wissenschaftliche Sichtung, Erschließung und kritische Durcharbeitung eines enormen Gedankenmaterials. Das *Historisch-kritische Wörterbuch des Marxismus* trägt also neben einem praxiskritischen und erfahrungsbezogenen einen stark »philologischen« Akzent.

Die Stichwörter

Bearbeitet werden über 1000 für den Marxismus mit seinen unterschiedlichen theoretischen und praktischen Linien und für die sozialen Befreiungsbewegungen relevant gewordene Begriffe. Viele Stichwörter entstammen der politisch-theoretischen Lexik der Gegenwart und wurden noch nie in Wörterbüchern behandelt. In diesen Begriffen, häufig Neologismen, artikulieren sich Probleme der globalen Krisen und des Übergangs zur Hochtechnologischen Produktionsweise des transnationalen Kapitalismus, des dadurch bedingten Scheiterns der sowjetischen Gesellschaftsformation und des Aufbrechens des nicht länger durch den Ost-West-Gegensatz überdeterminierten »Nord-Süd-Konflikts« im Weltkapitalismus. Nicht zuletzt haben neue soziale Bewegungen - vor allem die Frauenbewegung und die Ökologiebewegung - die neue Lexik mitgeschaffen. Wo nicht die Lexik neu ist, ist es die Lektüre, die sich ihre Fragen von der Zeit vorgeben läßt.



Editionsplan

1994 erscheint:

BAND 1
ABBAU DES STAATES BIS DUMMHEIT

In den folgenden Jahren erscheinen:

BAND 2
EGALITARISMUS BIS
ISLAMISCHER SOZIALISMUS

BAND 3
JAKOBINISMUS BIS MYTHOS

BAND 4
NATIONALE BEFREIUNG BIS
QUOTIERUNG

BAND 5
RADICAL ECONOMICS BIS TYRANNEI

BAND 6
ÜBERAKKUMULATION BIS ZWEIFEL

Jeder Band gebunden mit Schutzumschlag und Lesebändchen im Großformat 18 x 25 cm und einem Umfang von ca. 500 Seiten und 1000 Spalten. Subskriptionspreis je Band DM 98,-. Späterer Ladenpreis DM 129,-.

Die Subskriptionsfrist endet am 30. Juni 1994. Bitte verwenden Sie die diesem Heft beiliegende Bestellkarte.

Besprechungen

Sprach- und Literaturwissenschaft

Greenblatt, Stephen: Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reisende und Entdecker. Aus dem Englischen von Robin Cackett. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1994 (286 S., Ln., 58,- DM)

Greenblatt, der führende Kritiker der »cultural poetics«-Schule, untersucht den Stellenwert, den »Wunder und Verwunderung« (39) in Reiseberichten der frühen Neuzeit einnehmen, und die Verbindung zwischen diesem Gefühl und dem europäischen »Traum vom Besitz« (135). Seit dem Mittelalter ist Verwunderung die grundlegende Reaktion auf die Begegnung mit dem Unbekannten. In *Mandevilles Reisen* (47-83), einem fiktionalen Reisebericht aus dem 14. Jahrhundert, dienen Staunen und Verwunderung als Auslöser für die Absage an den Traum, das Fremde zu besitzen, in diesem Fall die Eroberung des Heiligen Landes durch die Kreuzzüge. Kolumbus betont in seinen Tagebüchern und Briefen (87-132) die Reaktion des Staunens, um von der Besitznahme der neuentdeckten Länder abzulenken. Der Versuch, dieses Gefühl auch bei seinen Lesern zu wecken, steht im Mittelpunkt aller seiner Aufzeichnungen. Kolumbus verbindet Mandevilles Auffassung von der Reise als Pilgerschaft mit Marco Polos Suche nach Reichtümern. Seine Reise sollte einerseits eine christliche Mission sein, andererseits sollte er, der zunächst gar nicht für eine militärische Eroberung ausgerüstet war, Länder für die spanische Krone 'gewinnen'.

Die Besitzergreifung der neuen Welt basierte auf einer Reihe sprachlicher Handlungen. Der typische Verlauf einer Begegnung zwischen Europäern und Amerikanern begann mit materiellem Austausch, von dem noch beide Seiten profitierten. Darauf folgte die Umbenennung von Mensch und Natur und das Erlernen der fremden Sprachen durch die Europäer (157ff). Die scheinbar bessere Verständigung erwies sich als ritueller Akt der Inbesitznahme: Die Europäer lernten die Sprache von gefangengenommenen Ureinwohnern, und sie lernten sie nur, um die Assimilation der 'Wilden' zu beschleunigen.

Für den Umgang von Kulturen miteinander gibt es zwei grundsätzliche Möglichkeiten: Annahme oder Ablehnung des Fremden. Die Integration fremder Kulturen in das europäische Repräsentationssystem beschreibt Greenblatt als »mimetische Zirkulation« (183). Dabei hängt es von der »Ausprägung der Zirkulation ab – das heißt, ob sie geheim oder offen ist, schnell oder schleppend, ob sie gewaltsam aufgezwungen oder frei gewählt (...) wird –, wie die Akkomodation, Assimilation und Repräsentation der Kultur des Anderen erfolgt« (186). Jede Kultur muß, um ihre eigene Identität zu wahren, eine unbeschränkte Zirkulation ausschließen. Im Falle einer völligen »Blockierung« (185) jedoch interpretiert sie die andere Kultur als fremd; das Fremde kann so einfach erobert und angeeignet werden. Diesen Weg wählten die meisten Eroberer, z.B. Hernán Cortés nach Bernal Díaz' *Geschichte der Eroberung Mexikos* (195-219). Gegenüber Todorov (*Die Eroberung Amerikas*. Frankfurt/M 1985), der den Grund für den Sieg der Spanier über die Indianer in ihrem Besitz der Schrift sah, argumentiert Greenblatt, die Überlegenheit der Spanier resultiere aus ihrer Fähigkeit, sich der Figur des »Dolmetschers, Übersetzers, des Vermittlers« (213) zu bedienen, etwa Cortés' Übersetzerin Doña Marina. Wenn die Europäer durch die Augen der Vermittler die neue Welt sehen (219-228), scheint sich aber auch die Möglichkeit zumindest anzudeuten, »daß Verwunderung nicht nur der Unterwerfung, sondern auch einem fairen Umgang dienen kann.« (43)

Wunderbare Besitztümer kann als Zusammenfassung der bisherigen Schriften Greenblatts und gleichzeitig als ein neuer Aufbruch betrachtet werden. Fast alle der behandelten Reiseberichte wurden bereits in dem Aufsatz »Learning to Curse« von 1976 angesprochen. Während es Greenblatt aber dort 'nur' darum ging, zu zeigen, wie die Europäer die Sprache der amerikanischen Ureinwohner negieren, differenziert er in *Wunderbare Besitztümer* dieses Phänomen und ordnet es dem Aspekt des Staunens unter. Reiseberichte bilden hier eine Verbindung zwischen der 'nicht-faktischen' Literatur und 'faktischen' Geschichtswerken, die sich mit der inzwischen entwickelten Methode der »cultural poetics« besonders gut lesen lassen. Das Erzählen von Anekdoten, die als einzigartig, aber gleichzeitig repräsentativ und bedeutungsvoll angesehen werden, steht im Gegensatz zu dem »grand récit einer totalisierenden, integrativen, progressiven Geschichtsschreibung« (10).

Es ist diese Organisation des argumentierenden Textes um Anekdoten, die *Wunderbare Besitztümer* zu einem Lesevergnügen macht – vom Zauber einer Erzählerzeremonie in Marrakesch bis zur Komik der Benennung der Halbinsel Yucatán, was so viel heißt wie: Was sagt ihr, daß wir euch nicht verstehen (vgl. 159f)? Kritisch anzumerken ist das Fehlen einer Bibliographie (wann erschienen die Primärwerke?) und interpretierender Hinweise auf die Bildtafeln. Daneben bleiben einige Details unklar: Wenn Kolumbus der Meinung war, Indien entdeckt zu haben, wie konnte er von dem Land Besitz ergreifen, wo es doch den chinesischen Herrschern gehörte? Warum ist es für die Spanier so schwierig, die Ähnlichkeiten zwischen ihren religiösen Riten und denen der Azteken zu erkennen, wenn doch bekanntlich der Teufel Gott nachhäft?

Greenblatt sucht das Verständnis der eigenen Kultur in der »Verfremdung im Fremden« und ertappt sich doch »immer wieder bei dem Versuch, Aussagen darüber, wie die Einwohner Amerikas 'wirklich' waren, aus den europäischen Quellen herauszulesen« (18), obwohl er weiß, daß dies nicht möglich ist. Dabei will er Sprache nicht gegenüber externer Realität privilegieren: »In der neuen Welt scheinen die Worte den Ereignissen stets hinterherzuhinken, sind die filigranen Bedeutungsgespinnste nur ein Nachtrag zur furchtbaren Logik der Gewalt.« (104) *Wunderbare Besitztümer* zeichnet exemplarisch die Gedanken und Taten einiger Konquistadoren im Angesicht ihres Staunens nach. Dieses Staunen darf nicht nur wie in der Vergangenheit zur Inbesitznahme führen, sondern sollte eine »wunderbare Enteignung« (226) bewirken, ein Aufgeben der intoleranten Selbstsicherheit und eine Öffnung für den Versuch des Verständnisses des anderen.

Norbert Schürer (Berlin)

Krippendorff, Ekkehart: »Wie die Großen mit den Menschen spielen.« Goethes Politik. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M 1988 (169 S., br., 14,- DM) zit. GP

Krippendorff, Ekkehart: Politische Interpretationen. Shakespeare, Stendhal, Balzac, Hašek, Kafka, Kraus. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M 1990 (177 S., br., 12,- DM) zit. PI

In großer Literatur, lautet Krippendorffs Hauptthese, ist das Politische »präsent als Fragen nach Recht, Gerechtigkeit und Ordnung, nach der Funktion und Legitimation von Macht und Gewalt im Zusammenleben von einzelnen und Völkern« (PI, 11). Sein Gegenstand ist nicht die im engen Sinn politische Dichtung, sondern jene Literatur, deren politischer Charakter »vom allgemeinen Literaturverständnis überwiegend unterschlagen wird«: Werke des klassischen Kanons. Kein neuer Gegenstand also wird etabliert, Autoren und Werke des etablierten Kanons werden auf eine vernachlässigte Dimension hin neu gelesen: Shakespeare, Goethe, Stendhal, Balzac, Hašek, Kafka, Kraus und, im Grenzgebiet zum Musikalischen, Richard Wagner.

Dabei geht es Krippendorff nicht (und hier steht er quer zu linken Konventionen) um die Historisierung oder Soziologisierung von Literatur, sondern um Aussagen zum Politischen in den Texten selbst, also um ihre politische Hermeneutik.

Krippendorffs Goethe-Deutung nimmt ihren Ausgang an Kernbeständen gängiger Goethe-Bilder: Goethe als Weimarer Partikularist, Napoleon-Verehrer und konservativer Gegner der Revolution, als Fürstenknecht und apolitischer Schriftsteller. Krippendorff belegt die Einseitigkeit dieser Bilder. Er zeigt, daß sie weitgehend Vorurteilen oder polemischen Absichten geschuldet sind. Er präsentiert dabei keinen total 'anderen' Goethe. Vielmehr gewinnt er dem vertrauten Goethe-Bild unvertraute Züge ab. Sein Standpunkt ist, was Walter Benjamin von einer materialistischen Hermeneutik fordert: der der Jetztzeit. Es geht ihm um Erkenntnis der Gegenwart im Spiegel des Vergangenen.

Krippendorffs Goethe ist ein experimenteller Praktiker, Schriftsteller und Denker mit Einsichten von verblüffender Aktualität. Dies gilt auch für solche Konzepte, die der Linken bislang als hoffnungslos rückwärtsgewandt erschienen. Das beste Beispiel dafür ist das 'Weimarer Experiment'. Bekanntlich ließ sich Goethe in seiner Tätigkeit in Weimar von Vorstellungen leiten, die Justus Möser in den 1774 erschienenen *Patriotischen Phantasien* entwickelt hatte. In ihnen verteidigt Möser den territorial begrenzten Stadtstaat, von dem er eine Restauration der griechischen Polis erhofft. Von diesen Gedanken ausgehend, entwickelt Goethe Ideen, die die Partikularität als eigentliche Universalität behaupten. Seine Argumentation ist kulturphilosophisch-anthropologisch: Er konstatiert die »mannigfaltige Totalität menschlicher Organisation« als Grundlage sprachlich-kultureller Bildung, von Verschiedenheiten, die es zu verteidigen gelte. Ins Politische gewendet, ist es gerade »diese 'mannigfaltige Totalität menschlicher Organisation', der Dialog zwischen kulturellen Partikularitäten, das Hegen und Bewahren einer Vielfalt von Eigenständigkeiten, die im Zusammenhang eine Nation – und darüber hinaus eine Weltkultur – möglich machen, nicht aber gewaltgezogene Grenzen und uniformierende Hauptstädte« (GP, 25).

Goethes Plädoyer für kulturelle Partikularität und seine Tätigkeit in Weimar, die diese Idee umzusetzen trachtet, gewinnt Aktualität in einer Situation, in der – im Zeichen von Maastricht – die Verteidigung kultureller Identitäten (auch regionaler Partikularitäten) zur politischen Aufgabe wird. Goethe könnte gerade deshalb ein guter Ratgeber sein, weil sein Denken nie provinziell beschränkt oder national borniert ist, seine Verteidigung des Partikularen kulturelle Individualität meint, nicht nationale Beschränktheit; weil es von der Herderschen Vorstellung einer grundlegenden Gleichberechtigung des Partikularen und Fremden (einschließlich der nichteuropäischen Kulturen) ausgeht; weil es also in kosmopolitischer Dimension erfolgt. Weimar bleibt als Erbe eines Versuchs, der Machtpolitik der Großmächte das Modell einer überschaubaren Polis, einer in der Idee friedlichen Gesellschaft entgegenzustellen. Weimar bleibt als »konkrete Utopie« (GP, 53).

Die Diskussion des Weimarer Projekts ist nicht die einzige Korrektur, die Krippendorff an konventionellen Goethe-Bildern vornimmt. Sein Buch steckt voll provozierender Ideen, es ist reich an Entdeckungen, produktiven Einsichten, stimulierenden Anregungen – von denen nicht wenige, wenn einmal vom Fach rezipiert, mit Sicherheit zu zornigen Einsprüchen Anlaß geben werden. Da ist der überzeugende Nachweis, daß Goethes Absage an Gewalt auf seiner Hinwendung zum Organischen beruht, einer Anerkennung des »Grundgesetzes« allen Seins, »demzufolge das Pflanzen-, Tier- und Menschenreich in einem organischen Gesamtzusammenhang steht, der durch ständige Verwandlung (Metamorphose) und Evolution (Bildung) gekennzeichnet ist« (GP, 113). Da ist die unerbittliche Kritik des Krieges und der Gewalt,

die »tiefe Kriegs- und Militärgegnerschaft«, die ihn immer wieder in die Politik-Kritik treibt (GP, 61; vgl. auch 94ff). Da ist die Sicht auf Weltgeschichte als »Zyklus von Tragödien« (GP, 107), das Festhalten am Frieden als politische Leitidee (GP, 110), die im »Weltbund der Wanderer« ausgedrückte Perspektive einer »über alle nationale Beschränktheiten und politischen Grenzen hinweg kommunizierenden geistig-moralischen Gemeinschaft«.

Krippendorffs Buch ist kein letztes Wort zum Thema Goethe und die Politik. Es schließt keine Diskussion ab – es eröffnet sie neu. Eins aber dürfte mit dieser Studie sichergestellt sein: der Rede vom unpolitischen Goethe ist ein für alle Mal der Boden entzogen.

Die *Politischen Interpretationen* versammeln Studien, die von Shakespeare bis zur klassischen Moderne reichen. Sie alle umkreisen das Thema der Macht. Die Arbeit zu *Richard III*, die das Buch eröffnet, gibt den Ton an: Shakespeare als »politischer Stückeschreiber« (PI, 14). *Richard III* ist eine Parabel über die Selbsterstörung der Macht. Richard verkörpert reinen Machthunger, zugleich ist er ein politisches Genie, das mit höchster Intelligenz die Spiele der Macht beherrscht. Die Macht ist Prinzip der politischen Welt, ihr Gegensatz ist die Liebe: Herrschaft ist durch Liebesverzicht erkaufte. So ist der Grund für Richards Machtwillen seine Deformation, die ihn zur Liebe unfähig macht. 'Liebe' gilt Krippendorff als »Metapher für Brüderlichkeit oder 'Schwesterlichkeit', für Partnerschaft und eine Menschlichkeit, die ihren Zweck in sich selber trägt« (PI, 35). Richard ist Repräsentant und Verkörperung der 'politischen Klasse'. Er nimmt diese bei ihren tiefsten Intentionen. Er schlägt seine Konkurrenten im Kampf um die Macht mit den Mitteln, die auch diese gebrauchen, die er nur gekonnter einzusetzen versteht. Worum es allen geht, die dieses Spiel spielen, ist: Herrschaft, Prestige, Vermögen (PI, 23). Für die Akteure der Macht gilt der bewußte Liebesverzicht und die ihm entsprechende Instrumentalisierung der Liebesbeziehung zu taktischen Zwecken. Die Frauen werden instrumentalisiert, und sie werden einbezogen in die männliche Machtwelt. Sie werden selbst lieblos dabei: deformiert, Komplizinnen der Macht. Diese entbindet eine eigene Dynamik: Sie setzt Kräfte frei, die die Akteure der Macht vernichten. Richard geht an sich selbst zu Grunde. Die eigenen Instrumente der Macht werden zum Agens seiner Zerstörung.

Stendhals *Kartause von Parma* wird gelesen als moderner *Principe*, »der Roman, den Machiavelli schreiben würde, wenn er aus Italien verbannt im 19. Jahrhundert lebte«, wie Balzac gesagt hat. Balzac wird von Krippendorff als Chronist der modernen bürgerlichen Gesellschaft gedeutet. Deren Anatomie tritt im Kosmos der *Menschlichen Komödie* zutage. Mit ihren Politikern, Bürokraten, Bankiers, Spekulanten, Lebemännern, Kokotten und Journalisten erscheint diese Gesellschaft »wie ein Alldruck, wie der dahinrollende Zug eines Totentanzes« (PI, 58). Ihr Lebenselixier ist das Geld. »Von ihm lebt sie, an ihm gehen ihre Charaktere wenn nicht sozial, so doch fast immer menschlich zugrunde« (PI, 58). Krippendorff liest die *Menschliche Komödie*, parallel zu Wagners *Ring*, als »große Parabel auf den Kapitalismus« (PI, 59). In den Blick tritt nicht zuletzt das Verhältnis der Geschlechter, das in der Form männlich geprägter Macht beide Seiten deformiert. Nach den Gesetzen der von Balzac dargestellten Welt ist der Triumph des Machtwillens nur möglich durch den Liebesverzicht.

Der Antagonismus von Macht und Liebe ist Grundthema auch des *Ring des Nibelungen*. Krippendorffs Wagnerdeutung ist das Husarenstück des ganzen Bandes. Anknüpfend an G.B. Shaws scharfsinnige Entschlüsselungsschrift von 1898 (*The Perfect Wagnerite*, dt. *Das Wagner-Brevier*) und Patrice Chéreaus epochale Inszenierung

(Bayreuth 1976) stellt Krippendorff den traditionellen linken wie rechten Wagner-Rezeptionen ein Wagner-Bild gegenüber, das diesen überzeugend als Erbe einer radikalen Kritischen Kultur reklamiert: Der *Ring* wird gelesen als Parabel der selbstzerstörerischen Aporien der Macht und des Staates in der Epoche der Kapitalgesellschaft.

Die Metapher des Rheingolds steht für das Prinzip des Kapitals: die Reduktion aller menschlichen Verhältnisse auf die 'bare Zahlung': »das Gold ist die geheimzuhaltende materielle Basis moderner staatlich-politischer Ordnung und ihrer Reproduktion« (PI, 79). Zum Ring geschmiedet, bedeutet das Gold Herrschaft über die Welt, über die Menschen wie die Natur. Wagner erkannte »das grenzenlose Verlangen nach Macht« als Triebkraft des historischen Prozesses (PI, 74). Er durchschaute den »essentiell kriegerisch-militärischen Charakter der Staatlichkeit« (PI, 83). Die Machtgesellschaft ist eine Männergesellschaft, in der auch die Frauen, sofern sie sich nicht anpassen, dem Interesse der Macht geopfert werden. Die »Logik der Macht« endet in der Selbstzerstörung: die *Götterdämmerung* ist Weltkatastrophe. Es entbehrt nicht bitterer Ironie, daß Wagners dramatische Parabel den Untergang gerade der Staatsform und Klasse antizipiert, die sich ideologisch-legitimatorisch auf ihn berief – des deutschen Faschismus.

Mit dem Thema des selbstverschuldeten Menschheitssuizids ist ein Problemkomplex angesprochen, der neben dem Thema von Macht und Liebesverzicht für Krippendorffs Konzeption zentral ist. Mit großer Folgerichtigkeit steht am Ende dieser Arbeiten die Studie zu Karl Kraus' *Die letzten Tage der Menschheit*. In diesem »gewaltigsten Werk der neuzeitlichen Kriegs- und Politikanalyse« (PI, 167) schreibt Kraus über die dem Erleben zugänglichen »Einzelfälle«, aus deren Akkumulation sich das Große, die »Tragödie der Menschheit« zusammensetzt. Sein Buch ist ein Ausschreiten der »Höllenkreise« des alltäglichen Lebens, die Pathogenese der alles in Waren verwandelnden, Leben und Sprache instrumentalisierenden Konsumgesellschaft, an deren Ende die »Totalzerstörung« steht – wenn nicht in letzter Minute Umkehr erfolgt. Diese Umkehr aber kann allein erfolgen in einem Bewußtsein, das dem Prinzip der Gewalt entsagt und menschliche Liebesfähigkeit als Selbstzweck betreibt, ein Bewußtsein, zu dessen Bildung die große Literatur beizutragen vermag.

Krippendorffs Bücher sind vom Fach bislang ignoriert worden – trotz Suhrkamp und der 'großen Gegenstände'. Gert Mattenklott, Star-Germanist auf internationalen Parketten, der auch einmal die Welt mit anderen Augen sah, benutzt das Forum der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, um dem politologischen Kollegen den Rat zu erteilen, erst einmal Literatur zu studieren, bevor er sich zu dieser äußere (*FAZ*, 18.7.90). Im übrigen sei das, was der Kollege zu sagen habe, sattsam bekannt. Der große Mann vergißt hinzuzufügen, wo denn das steht, was Krippendorff »mit moralischer Zufriedenheit verkündet« und in der Schlichtheit des Gedankens »selbst Proseminaristen der Politologie unterfordern dürfte«. Eine Antwort würde dem Herrn, der aus eigener Feder nicht viel zur Sache beigetragen hat, auch schwerfallen. Wo gibt es denn den 'politischen Shakespeare' im deutschen Sprachraum? In Ansätzen in der alten DDR-Anglistik, das dürfte alles sein. Zum 'politischen Goethe' gibt es sicher mehr, doch bei weitem nicht genug. Bei allem Respekt, den Krippendorff im Vorwort seines Buches den Philologen zollt, seine Goethedeutung ist eine Gegenlektüre zur Germanistik in Ost und West und insofern sicher auch eine Provokation (auf die das Fach offensichtlich nicht anders als durch Verschweigen oder hilflos-pikiert zu reagieren vermag).

Sicher ist vieles, was Krippendorff an den Texten seiner Autoren freilegt, nicht so 'neu', wie es eine originalitätssüchtige Germanistik (der es selbst an produktiven

Ideen meist mangelt) bei anderen gern hätte – vieles ist irgendwo und verstreut schon einmal gesagt. Wen wundert das aber? Und seit wann ist 'Originalität' ein Kriterium für wissenschaftliche Wahrheit oder Maßstab für den Rang einer theoretischen Einsicht? Sicher wird über viele Einzeleinsichten und -ansichten mit dem Autor zu diskutieren und notfalls auch zu streiten sein (Shakespeares Königsfiguren, so scheint mir, sind in sich differenzierter, als von Krippendorff nahegelegt; das Ende des *Faust II* läßt nach wie vor, wie ich glaube, auch positive Deutungen zu). Wie immer das Urteil im einzelnen aussehen mag, es ist Krippendorffs Verdienst, den Gesichtspunkt des Politischen als Aspekt des Literarischen erneut bewußt gemacht und in den Blickpunkt eines öffentlichen Interesses gerückt zu haben.

Thomas Metscher (Bremen)

Krippendorff, Ekkehart: Politik in Shakespeares Dramen. Historien, Römerdramen, Tragödien. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M 1992 (493 S., Ln., 68,- DM)

Mit dieser Publikation führt Krippendorff seine Untersuchung über »die historische Logik der politischen Unvernunft« fort, die er in *Staat und Krieg* (1985) begonnen hatte. Der dort definierte Staatsbegriff dient als Folie seiner Shakespeare-Interpretation, in der jedes Stück zur Parabel wird, die Auskunft über das Wesen der Politik gibt; diese wird als Ausübung, Reproduktion und Legitimation definiert. Indem Krippendorff das Theater als weltpolitische Bühne ohne Grenzen von Raum und Zeit versteht, eröffnet er ein interpretatorisches Spielfeld, in dem die Verschmelzung von Politik und Literatur die Vorstellung historischer Kontinuität der Herrschaftsgenese zu neuen, den gegenwärtigen Entwicklungen globaler Politik entsprechenden Inszenierungen herausfordert.

Militärische Gewalt, aggressive maskuline Sexualität und Lust an der Macht werden als Mittel und Zweck von Herrschaft in den Historien und Römerdramen präsentiert. In einer Spirale der Gewalt wird »politische Unvernunft« systematisch reproduziert, so daß sich die Herrschenden zunehmend ihrer individuellen Persönlichkeit durch die Konstruktion von Ersatzwirklichkeiten entfremden. Der Sturz legitimer Herrscher oder Diktatoren – Krippendorff konstruiert hier die Geschichte von *Richard II* analog zu der Dubceks, die *Heinrichs IV.* analog zu der Pinochets –, gescheiterte Moralfanatiker und Revolutionen sind gleichermaßen die Folge der »historischen Erbsünde«, d.h. des politischen Handelns als Auftakt von Gewaltherrschaften. Ebenso macht sich ein verführbares Volk durch »Entpolitisierung, durch Nicht-Information, durch Nicht-Beteiligung an der Politik und durch imperiale Wohlstandsbestechung« (290) mitschuldig. Demgegenüber plädiert Krippendorff für die Praxis des dienenden Herrschens in einem überschaubaren Umfeld, das als weibliches Prinzip schon in »*Wie die Großen mit den Menschen spielen*«. *Goethes Politik* (1988) eine Alternative zur Unvernunft der Politik verkörperte.

Der gesellschaftspolitischen Interpretation der Historien, deren Herrschaftskurse durch die Dialektik von Nationalismus und Imperialismus, von Provokation und Legitimation von Kriegen determiniert sind, folgt eine individualpsychologische Analyse der Tragödien. *Hamlet*, der radikale Machtkritiker auf der Suche nach dem idealen Philosophenstaat, demonstriert den »mißlungenen Ausstieg aus dem Ausstieg« (345). Krippendorff stellt eine kurze »Betroffenheitsanalogie« zwischen der Sinnlosigkeit des Golfkrieges und dem Krieg der Dänen her: Der Kampf um ein kleines Stück Land, »irgendwo weitab gelegen« dient als Auslöser für einen »massenmörderischen Krieg um ein Prinzip, bei dem die eingesetzten Mittel zum Selbstzweck werden« (380). Dennoch folgt Krippendorff insgesamt der deutschen Hamlet-Rezeption von Goethe bis Brecht, in der Hamlet als wahnsinniger Visionär, am

Bösen der Menschen und zermürbenden Selbstzweifeln scheiternd, idolisiert wird. Er schließt mit seiner Interpretation einen weiteren Mythos an die große Hamletmaschine an. Es drängen sich Heiner Müllers Worte aus der *Shakespeare Factory 2* (1989) auf, daß »wir bei uns nicht angekommen (sind), solange Shakespeare unsere Stücke schreibt«. Krippendorff versäumt die von Müller geforderte Arbeit an der Differenz, d.h. die Rezeptionsgeschichte Shakespeares vor allem als Ort der sexistischen und kolonialen Ideologieproduktion und die Dramen selbst als konstitutives Element der heraufdämmernden bürgerlichen Gesellschaft zu untersuchen. So kulminiert Krippendorffs Shakespeare-Apotheose im letzten Kapitel »Der Sturm: Bilanz und Umkehr«. Als literarischer und politischer Magier wird Shakespeare in der Gestalt Prosperos zum Visionär einer universellen, menschlichen Versöhnung, und Caliban, auf omnipotente Körperlichkeit reduziert, transportiert als Edler Wilder ganz im Sinne der Naturromantik des 18. Jahrhunderts die Sehnsucht nach Erlösung von zivilisatorischem Überdruß. Wird das Stück hingegen als Dokument der Kolonialgeschichte gelesen, ist es schwierig, neokoloniale Herrschaftsformen, die trotz formaler Unabhängigkeit die historische Kontinuität von Herrschaft gewährleisten, zu ignorieren.

Obwohl Krippendorff fiktive Texte als politisch und Geschichte als subjektive Herrschaftsgeschichte begreift, gelingt es ihm nicht, das konventionelle, zur Legitimation von Herrschaft dienende Wertesystem hierarchischer Oppositionen aufzulösen: männlich/weiblich, Zivilisation/Barbarei etc. Aufgrund der Verschmelzung von Wirklichkeit und Fiktion in allen Stückanalysen werden sie lediglich in ihr Gegenteil verkehrt. Daher erscheinen bei Krippendorff die weiblichen Charaktere als Opfer patriarchaler Gesellschaftsstrukturen, deren Sexualität durch männliche Macht und Eroberungswut pervertiert ist. Doch werden internalisierte Fremdbestimmung, Enteignung der Subjekthaftigkeit und Abdrängung in die Nicht-Existenz des Schweigens als zentrale Erfahrungen der Kolonisation und weiblicher Diskriminierung kaum thematisiert. Im Gegenteil, exotistisch-erotische Männerphantasien reproduzieren die stereotypen Frauenbilder der Heiligen, Hexe, Hure und Herrscherin. Im Namen des »dienenden Herrschens« werden Frauen in die Moral der Selbstlosigkeit und Immanenz, zum Leben in der »Logik der Antiliebe, des Antinarzismus« (Helene Cixous) verbannt. Es kann nicht genügen, »Shakespeare zu applaudieren«, um die Erfahrung der Geschichte in die Gestaltung der Gegenwart zu integrieren, vielmehr muß eine eigene Standortbestimmung vorgenommen werden. Denn: Shakespeares Dramen waren und sind sowohl in ihrer Entstehung als auch ihrer Rezeption Orte der ideologischen Auseinandersetzung. In diesem Sinne konstituieren und repräsentieren sie ein zum universell gültigen Menschheitsideal erhobenes, d.h. ein weißes, männliches, bürgerliches und mitteleuropäisches Selbstverständnis.

Heike Härting (Berlin)

Geitner, Ursula: Die Sprache der Verstellung. Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert. Niemeyer Verlag, Tübingen 1992 (VIII, 374 S., br., 112,- DM)

Am Anfang der Untersuchung steht eine Sichtung der »politischen« Texte der frühen Neuzeit (z.B. Baltasar Gracians *Oraculo Manual*), die diverse »kluge« Verhaltensstrategien des »Höflings« zum Gegenstand haben. Die Kunst der »Verstellung« wird hier als eines der wichtigsten Mittel zur Durchsetzung der eigenen Interessen und zur Verstärkung der Position im Machtapparat des frühneuzeitlichen Hofes konzipiert: Sie besteht in der listigen Täuschung des Dialogpartners durch Verheimlichung der eigennützigen Absichten und Vorspiegelung anderer sowie in dem

Versuch, die Intentionen des Gegenübers auszuforschen, das sich ebenfalls *dissimuliert* verhält. Es entsteht ein raffiniertes Spiel, das seinen kunstvollen Höhepunkt in gewollten Ungeschicklichkeiten bei der Verstellung findet, Ungeschicklichkeiten, die ihrerseits das Sprechen von Wahrheit indizieren sollen.

Über die »politische« Literatur hinaus verfolgt Geitner die Thematisierung der »Verstellung« in ihren Transformationen weiter bis um 1800. Sie beschreibt die steigende Skepsis gegenüber der Rhetorik als einem der Instrumente der Verstellung im Rahmen der aufklärerischen Forderungen von »Natürlichkeit«, »Ehrlichkeit« und »Offenheit« an die Teilnehmer eines Gesprächs. Weiterhin analysiert Geitner die anthropologischen Veränderungen in der Innen-Außen-Dichotomisierung, die verschiedenen Konzepte der Entlarvung des dissimulierten »Inneren« (Kardiagnostik, Temperamentenlehre, Physiognomik) und die Problematisierung des Zusammenhangs von Verstellung und Sprache (als einem prinzipiell für Lüge wie für Wahrheit gleichermaßen tauglichen Werkzeug). Schließlich werden die Konflikte um die Bewertung der Schauspielkunst dargestellt, die als »Agentur sittlicher Bildung« (43) Moral transportieren soll, deren Voraussetzung aber gerade die negativ bewertete Verstellung ist. Auf einer breiten Textbasis (vom philosophischen Traktat über Gedicht und Roman bis hin zur Enzyklopädie) gelingt der Verfasserin eine materialreich gestaltete Geschichte des Begriffs »Verstellung«. Ihre methodische Grundlage findet sie primär in historisch-semanticen Ansätzen und Untersuchungen Reinhard Kossellecks und des *Wörterbuchs der historischen Grundbegriffe*. Allerdings sieht Geitner die historische Semantik gerade in rhetorik- und sprachhistorischen Kontexten in Schwierigkeiten geraten: Die zu untersuchenden Begriffe und die Kategorien der Beschreibung würden häufig zusammenfallen, letztere seien gerade innerhalb derjenigen Transformationen des frühen 18. Jahrhunderts ausgebildet worden, die zur Beschreibung anstünden. Im Anschluß an Überlegungen Paul de Mans sei daher der Anspruch einer privilegierten Terminologie der Beobachterposition zu verabschieden (3). Der begriffsgeschichtliche Ansatz müsse durch Konzepte der »antiken und frühneuzeitlichen Rhetorik, der strukturalistischen Sprach- und der poststrukturalistischen Schrifttheorien sowie der systemtheoretischen Analysen« (4), nicht zuletzt der Intertextualitätstheorie und der Rezeptionsästhetik relativiert und ergänzt werden. Allerdings: So hohes Interesse diese prospektiven methodischen Reflexionen beanspruchen können, so wenig scheinen sie in der Untersuchung selbst eingelöst zu werden; in praxi bietet diese die Geschichte eines Begriffs nach historisch-semanticem Muster.

Eine Inkonsistenz zwischen der methodischen Einleitung und der Studie selbst gilt es auch noch in einem weiteren Punkt anzumerken. Gemäß jener soll nämlich – aus der Position der Begriffsgeschichte durchaus konsequent – der »Terminologie von Text und Kontext ... der Vorzug vor einer literarhistorischen Konvention gegeben (werden), die nach dem Verhältnis von Literatur und gesellschaftlicher Praxis fragt« (7). Der Rückgriff auf sozialhistorische Theorien und Kategorien der Literaturwissenschaft bleibt aber dennoch an vielen Stellen konstitutiv für die Argumentation: So faßt Geitner z.B. den Streit um die »dissimulatio« zwischen politischer und verstellungskritischer Literatur mehrmals als eine Konfrontation zwischen adliger Hofgesellschaft und aufstrebender bürgerlicher Intelligenz.

Ein Konzept poststrukturalistischer Ansätze bildet jedoch tatsächlich eine für die gesamte Arbeit leitende Prämisse – und hier gilt es, eine exemplarische Qualität der Studie anzuzeigen: die Ablehnung jedweder autorintentionalen Zugangsweise. Geitner verzichtet nicht bloß auf die Anwendung biographistischer Deutungsmuster, sie kann sogar historisch stringent nachweisen, inwiefern diese »stark von physiognomischen

Prämissen und Verfahren bestimmt« (275) sind. Sie kann verblüffende Parallelen zwischen dieser Theorie, die von der Gesichtskonfiguration auf psychische Dispositionen rückschließt, und der positivistisch-biographistischen Interpretation nachzeichnen, die ihrerseits Texte »mit den Gedanken und Gefühlen des Autors, seinem Charakter und seiner Individualität« (276) besetzt.

Ralf Georg Bogner (Aachen)

Grathoff, Dirk: Kleists Geheimnisse. Unbekannte Seiten einer Biographie. Westdeutscher Verlag, Opladen 1993 (176 S., br., 28,- DM)

Als Peter Staengle und Roland Reuß vor sechs Jahren ein Projekt initiierten, das heute unter dem Titel 'Brandenburger-Ausgabe' (BA) der Werke Kleists bekannt ist, spaltete sich die Kleist-Forschung. Die Bruchstelle ist vordergründig eine editionsphilologische Frage. Traditionelle Ausgaben halten sich an die Formel 'Modernisierung der Orthographie bei Wahrung des Lautstandes'. Gegen diese phonozentristische Einstellung will die BA den Kleistschen Text in einer möglichst originalen Form liefern, das Schriftsystem um 1800 wird als Ausdrucksform mit eigenem Recht begriffen. Damit aber verliert Kleist seine Qualität als zeitlos schöne Dichtung zugunsten einer Sichtweise, die die synchronen Relationen seiner Texte zu den zeitgenössischen Diskursen betont. Grathoff nun lenkt das Interesse auf die Art und Weise, wie Kleists Texte in das Freimaurertum verstrickt sind.

Auf die Namensliste der freimaurerischen Kontakte Kleists trägt der Oldenburger Literatursoziologe nacheinander ein: die Professoren Christian Ernst Wunsch und Ludwig Gottfried Madihn aus Kleists Studienzeit in Frankfurt an der Oder, den preußischen Minister für Kommerzial- und Fabrikwesen Struensee und Ludwig Brockes, der Kleist auf einer Reise nach Würzburg im Jahr 1800 begleitete, deren Zweck bis heute in der Forschung umstritten ist. In Würzburg läßt Grathoff die Fäden zunächst zusammenlaufen. Kleist und Brockes wurden im örtlichen 'Intelligenzblatt' unter falschen Namen als Klingstedt und Bernhoff registriert (51). Etwas mehr als zwei Wochen später tauchte in der Rubrik 'Angekommene Fremde' dieser Zeitung der Name Christoph Wilhelm Hufeland auf, ebenfalls ein »engagierter Freimaurer«, seines Zeichens Arzt der Logenmitglieder Wieland, Herder und Goethe (52f). Schließlich kam auch noch der Freimaurer und eigentlich im Pariser Exil lebende Girondist Graf von Schlabrendorf an – unverhofft findet sich sein Name jedenfalls in der Gästeliste eines Würzburger Gasthofs (63f). Was wohl hat der notorisch abgebrannte Kleist von solchen Beziehungen erwartet? – Vier Jahre später: der Verleger-Sohn Karl Bertuch notiert in seinem Pariser Tagebuch: »Der Schnorrer Kleist fort«. Pendelte der Dichter jetzt etwa zwischen dem Pariser Domizil Schlabrendorfs und Mainz, wo er sich bekanntermaßen beim Freimaurer und ehemaligen Jakobiner Georg Wedekind einquartiert hatte? (66, 103ff) Wie wirkten sich solche Beziehungen auf Kleists Denken aus? Grathoffs Buch bietet eine überraschende Antwort auf diese Frage. Im Jahr 1804 erschien die antinapoleonische Schrift »Der Moloch unsrer Tage und sein Hohepriester in Deutschland«. Verfasser: wahrscheinlich Schlabrendorf, Zitat daraus: »Preußen sollte ... die Franzosen entweder in einer Fehrbelliner Schlacht ... über den Rhein jagen ... oder ... einschließen und sie und Alles was zu ihnen gehört ... in einer Hermannsschlacht so völlig massacriren, daß auch nicht ein einziger Mann übrig bliebe« (120). Exakt dasselbe forderte Kleist in einem freimaurerischen Diskurstyp, dem »Katechismus der Deutschen« 1809: »die Franzosen, wo sie angetroffen werden mögen, zu erschlagen«. Aber am interessantesten ist, daß sich bei Schlabrendorf in einem Satz »die beiden letzten Dramenstoffe« finden lassen, die Kleist von 1808 bis 1811, dem Jahr seines Selbstmords, in Arbeit

hatte: die *Hermannsschlacht* und der *Prinz von Homburg*, in dem auf der Folie der Schlacht bei Fehrbellin 1675 die strategischen Fehler der Niederlage Preußens gegen Napoleons Truppen 1806 bei Jena und Auerstedt verhandelt werden (121).

Grathoff verbindet all diese Fakten zu einer spannenden Thesenfolge: Kleist versprach sich von seiner »Würzburger Reise« im Jahr 1800 eine mäzenartige Unterstützung durch Freimaurer, um sich zum aufgeklärten Populärphilosophen auszubilden. Geheimhaltung war nötig, da das »preußische Freimaureredikt« von 1798 das Beitrittsalter zu den Logen auf 25 Jahre festgesetzt hatte. Kleist, erst 23, versuchte das Gesetz durch Beitritt »im Ausland« zu umgehen. Das Projekt ist aber gescheitert. Im Gefolge seiner »Kantkrise« 1801 und der »Moderne-Erfahrung in Paris« hat sich Kleist der Kunst zugewandt. Seine »antinapoleonische Haltung« wurde vom Kreis um Schlabrendorf inspiriert (148f). Das Verhältnis Kleists zur Freimaurerei findet Grathoff ironisch gebrochen im literarischen Werk. Das läßt sich überzeugend demonstrieren durch »Kleists Behandlung von Männerbünden, die glauben, Frauen ausgrenzen zu müssen, im *Käthchen von Heilbronn*«. Das Verhör vor dem »Femgericht« in der Eingangsszene ist dem »Aufnahmeverfahren der Freimaurerei nachgebildet«, allerdings mit der »pikanten Abwandlung, daß eine Frau im Kreis der Femrichter erscheint, das Käthchen« (131). Grathoff mutmaßt, daß die Logen-Mitglieder Goethe und Iffland deswegen eine Aufführung des Ritterschauspiels strikt ablehnten. In Kleists Beleidigung des homosexuellen Iffland (»Ew. Hochwohlgeborren« hätte das Käthchen wohl »besser gefallen«, »wenn es ein Junge gewesen wäre«) schwingt aus dieser Perspektive auch eine Anspielung auf freimaurerischen Purismus mit (133). Die bekannte »Todesfurchtszene des *Prinzen von Homburg*« schließlich nimmt ein »zentrales Motiv der Freimaurerei« auf: Der Logen-Ritus der Meister-Weihe sieht vor, dem Kandidaten ein offenes Grab zu zeigen, »um die Todesfurcht zu überwinden und um mit der Wiedergeburt zum Meister die Unsterblichkeit zu erlangen«. Genauso wird Kleists Prinz von Homburg behandelt: Am Ende des Dramas wird er mit »verbundenen Augen« scheinbar zur Hinrichtung geführt und erklärt: »Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein« (140).

Grathoffs Buch kann der polarisierten Kleist-Forschung neue Impulse geben. Der Autor regt an, den Ausgaben auch Texte wie Hotelverzeichnisse und Listen von Logenmitgliedern beizufügen, aus denen Querverbindungen im Rahmen von Kleists Bekanntenkreis ersichtlich werden (149f). Die Untersuchung des Verhältnisses zwischen den Texten Kleists und der Institution Freimaurerei als Diskursgenerator ist jedenfalls noch nicht definitiv ausgeschöpft. Besonders hervorhebenswert ist die Fundstelle in der 'Moloch'-Schrift im Zusammenhang mit Wolf Kittlers umstrittener Habilitation über die *Geburt des deutschen Befreiungskriegs-Partisanen aus dem Geist der Poesie Kleists* (Freiburg 1987). Zwar hält Grathoff dessen Thesen manchmal für etwas »überstrapaziert« (149). Aber der von ihm ausgemachte Beleg unterstützt das von Kittler umrissene 'Kriegstheater' Kleists nur zu gut. Das ideologische Projekt des preußischen Patrioten, bei dem es um die Konstitution von irregulären Wald-Guerrilleros und regulären Feldschlacht-Killern gegen die französische Besatzungsmacht in Deutschland geht, steht in einem Analogieverhältnis zum strategischen Vorschlag in der von Grathoff ausgemachten Quelle. Die Partisanen in Kleists Hermannsschlacht planen, »im Morast des Teutoburger Walds, / Die ganze giftige Brut der Hölle zu vertilgen«, und am Ende des Prinzen von Homburg fordert die deutsche Soldateska Revanche für Jena und Auerstedt: »In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!«

Thomas Schwarz (Berlin)

Kunst- und Kulturwissenschaft

Mayne, Judith: *Cinema and Spectatorship*. Routledge, London, New York 1993 (187 S., br., 10,99 £)

Die amerikanische Filmwissenschaftlerin setzt sich mit einem der komplexesten und problematischsten Themen der zeitgenössischen Filmtheorie auseinander: dem Verhältnis zwischen dem Kino und den ZuschauerInnen. Der wechselhaften Reflexionsgeschichte dieses Themas konsequent nachspürend, steckt Mayne im ersten Teil ihrer Studie das historische Spektrum an Rezeptionsmodellen ab. Von der Diskussion in den siebziger Jahren dominierenden semiotischen Differenzierung zwischen »cinematic subject« und »actual film viewer« über die ideologiekritischen »Apparattheorien« bis hin zu den psychoanalytischen Blick- und Narrationsanalysen der frühen feministischen Filmtheorie greift sie die wesentlichsten Begriffe und Argumentationslinien auf, um sie zugleich einer eingehenden Revision zu unterziehen. Die Ideologien von Filmproduktion und -rezeption, die Diskursivität der soziokulturellen Subjektpositionen und die Phänomenologie des kinospezifischen Begehrens bilden die Konzentrationspunkte einer detaillierten Kritik an den deterministischen und universalisierenden Tendenzen, die die Kino- bzw. ZuschauerInnentheorie bis heute bestimmen. Mit entsprechendem Nachdruck verwehrt sich Mayne sowohl gegen die übertriebene, zuweilen geradezu fetischistische Verallgemeinerung der psychoanalytischen Filmtheorie zum zentralen Schlüssel des Kinoverständnisses als auch gegen die semiotische Fixierung auf eine reine Textanalyse. Den Reduktionismus einer durch die Textform geprägten Rezeptionsanalyse, die »blinde« Metaphorik und den Essentialismus klassischer Filmtheorien (wie Metz' »Spiegel«-Relation zwischen Leinwand und Publikum, Baudry's Institutionenparadigma oder der an Lacan und Althusser geschulten Subjektkonstruktion der englischen *Screen*-AutorInnen) und die monolithische Konstruktion eines homogenen (d.h. klassen-, ethnien- und geschlechtsspezifisch indifferenten Kinopublikums gleichermaßen verwerfend, beharrt Mayne immer wieder auf der realen Vielfalt der die kinematographischen Schau- und Reflexionsluste bestimmenden Faktoren. »Spectatorship« beschränkt sich eben, so Mayne, nicht auf das bloße Sehen eines Films. Der immer wieder neue, im wahrsten Sinne des Wortes einzigartige gesellschaftliche Kontext der Filmbeachtung spielt für das tatsächliche Kinoerlebnis vielmehr eine ebenso bedeutsame Rolle wie die Transtextualität, welche das Kino mit den anderen Künsten, mit der Kinoindustrie (von den Klatschspalten der Regenbogenpresse über diverse Fernseh- und Zeitschriftenberichte bis hin zur Modebranche) und mit dem individuellen Arbeits- und Freizeitalltag gleichermaßen verbindet. Statt dichotomisch zwischen idealen bzw. imaginierten Subjekten und »realen« ZuschauerInnen, unbewußter Identifikation und selbstbewußter Identität, psychischen und politischen Mechanismen zu trennen, schlägt Mayne eine intermediale und interdisziplinäre Publikumsanalyse vor, die den vielfältigen Differenzen des sociosymbolischen Ereignisses Kino ausreichend Raum gibt. Die Alternativen einer kognitiven (Bordwell, Carroll, Branigan), ethnographischen (Austin, Radway), historiographischen (Elsaesser, Rosen) und feministischen (De Lauretis, Bergstrom, Doane) ZuschauerInnentheorie unterstreichen die Flexibilität der das Filmerleben prägenden Positionen und Effekte.

Die Problematik einer die vielfältigen Ebenen und Spannungsfelder gewahr werdenden Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Kino und Publikum läßt sich freilich auch in den von Mayne im zweiten Teil ihres Buches vorgelegten exemplarischen Analysen aufspüren. Ihre Auseinandersetzung mit Albert Lewins *The Picture of Dorian Gray* bleibt letztlich selbst sehr textbezogen; die am Beispiel von Bette

Davis vor Augen geführte intermediale Kontextualisierung des »Star-Gazing« relativ vage und in seiner Bedeutung für das reale Kinoerlebnis un schlüssig. Doch auch wenn diese Versuche einer »anderen« Filmrezeptionstheorie gerade in ihrer spekulativen Abstraktheit den allgemeinen Mangel an einer differenzierten empirischen Publikumsforschung nur um so deutlicher machen, scheinen sie mir ebenso wichtige Impulse zu enthalten wie Maynes Beschäftigung mit den ethniespezifischen Aspekten des Kinoerlebens oder dem vor allem auf schwule und lesbische Lesarten konzentrierten Begriff eines »kritischen« Publikums: Wichtige Impulse für eine anti-essentialistische, auf Vielfalt und Differenz beharrende Filmtheorie, die Maynes Studie eine weit über den systematischen Überblick hinausgehende wegweisende Funktion zukommen läßt.

Siegfried Kaltenecker (Wien)

Smith, Paul: Clint Eastwood. A Cultural Production. UCL Press, London 1993 (xvii + 292 S., Ln., 30,- £; br., 12,95 £)

»Go ahead, make my day«: Mit dem knallharten Pathos einer durch Schußwechsel entschiedenen Männermoral richtet der rassistische Law-and-Order-Cop Harry Callahan seiner 44er Magnum auf den verletzten, am Boden liegenden Farbigen. Seit 1971 ist das Image Clint Eastwoods in dieser lakonischen Ikone erstarrt. Ein roter Faden der Untersuchung ist die im Lauf der Jahrzehnte zu beobachtende Evolution dieser Figur bei konstant bleibenden Grundzügen – noch vor der brillanten, wider besseres Wollen (vgl. xiii) jedoch rein akademischen, den Unterhaltungsaspekt von Eastwoods Filmen ausblendenden Analyse rassistischer und sexistischer, aber auch homosexueller Subtexte. Als archetypischer Eastwood-Charakter gilt dem Verfasser der monolithische Macho mit karger Mimik. Dieses gleichbleibende Merkmal erlaubt Smiths Annahme einer Kontinuität der Figur auch beim Gattungswechsel. Die zwischen 1964 und 1966 entstandenen Italowestern *Für eine Handvoll Dollars*, *Für ein paar Dollars mehr* und *Zwei glorreiche Halunken* werden so mit den Copfilmen der siebziger Jahre in eine Reihe gebracht. Die Entwicklung verläuft folgendermaßen: In den Western führt der Eastwood-Charakter Reparaturen an der jungen, noch expandierenden amerikanischen Demokratie durch (vgl. 15), deren Machtbereich er mit dem Ritt in den Sonnenuntergang am Ende wieder verläßt, in den Copfilmen agiert er als Elefant im Porzellanladen Zivilgesellschaft, die um den Schutz des fanatischen Vollstreckers längst nicht mehr bittet. – Diese Evolution ist nicht allein Resultat einzelner Regisseure und Schauspieler, sondern der Institution Hollywood und ihrer Verwertungsmedien einerseits und der Gattungsgesetze andererseits. Beide »diskursiven Formationen konstituieren Gültigkeit und Möglichkeiten – die Freiheiten und Bedingtheiten – jeder einzelnen Äußerung 'Eastwoods'« (xiv). Der Autor beschränkt sich daher nicht auf konventionelle Werkanalysen, sondern stellt die Filme in ihre ökonomischen und sozialgeschichtlichen Kontexte. Ein eigenes Kapitel beschreibt Eastwoods 1968 gegründete Produktionsfirma Malpaso in ihrer »Dialektik von Abhängigkeit und Überlegenheit« (66) in Hollywood. Den aufwendigen Projekten der großen Produktionsfirmen kann Malpaso sich infolge ihrer Low-Budget-Produktion überlegen fühlen, abhängig bleibt sie, weil jene ihre Waren verteilen. Malpaso verkörpert einen zentralen Widerspruch Hollywoods: »Die antikapitalistischen Erzählungen der typischen Western ... haben stets eine Ideologie gezeigt, die vorgeblich nicht mit der kapitalistischen Ideologie der Institution übereinstimmt, die sie produziert.« (Ebd.) Ein »thematisches Paradigma« Hollywoods sei das Eröffnen der Möglichkeit, unvereinbare Positionen wie diese miteinander zu versöhnen. Smith geht es darum, die kalifornische Traumfabrik als kulturelles Imaginäres in eine Relation zum politischen Diskurs der USA zu bringen (vgl. xi).

Produktionsästhetisch finden Konstruktion, Zirkulation und Austausch von Bedeutungen über Wiederholung und Weiterentwicklung der standardisierten Formeln und Codes einer Gattung statt. Fungiert der Western als narrative Allegorisierung amerikanischer Geschichte, so ging in Hollywood bis in die fünfziger Jahre »die soziale Organisation des amerikanischen Westens idealiter keine Verbindung mit autochthonen Kulturen ein, sondern einzig und allein mit einem liberalen, nordeuropäischen Paradigma bürgerlichen Lebens« (8). Diesem protestantischen Geist stellt der Italiener Sergio Leone den Katholizismus entgegen, indem er seine Trilogie im hispanischen Südwesten der USA ansiedelt. Er definiert »das 'Andere' dieser anglo-amerikanischen Kultur neu, wenn anstelle der Indianer die gewachsene hispanische Kultur zur in Wettstreit tretenden Kraft wird« (9). Smith demonstriert anlässlich der Kontroverse um eine Ausstellung des Smithsonian Institute in Washington 1991, wie die kolonialistischen Wurzeln des *frontier*-Mythos der Kritik unterzogen wurden und der Western durch Interventionen wie die Leones seine ideologische Funktion als »einzige Legitimationserzählung gemeinschaftlichen Lebens, die die Vergangenheit als ruhmreiches und fixiertes Erbe beschreibt« (57), verlor. Eastwood komponierte der Gattung einen doppelten Schwanengesang: In *Pale Rider* (1985) findet eine Apotheose des Revolverhelden statt, wenn die Verse der Johannes-Offenbarung im Vorspann einen apokalyptischen Reiter heraufbeschwören, dem noch ein letzter Winter vergönnt ist, um an seinen Mördern Rache zu nehmen, in *Erbarmungslos* (1992) wird der Pistolero durch das unmotivierte Ausmaß seiner Brutalität destruiert: Wer erst im dritten Anlauf in den Sattel kommt, aber Leute auf dem Klo erschießt, der fährt als Identifikationsfigur in die Grube. Smiths Konzepte verlieren leider an Subtilität, je näher er der Gegenwart kommt: Diskutiert er aus Anlaß der Filme der siebziger Jahre einen differenzierten Gewaltbegriff, so verurteilt er *Erbarmungslos* leichtfertig seiner Roheit wegen.

Der Copfilm übernimmt die vakante Funktion politischer Identitätserüchtigung. Nach dem Rückzug aus Vietnam zog sich auch Amerikas Imaginäres auf die Innenpolitik zurück. 1971, als der Truppenabzug in vollem Gang war, kam *Dirty Harry* in die Kinos. Amerikas Öffentlichkeit reagierte zwiespältig: Die Liberalen waren entsetzt, weil der Film Gewalt provoziere, die Konservativen akklamierten ihn, da sie – nach der Stärkung der Rechte Angeklagter durch das Miranda-Urteil von 1966 – in Callahans Vorgehen die Zurückweisung 'ultraliberaler' Polizeimethoden sahen. Auch für Smith bereitet der Extremismus der *Dirty-Harry*-Filme den Rechtsruck unter Reagan und Bush vor, was angesichts von Eastwoods späteren Propagandafilmen *Firefox* (1982) und *Heartbreak Ridge* (1986) einleuchtet: Laut Smith wurde das SDI-Projekt u.a. von *Firefox* inspiriert (20); bei dieser Diskussion der Verknüpfung von Politik und Filmproduktion ist weniger als in anderen Kapiteln zu verschmerzen, daß ein Großteil der von Smith angegebenen Film-Entstehungsdaten falsch ist). »Die 1980er werden zu der Phase, in der nach über zehn Jahren die symbolisch traumatisierten und geschwächten amerikanischen Truppen aus ihrer Post-Vietnam-Zurückgezogenheit zurückgerufen werden und wieder zu dienen beginnen. In diesem Sinn bereitet ... *Firefox* einer bestimmten Absicht den Boden ...: der Absicht der Rechten, die Erinnerung an Vietnam auszulöschen, indem man erneut in den Kampf zieht, diesmal jedoch gewinnt.« (199) Dieser Aspekt wäre über den Gegenstandsbereich der Untersuchung hinaus zur Kehrtwende von *Die zweite Chance* (1993) zu verfolgen. Die alten republikanischen Präsidenten sind durch den jungen Demokraten Clinton abgelöst worden, gleichzeitig beschützt die alt gewordene *Filmfigur* Eastwoods noch einmal den jungen Demokraten Kennedy, mit dem Clinton symbolisch zur Deckung gebracht wird, wodurch der *Schauspieler* Eastwood eine

zweite Chance erhält, in den neunziger Jahren Identifikationsfigur des *American Dream* zu bleiben: Clint hält zu Clinton. Ulrich Blumenbach (Berlin)

Erziehungswissenschaft

Kersting, Christa: Die Genese der Pädagogik im 18. Jahrhundert. Campes »Allgemeine Revision« im Kontext der neuzeitlichen Wissenschaft. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1993 (430 S., br., 68,- DM)

Die gängige Verortung des Philanthropismus findet im Rahmen der Aufklärung statt: An deren Grenzen, der Vereinigung von individuellem Glück und gesellschaftlicher Brauchbarkeit auf der Basis der Entfaltung einer natürlichen Vernunft durch pädagogische Leitung, gescheitert zu sein, scheint diese Verortung sich als historische Sackgasse auszuweisen. Kersting thematisiert in ihrer Arbeit dieses Verhältnis von Aufklärung, personaler Bildung und gesellschaftlichen Verhältnissen nur implizit; ihr Ansatzpunkt ist eher als Versuch einer disziplininternen Rehabilitierung des philanthropischen Ansatzes zu begreifen. Dieses Ziel verfolgt sie auf zwei Wegen: zum einen, indem sie den Philanthropismus als »vorparadigmatische Phase der Pädagogik vor der Pädagogik der Systeme« (10) darstellt, und zum zweiten, indem sie innerhalb des philanthropischen Lagers Ansatzpunkte für den Übergang zum Neuhumanismus angibt.

Der Nachweis des vorparadigmatischen Charakters der Disziplin wird dabei nicht inhaltlich geführt, etwa über die Uneinheitlichkeit des Ansatzes, das Fehlen eines klar umgrenzten Problembestandes oder die nur anderen Wissenschaften geschuldete Zugriffsweise, sondern wissenschaftssoziologisch. Danach bestand das (den Philanthropen selbst bewußte) Problem darin, auf außeruniversitärem Wege den gesellschaftlichen Bedarf einer pädagogischen Wissenschaft deutlich zu machen. Es ging darum, »wie im methodischen und wissenschaftstheoretischen Zusammenhang der Aufklärung eine pädagogische Disziplin begründet werden sollte« (27). Die Autorin unterscheidet zwei Anlaufphasen in dieser Bemühung, die durch die Namen Basedow und Campe markiert werden. In beiden Fällen bietet das Organisationsmodell der 'Gelehrten Gesellschaft' den Ausgangspunkt. Die am Allgemeinwohl ausgerichtete Orientierung dieser Gesellschaften, deren Gelehrte sich nur der Vernunft verpflichtet fühlten und ihre selbstgestellte Aufgabe in einem Prozeß demokratischer Diskussion zu bewältigen versuchten, wurde von Basedow auf Grund der politischen Situation noch in den Dienst patriotischer Bewältigung diagnostizierter Erziehungsprobleme gestellt. Die finanzielle Absicherung des Projekts (Pränumeration und Subskription des 'Elementarwerks') wurde über die Unterstützung des Adels angestrebt – um den Preis des praktischen Erfolgszwangs unter Verzicht auf theoretische Kritik (51/56). Nachdem der Versuch einer universitären Etablierung der pädagogischen Disziplin (Trapp in Halle) gescheitert war, wurde mit Campes Gründung der 'Gesellschaft praktischer Erzieher' und dem Programm eines 'Allgemeinen Revisionswerks' ein zweiter Versuch unternommen, »die Professionalisierung, Verwissenschaftlichung und Verfächlichung der Pädagogik zu betreiben« (71). Die finanzielle Absicherung erfolgte wiederum über das Verfahren der Pränumeration und Subskription. Zielgruppe war diesmal die aufgeklärte Öffentlichkeit (100ff).

Die Etablierung der pädagogischen Wissenschaft tritt damit in eine literarisch-öffentliche Phase, bleibt aber organisatorisch an den Typus der 'Gelehrten Gesellschaft' gebunden. Die Erstfassung der Beiträge zum Revisionswerk (im engeren Campe-Kreis entstanden) wurden von den Mitgliedern diskutiert und anschließend

den Autoren zur Überarbeitung zurückgegeben (79f). Eine breitere Öffnung der Diskussion wurde durch die Kommentare zu den Artikeln hergestellt. Orientiert am Lebenslauf eines durchschnittlichen männlichen Bürgerkindes wurde ein anthropologisch-psychologisch fundiertes Erziehungskonzept angestrebt, das eine Institutionalisierung von Erziehung und Unterricht von frühester Kindheit an begründen sollte (88).

Läßt sich auf der Ebene der Wissenschaftsorganisation die These einer vorparadigmatischen Phase der Pädagogik plausibel machen, so wird dies auf einer materiellen Ebene der Theoriebildung erheblich schwieriger. Kersting unterscheidet drei theoretische Strömungen im Revisionswerk: eine mechanisch-rationalistische (im Anschluß an Locke und Condillac; 142ff), eine psychologisch-anthropologische (im Anschluß an eine erneute Leibniz-Rezeption; 161ff) und eine ästhetisch-humanistische, die sich an der Vervollkommnung des Individuums auf der Basis einer allgemeinen Menschennatur orientiert. Diese Theoriestrategie, die auf die Ästhetik Baumgartens und Resewitz' zurückgreift und den Übergang zum Neuhumanismus markiert, vertritt Stuve im Revisionswerk (Kap. 3).

Warum diese drei Perspektiven vorparadigmatisch sein sollen und nicht selbst als paradigmatische Ausformungen von Referenztheorien im pädagogischen Bereich verstanden werden können, ist nicht einsichtig. Zwar erlaubt die dritte Position eine Kontinuitätsannahme zum Neuhumanismus, die sie als Vorläufer begreifbar macht, aber das Paradigma-Konzept arbeitet ja gerade mit der Vorstellung eines theoretischen Bruchs. Die These einer vorparadigmatischen Phase zu begründen, reichen auch die Verweise auf Methoden (die Orientierung am induktiven Modell Bacons oder experimentelle Vorschläge; 168ff) nicht aus: Hier hätten auch die 'großen Systeme' Schwierigkeiten, ihre paradigmatische Bedeutung nachzuweisen. Die Konzentration auf die Paradigmafrage führt so nur dazu, daß (bis auf die Darstellung Stuves) der gesellschaftlich und pädagogisch definierte Problemkontext und seine theoretischen Lösungsmuster als solche nicht hinreichend berücksichtigt werden.

Neben der 'Bildung der Frauen zu Müttern und Erzieherinnen' (Kap. 4) thematisiert die Autorin im 5. Kapitel die 'Erziehung der Mädchen'. Der Beitrag der Philanthropen wird in einer kritischen Wendung gegen die utopischen Momente im Frauenbild Rousseaus gesehen. Wurde bei diesem die Frau zum Opfer ihrer utopischen Funktion, im entfremdeten Leben eine »Welt des schönen Scheins zu errichten« (356), mußte ihre Autonomisierung der Vernunft der Unterordnung unter die soziale Wirklichkeit geopfert werden, um eine Perspektive auf die Besserung der gesellschaftlichen Verhältnisse zu bewahren. Die Philanthropen gingen zwar von der gleichen Vernunftausstattung beider Geschlechter aus, beschränkten aber die Bildungsperspektiven von Frauen durch den Hinweis auf ihren späteren Wirkungskreis (380ff) und kodifizierten so ein Geschlechtsrollenverständnis, das die unvollständige Bildung der Frauen rechtfertigte. Auch hier lassen sich Kontinuitäten (zur Klassik und Romantik) feststellen, die eine Beurteilung des philanthropischen Ansatzes als vorparadigmatisch problematisch erscheinen lassen. Alfred Schäfer (Köln)

Müller-Rolli, Sebastian: Der höhere Lehrerstand im 19. Jahrhundert. Der Gründungsprozeß des Philologenverbandes. Böhlau Verlag, Köln, Weimar, Wien 1992 (446 S., br., 74,- DM)

Das Buch entstand im Anschluß an ein DFG-Projekt (1978-1982) über die Geschichte der Lehrerorganisationen in Preußen. Mit spezifizierter Fragestellung, die der Ausprägung von Berufsorganisationen in ihrem Verhältnis zur Professionalisierung des höheren Lehrstandes galt, legte der Autor 1984 seine Habilitationsschrift vor, die hier in überarbeiteter Form erscheint.

Bei bewußtem Verzicht auf die Untersuchung der Organisationen von Lehrern auf der regionalen und lokalen Ebene ist die Darlegung mehr auf die großen Strukturzusammenhänge gerichtet. Gegenstand sind die überregionalen Lehrerorganisationen, deren Leistungen für die Mitglieder und den Berufsstand der akademisch gebildeten Lehrer (2).

Müller-Rolli gliedert seine verbandssoziologisch orientierte Untersuchung in zwei Teile: Im ersten werden die Rahmenbedingungen der Berufsentwicklung, im zweiten die Vereine der akademisch gebildeten Lehrer dargestellt. Nach Erläuterungen zur rechtlichen Situation und zu gesetzgeberischen Versuchen der Normierung des Berufsstandes geht er besonders auf die Geschichte der Staatsprüfungen für das Höhere Lehramt ein. Diese Zusammenstellung ist nicht nur informativ, sondern liest sich vor dem Hintergrund der permanent und aktuell geführten Debatten um Studiengänge von Lehrern, Prüfungsordnungen und Berechtigungen spannend. Die Frage nach der Definition von Berufswissen für akademisch gebildete Lehrer war und ist nicht nur auf der Ebene der Ausbildungsgänge von großem Interesse, sondern auch in ihren Bezügen zum beruflichen Selbstverständnis. Das Kapitel 3 behandelt die Staatsprüfung als Determinante der Berufslaufbahn und zeigt u. a., daß zwar von offizieller Seite Pädagogik als zentrale Berufswissenschaft immer stärker betont, nicht aber gleichermaßen in den Prüfungsordnungen berücksichtigt wurde. Auf die berufliche Selbstreflexion akademisch gebildeter Lehrer hatte diese Betonung kaum Einfluß: »Die berufliche Selbstdeutung blieb bis 1917 fachwissenschaftlich und schultypenspezifisch orientiert« (69). Mit zunehmenden Normierungen des Berechtigungswesens im 19. Jahrhundert werden gleichzeitig Mannigfaltigkeiten der Ausbildung zugelassen, die »eines inneren Bezugspunktes entbehren« (74). Problematisch ist die These vom »Verlust« jenes »inneren Bezugspunktes« akademischer Ausbildung, der sich am schärfsten in der Festschreibung der Zweiphasigkeit der Lehrerausbildung zeige. »Verlust« aber würde bedeuten, daß vor dieser Entscheidung ein »innerer Bezugspunkt« vorhanden gewesen wäre, und das ist nach eigener Darlegung des Autors eher zweifelhaft.

Nach einer hilfreichen tabellarischen Zusammenstellung von Inhalten und Zertifikaten des Examens pro facultate docendi von 1810 über alle fünf Änderungen bis 1917 widmet sich die Arbeit dem pädagogischen Element der Lehrerausbildung. Im Sinne von Fallbeispielen werden das philosophische Seminar von F.A. Wolf in Halle und das Berliner Gymnasiallehrerseminar von Fr. Gedike vorgestellt, in denen die Kontroversen um die Begründung von Berufswissen des Lehrerstandes (Altertumswissenschaft vs. Pädagogik) klassisch angelegt sind. Schließlich führte die Auseinandersetzung in bezug auf die Pädagogik dazu, daß der Status des pädagogischen Wissens zweideutig blieb, als unterrichtliche Kunstlehre oder als Wissenschaft verstanden werden konnte. Für die Herausbildung und Tradierung eines impliziten Berufsverständnisses war bei aller internen Kritik offenbar das Probejahr von entscheidender Bedeutung, ließ sich doch hier die berufliche Selbstdeutung auf der Grundlage der eigenen Schulpraxis sehr viel individueller auf Erfahrungswissen gründen. Wie der Staat schließlich eigens und ohne Mitwirkung der Klientel für die Verbesserung des materiellen Status der akademisch gebildeten Lehrer sorgte, die Lehrer so auch enger an sich band, zeigt das Schlußkapitel des ersten Teils, das die Entwicklung als »paradox« zusammenfaßt: »in dem Maße, wie der Lehrerstand an innerer Geschlossenheit zunahm, verlor er nach außen hin an Autonomie« (132).

Die Darstellung der Vereinsentwicklung folgt zum einen dem chronologischen Entwicklungsgang, der mit drei Phasen gekennzeichnet ist (Phase der Systementwürfe im Vormärz, Systemkonsolidierung um 1870, Systemausbau um 1900),

zum anderen der vorgestellten Vereins-Typologie (überregionale Lehrerkonferenzen und Versammlungen von Lehrern einzelner Schultypen, statusbezogene und wissenschaftlich orientierte Vereine). In den Kapiteln 8 und 9 geht es um Verläufe der Vorstandsrekutierung und der Mitgliederentwicklung. Müller-Rolli kommt zu dem interessanten Ergebnis, daß bei aller Verschiedenheit der Zielsetzungen der Vereine nahezu ein und dasselbe Grundmuster der Vorstandsrekutierung und der Dauer der Vorstandstätigkeit vorherrschte. Darüber hinaus stellt er Verselbständigungsprozesse der Vorstände und Abschließungstendenzen gegenüber den Mitgliedern fest, »ohne daß dies zu innerverbandlichen Spannungen führt« (218). Die inhaltlichen Analysen beziehen sich auf die Ausbildungs-, Schul- und Besoldungspolitik. Der Autor präsentiert eine Fülle von Informationen, u.a. zu den Versammlungen des Vereins norddeutscher Schulmänner, den Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner, den Realschullehrerversammlungen, dem Verein für wissenschaftliche Pädagogik, den Direktorenkonferenzen und zu den eigentlichen Standesorganisationen, den Provinzialvereinen. Zum Glück hat man immer die Möglichkeit, in die Genealogie der Lehrerorganisationen zu schauen (12-15), sonst verlöre man trotz aller Strukturierung leicht die Übersicht. Für die Direktorenkonferenzen wurde der Versuch unternommen, über die Klassifikation von Themen im Zeitraum von 1860-1900 Entwicklungstrends abzuleiten. Als langfristiger Trend wird bei sinkender Zahl der Themen eine stärkere »Praxisorientierung« herausgearbeitet, was wegen der Intransparenz der Zuordnung von Themen zu den Themengruppen und des begrifflich nicht fixierten Terminus »Praxis« leider nicht detailliert nachvollzogen werden kann. In den Kapiteln zu speziellen politischen Einflusfeldern werden die Positionen einzelner Konferenzen und Personen ausführlich benannt, allein: es fehlt die Zusammenführung. Für Erziehungshistorikerinnen und -historiker ist diese erstmalige Zusammenschau der Organisationsprozesse akademisch gebildeter Lehrer sicher eine wichtige Basis zu weiteren verbandsoziologischen Untersuchungen. Das eigentliche Verbindungsstück zur schließlichen Gründung des Philologenverbandes muß aber noch hergestellt werden.

Heidmarie Kühn (Berlin)

Hohlfeld, Brigitte: Die Neulehrer in der SBZ/DDR 1945 bis 1953. Ihre Rolle bei der Umgestaltung von Gesellschaft und Staat. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1992 (460 S., br., 88,- DM)

Als Mitte 1953 ein sechssemestriges Studium an »Instituten für Lehrerbildung« für ausnahmslos alle Unterstufenlehrer an allgemeinbildenden Schulen verbindlich vorgeschrieben wurde, hatte einer der wichtigsten Abschnitte der DDR-Schulgeschichte seinen Abschluß gefunden. Bis dahin waren rund 50000 meist jüngere Menschen mit höchst unterschiedlichen persönlichen Voraussetzungen im Schnellverfahren zu sogenannten »Neulehrern« ausgebildet worden. Durch diesen »Notbehelf« sollte Ersatz für entlassene NSDAP-Mitglieder und ein Gegengewicht zu den konservativen Alt-Lehrern geschaffen werden. Anfangs wurden sie in achtwöchigen, dann in achtmonatigen und ab Herbst 1946 in einjährigen Kursen auf ihre Lehrtätigkeit vorbereitet. Diese »Schulamtsbewerber« machten 1950 immerhin 80 Prozent der gesamten Lehrerschaft aus. Sie waren Teil einer gesellschaftspolitischen Weichenstellung, die zur »Herausbildung einer neuen«, in ihrer sozialen und politischen Zusammensetzung veränderten »Intelligenz« führen sollte.

Materialreich hat Hohlfeld die Konturen der institutionellen Entwicklung der Neulehrerausbildung, ihrer jeweiligen politischen Rahmenbedingungen sowie ihrer materiellen Lebensverhältnisse nachgezeichnet. Die Quellen dieser 1989 abgeschlossenen Dissertation sind dem Archiv des »Ostbüros« der SPD und der »Friedrich-

Naumann-Stiftung« sowie dem »Staats-« und dem »Stadtarchiv Dresden«, in geringem Umfang auch dem ehemaligen »Zentralen Parteiarchiv« der SED entnommen. Auf Grund damaliger Zugangsbeschränkungen stützt sich die Autorin in weiten Teilen auf die Auswertung pädagogischer Fachzeitschriften und einschlägiger Dissertationen aus der DDR. Da letztere als Quellen durchaus ergiebig sind, sofern man sie »gegen den Strich« liest, sind die Ergebnisse trotz der heute neu verfügbaren Archivbestände keineswegs »überholt«. Mit überraschenden Befunden hat die Autorin freilich nur an wenigen Stellen aufzuwarten.

Während einer ersten Phase der »Improvisation« in einer »staatsrechtlichen Grauzone« werden ausgearbeitete Pläne für ein »sozialistisches Zukunftsmodell Schule« weder bei der KPD noch bei der Besatzungsmacht (SMAD) erkennbar. Es dominieren die den Prinzipien der Reformpädagogik verpflichteten Bildungsfachleute aus der SPD. Neben der »antifaschistischen« Haltung bleibt die schulische Vorbildung das wichtigste Kriterium für die Auswahl der Bewerber. In der zweiten Phase (1946–47) treten die zuvor noch unscharfen politischen Konturen des »Volkslehrers« als gesellschaftlicher »Multifunktionär« schärfer hervor. Für die »neuen« Neulehrer« wird die Einheitlichkeit von fachlicher und politischer Ausbildung festgeschrieben. 50 Prozent der Absolventen des Schuljahres 1946/47 sind bereits Mitglied der SED, 15 Prozent der sogenannten Blockparteien. Allerdings bleibt die Zahl der Lehrgangabsolventen weit hinter den Zielvorgaben zurück. Zwischen 1947 und 1950, der dritten Phase, gelingt der SED im Schulsektor der Durchbruch: Die Schulverwaltung wird grundlegend umstrukturiert und ihre Organe mit »Aktivisten« besetzt. Die vorwiegend sozialdemokratisch orientierten »Schulräte« stehen damit zur Disposition; die Schulhoheit der Länder wird faktisch ausgehöhlt. An die Stelle der Reformpädagogik soll die Sowjetpädagogik treten, nachdem sich die Ausbildung der Lehrer als fachlich und methodisch unzureichend erwiesen hat. Nach 1950 (Phase IV), als mit der Neulehrerausbildung eigentlich Schluß sein sollte, beginnt angesichts der dramatischen Abwanderung von Lehrern in andere Berufe oder in den Westen eine verdeckte »Fortsetzung der Neulehrerkurse mit anderen Mitteln« (418). Nun werden 16jährige Absolventen der achten Klasse zu Unterstufenlehrern ausgebildet.

Daß die Neulehrer« massenhaft den Schuldienst quittierten, hatte seine Gründe: Sie blieben materiell wesentlich schlechter gestellt als die Kollegen mit traditioneller Ausbildung und von diesen als »Notlösung« nicht ernst genommen. Auftragsgemäß als »Hansdampf« für alle tagespolitischen Fragen zuständig, waren Wochenarbeitszeiten von 70 bis 80 Stunden offenbar keine Seltenheit. Mangels Dozenten und Lehrmitteln war die vorgesehene systematische Weiterbildung kaum zu realisieren. Hinzu kam eine Schulkonzeption der SED, »die man richtiger als ständig auf andere Weise überfrachteten Forderungskatalog bezeichnen muß« (421), dem sich die Neulehrer anzupassen hatten. Schließlich begegnete ihnen auch noch die Bevölkerung, vor allem auf dem Lande, wo sie als Agenten der Bodenreform angesehen wurden, mit massiver Ablehnung.

Hohlfelds Schilderungen des Neulehreralltags sind zuweilen erschütternde Zeugnisse: Während der Neulehrer ohne eigenes Bett zwischen Schulbänken und herunterrieselndem Kalk nächtigt, hält der längst entlassene Nazilehrer mit Billigung des Bürgermeisters die Dienstwohnung besetzt (158). Üblicherweise auf dem Wege des sogenannten »Reih-um-Essens« beköstigt, erwartet den hungrigen Neulehrer bei der Bauernfamilie statt dem Mahl ein von der Leine gelassener Hund. Lehrerinnen müssen im Schichtdienst unterrichten, weil sie sich nur so gegenseitig ihr einziges Paar Schuhe ausleihen können (159). Fast jeder zweite Neulehrer hatte bis 1953 die Schule

wieder verlassen (343, 418) und riß eine neue Lücke im ohnehin knappen Lehrkörper. Über die dabei stattfindende Selektion spekuliert Hohlfeld dann eher schlecht als recht, wenn sie behauptet, daß jene im Schuldienst verblieben, bei denen »offensiv vorgetragene politische Gesinnung nur allzu oft mit intellektuellen und psychischen Defiziten korrespondierte« (418).

Überzeugend revidiert hat Hohlfeld die bisher allgemein geteilte Auffassung, daß die Entnazifizierung bei den Lehrern (70 % NSDAP) in der SBZ anders als z.B. bei den Ärzten »konsequent« durchgeführt worden sei. Auch hier war der Prozeß stärker von pragmatischen Überlegungen geprägt als bisher angenommen. Hohlfelds Bilanz ist niederschmetternd: Der angestrebte »Umwandlungsprozeß« der Lehrerschaft habe angesichts der Massenfluktuation gar nicht stattfinden können. Fatal war die Strategie, »das Unzulängliche mit einer je weiteren Adaption sowjetischer Schulverhältnisse zu verbessern«. In einem Land, in dem die Hochschulbildung auch für Volksschullehrer längst auf der Tagesordnung gestanden hatte, wurden Maßnahmen eingeführt, die in der Sowjetunion der Alphabetisierung dienten. Letztlich habe sich die Neulehrerausbildung doch »als Einstieg in eine minderwertige Elementarausbildung« (414) erwiesen. So begründet dieses Urteil sein mag, war es doch methodisch vorprogrammiert. Da Hohlfeld die damaligen politischen Parolen (»Propagandist des Fortschritts«) wörtlich nimmt, kommt sie zu grotesken Verzerrungen: Was nie mehr als ein Notprogramm sein konnte, will sie auf die Bildung »neuer Eliten« (12) hin prüfen. Hier offenbart sich einmal mehr das Dilemma traditioneller DDR-Forschung, die sich daran macht, »immanent« die Differenz zwischen Anspruch und Wirklichkeit genau zu vermessen. Heraus kommt, was heraus kommen muß: Die ursprünglich von einem breiten antifaschistischen Konsens getragenen Konzeptionen geraten unter Stalinisierungsdruck und werden im Zick-Zack-Kurs zwischen marxistisch-leninistischer Ideologie und dem Pragmatismus einander widersprechender Verordnungen und Zielvorgaben verschlissen.

Ausgeblendet bleiben innovative Nebeneffekte. So war der Neulehrerberuf auch eine der wichtigsten sozialen Aufstiegsschneisen. Neulehrer wanderten nicht nur in minderqualifizierte Berufe ab, sondern machten zuweilen beachtliche Karrieren auch außerhalb des Bildungssektors, die keineswegs auf politische »Linientreue« als Qualifikationsmerkmal zu reduzieren sind. Anna-Sabine Ernst (Bielefeld)

Hoffmann, Dietrich, Alfred Langewand und Christlan Niemeyer (Hrsg.): Begründungsformen der Pädagogik in der 'Moderne'. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1992 (312 S., br., 48,- DM)

Der vorliegende Sammelband enthält sowohl ausgewählte Beiträge, die auf dem 13. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft unter dem Thema 'Erziehungswissenschaft zwischen Modernisierung und Modernitätskrise' gehalten wurden, als auch solche, die in der Arbeitsgruppe 'Begründungsformen moderner Pädagogik' vorgestellt wurden, sowie Beiträge, die die Herausgeber aus inhaltlichen Gründen ergänzt haben. In der Gesamtsicht der Fragmente wird die »Gebrochenheit und Widersprüchlichkeit« (8) des Begriffes 'Moderne' und seiner pädagogischen Diskussion treffend skizziert. Die Widersprüchlichkeit der Moderne bzw. besonders des Verhältnisses der Pädagogik zu ihr und des pädagogischen Umganges mit ihr, die schon bei der Begrifflichkeit und ihrer (bisweilen beliebigen und diffusen) Verwendung beginnt (Heis Elmar Tenorth analysiert diesen Aspekt in seinem Beitrag), wird nicht aufgelöst. Die Herausgeber haben nicht versucht, die Widersprüchlichkeiten zu verwischen und in allzu verheißungsvollen Konsensmodellen vermeintlich aufzulösen. Insofern kommen in der Wirkung der Strukturierung der

sehr unterschiedlichen Einzelbeiträge 'postmoderne' Momente zum Ausdruck, die dem, in einigen Beiträgen nur am Rande erwähnten Postmoderne-Vertreter J.F. Lyotard überraschend nahekommen, der sagte: »Es sollte endlich Klarheit darüber bestehen, daß es uns nicht zukommt, Wirklichkeit zu liefern, sondern Anspielungen auf ein Denkbare zu erfinden, das nicht dargestellt werden kann.« Im Gegensatz zur Gesamtsicht der Struktur genügen die Einzelbeiträge nicht alle diesem 'postmodernen' Kriterium der 'Anspielungen', verschiedene Beiträge wirken eher beseelt von der sendungsvollen Absicht, Wirklichkeit (durch wissenschaftliche Wahrheit) zu liefern.

Im ersten Kapitel wird an Grundfragen der Moderne und den Funktionen der Antworten auf diese Fragen, insbesondere für die Pädagogik angesetzt. Dabei wird in der Wirkung mehr über die Grundfragen der Moderne deutlich als in einigen inhaltlichen Facetten. So wird im Beitrag von Dietrich Hoffmann sehr ideologiekritisch mit Habermas' 'Projekt der Moderne' und fast im gleichen Satz mit der Postmoderne ins Gericht gegangen. Zweifellos eine wichtige Kritik zur Entmythologisierung einer Grundfrage für pädagogisches Denken und Handeln, die in ihrer Wirkung – nicht in ihrem Inhalt – eine Modernisierungsdynamik deutlich macht: Der Schein bestimmt die Realität, bis die Realität ihre Qualität zur Unkenntlichkeit verändert hat und die Differenzen von Schein und Realität nicht mehr wahrnehmbar sind. Dies gilt nicht nur für die Bedeutung des 'Projektes der Moderne' für die Pädagogik, sondern auch für die modernisierten Produkte pädagogischen Handelns. Pirkko Pitkänen macht in ihrem Beitrag an der Analyse des Fortschrittsgedankens in der Moderne etwas von den Dynamiken der Moderne und ihren krisenhaften, gelegentlich paradoxen Folgen deutlich. Dieser Ansatz, der sich den zwangsläufigen Veränderungen der Moderne widmet, die ihrerseits die Frage nach den Begründungsformen der Pädagogik immer wieder neu und immer wieder schneller neu notwendig machen, erscheint insgesamt in den verschiedenen Beiträgen wenig ausgeprägt.

Diese Bewertung trifft nicht auf den Beitrag von Michael Winkler zu, der aus dem zweiten Kapitel, das chronologisch strukturierte »historische Rekonstruktionen« der »Epochen und Zeitfragen« beinhaltet, hervorsteht. Ein Beitrag, der – mit Bedenken und eigenen Vorbehalten des Autors abgedruckt – die Eigentümlichkeit des Pädagogischen unter den gegenwärtigen Bedingungen treffend analysiert und es in seiner Universalisierung und Auflösung zu einem »Teil unserer Gesellschaftlichkeit«, einem »Code«, »in dem sich moderne Gesellschaften selbst thematisieren« (150), entwickelt: das Pädagogische als kaum noch begründbares, nichtsdestoweniger existentiell notwendiges gesellschaftliches Stützsystem mit Kompensationsfunktionen.

Im dritten Kapitel werden »Konzepte und Einzelfragen« ebenfalls in »historischen Rekonstruktionen« analysiert, die in allen vier Beiträgen auf Rousseau Bezug nehmen und von daher – mit unterschiedlichen Perspektiven – einer »pädagogischen Moderne« auf der Spur sind. Ob dies eine »halbierte Moderne« (nach Ulrich Beck 1986) mit vormodernen Abhängigkeitsverhältnissen unter modernen Autonomievorstellungen des Subjektes ist, fragt Alfred Schäfer und konstruiert dabei eine Argumentation, die Rousseau's Vorstellungen 'moderner' werden läßt als die radikalisierte 'moderne' Vorstellung von »autonomer Vernunftsubjektivität« (223).

Im vierten Kapitel beschäftigen sich vier Beiträge mit pädagogischen Kategorien und ihren Begründungs- und Gestaltungsmöglichkeiten unter Bedingungen der Moderne. Dietrich Hoffmann arbeitet seine Kritik am Habermasschen 'Projekt der Moderne' nochmals weiter aus und warnt bei den »'rückschrittlichen' und zugleich höchst widersprüchlichen Entwicklungen« (296) der Moderne – »Verlust der 'Verantwortung' und die Zerstörung einer ethischen pädagogischen Kategorie« – vor

einem Festhalten an ihrem Andauern. Einen Gegenpol zu diesen ideologiekritischen und leicht moralisierenden Überlegungen bildet der zweite Beitrag von Alfred Schäfer, der Erziehung vor der Frage »Ende einer Illusion?« betrachtet und eine Argumentation entwickelt, in der Bildung kein »Totalitätsanspruch auf Vernunft« (310) mehr zugeschrieben wird und an deren Ende die »Aufgabe der Position des souverän steuernden und verantwortlich im Lichte der Moralprinzipien handelnden Erziehers« mit der daraus sich ergebenden Freisetzung von Rationalitäts- und Kritikpotentialen steht (312).

Die Ermöglichung von Möglichkeiten durch 'Anspielungen auf ein Denkbare' ist die 'moderne' Lesart des Buches, die Distanzierung von der Ermöglichung wäre die 'postmoderne', die dadurch auch in der Lage ist, Möglichkeiten zu reduzieren und dadurch Klarheiten, die aber sehr spezifisch, individuell und beliebig sind, herzustellen. Dergestalt polarisierender Interpretationen werden sich wohl die Herausgeber kaum anschließen; würden sie es, wäre das Buch anders geworden und hätte sich auch expliziter mit der Bedeutung der Postmoderne in der Pädagogik beschäftigt.

Das vorliegende Buch bietet genügend 'Anspielungen', um auch in der Pädagogik mit den »großen Erzählungen der Moderne« (Lyotard) kritisch umzugehen, und vielleicht sogar mit ihnen Schluß zu machen, ohne der Suche nach eigenen Begründungsformen verlustig zu werden. Dies deutet sich in der Frage der Herausgeber nach »einer anderen Referenz pädagogischen Verhaltens« (II) an. Zur dazu erforderlichen Suche postmodernen Zuschnittes, deren Attraktivität das Suchen und nicht das Finden ist, leistet der Band einen konstruktiven Beitrag. Diese Suche muß sich jedoch auch auf den Weg nach neuen Darstellungen begeben, die die Darstellung erlauben, daß es etwas nicht Darstellbares gibt. Es sind die 'Anspielungen' der einen Seite für die Assoziationen der anderen Seite, die das Buch wichtig machen: es erhält und aktiviert Differenzen.

Frank Michael Orthey (München)

Geschichte

Hiob, Hanne, und Gerd Koller (Hrsg.): »Wir verreisen ...« In die Vernichtung. Briefe 1937-1944. Konkret Literatur Verlag, Hamburg 1993 (216 S., br., 28,- DM)

»Meine Lieben, da ich morgen mit Josel und Lane verreise, möchte ich mich noch einmal ganz kurz von Euch, meine Lieben, verabschieden ...« Am 22. Juni 1942 schrieb Nanny Bobrowski diese Zeilen an ihre Tante Hedwig Mühlheim (211). Am darauffolgenden Tag wurde sie mit ihrem Ehemann Josel und ihrer neun Monate alten Tochter Lane in ein Vernichtungslager deportiert; die Shoah haben sie nicht überlebt. 46 Jahre später fand Gerd Koller im Nachlaß seiner Urgroßmutter Hedwig Mühlheim über 400 Briefe, die zwischen 1937 und 1944 von Verwandten an diese geschickt worden waren; er hat eine Auswahl dieser zeitgeschichtlich bedeutsamen Dokumente zusammengestellt und nun zusammen mit Hanne Hiob herausgegeben. Die Briefe werden von Kurt Pätzold und Erika Schwarz eingeleitet und an einigen Stellen knapp erläutert.

Der erste Teil des Buches dokumentiert Briefe der Berliner Verwandten an die in Augsburg lebende Hedwig Mühlheim, der zweite Teil diejenigen der oberschlesischen Angehörigen. Sie alle erzählen von den Auswirkungen der sich sukzessive verschärfenden antisemitischen Maßnahmen auf den Alltag der jüdischen Bevölkerung; sie berichten von Demütigung, Bedrängnis und bitterer Not. Die individuellen Reaktionen innerhalb der Familie Hedwig Mühlheims reichen von verzweifelter

Hoffnung und Hinnahme des scheinbar Unausweichlichen bis zu Ausreisep länen und dem Weg in den Untergrund.

Außer von Not und Bedr ängnis ist aber auch von Hilfe und Unterstützung die Rede; sie erwachsen ganz offensichtlich aus den famili ären Strukturen. Die Frauen der weitverzweigten Familie, allen voran Hedwig M ühlheim (die vor der Deportation durch ihre Ehe mit einem Christen geschützt blieb), organisierten den m ühseligen Alltag, sandten Pakete und Ratschl äge, suchten zu tr östen und hielten so lange als irgend m öglich den (Brief-)Kontakt zu den anderen Familienmitgliedern aufrecht. Die Netze der Solidarit ät, der sozialen Beziehungen waren – zumindest in dieser Familie – weiblich. Die Briefe an Hedwig M ühlheim ziehen den Leser in ihren Bann. Allm ählich lernt man die einzelnen Familienmitglieder kennen, spürt Sympathien und Zwistigkeiten untereinander, begreift die noch immer vorhandenen kleinen Freuden, das übergew ältig werdende Leid. Doch der Kreis der Angeh örigen wird kleiner, immer mehr Familienmitglieder werden ins Ungewisse, das bald keines mehr ist, deportiert. 30. August 1942: »Auch von unseren Leuten immer noch nichts; wir werden auch nichts h ören.« (97) 14. Oktober 1942: »Von allen anderen h ören wir nichts. Sie sind wie vom Erdboden verschwunden.« (100) 30. November 1942: »Es kam noch von keinem Menschen eine Nachricht und wird wohl nicht kommen.« (101) Die Beklemmung nimmt mit jedem Monat, jedem weiteren Brief zu. Die langsame atmosph ärische Verdichtung, von der die Briefe zeugen, pr ägt auch ihren Stil: Die Pausen zwischen den Briefen werden l änger, sie selbst, die S ätze werden k ürzer, die Not spricht unverhüllter und dr ängender aus ihnen.

Am Ende des Buches w ünscht man sich, es w ären mehr Quellenfunde dieser Art bewahrt worden. Die Entrechteten, die in zeitgen össischen Dokumenten meist nur aus der Sicht der T äter beschrieben wurden, kommen in den Briefen an Hedwig M ühlheim selbst zu Wort – in einer schlichten und einfachen Sprache, die von unsagbarem Leid erz ählt. Sie lassen, indem sie uns erlauben, aus der Perspektive der Opfer zu schauen, erahnen, was Antisemitismus f ür das betroffene Individuum tats ächlich bedeutete. Sie sind als unmittelbare Zeugnisse der Zeit – anders als alle sp ätere Erinnerung an die Ereignisse – in h öchstem Ma ße authentisch und zugleich sehr anr ührend.

Karin Orth (Hamburg)

Nolte, Ernst: Streitpunkte. Heutige und künftige Kontroversen um den Nationalsozialismus. Propyl äen Verlag, Berlin, Frankfurt/M 1993 (493 S., Ln., 58,- DM)

Treffender k önnte ein Titel nicht gew ählt sein. Der kampferprobte Nolte sucht Streit. Er spürt gegenw ärtige Kontroversen in der historischen Forschung auf; vor allem aber versucht er, »künftige Kontroversen um den Nationalsozialismus« anzuzetteln. Entsprechend ist Nolt es aus einer Vorlesungsreihe hervorgehendes Werk in zwei Hauptteile gegliedert, die von verschlungenen einleitenden und schließenden Überlegungen eingerahmt werden.

Die geschichtsphilosophische Rahmenkonzeption bewegt sich auf den schon 1963 ausgetretenen Bahnen des Nolt eschen Transzendenz-Begriffs und f ührt die Gro ßerz ählung vom »europ äischen B ürgerkrieg«, 1987 im gleichnamigen Buch ausgebreitet, fort. Anders als bei seinen Anst ößen zum Historikerstreit bezieht Nolte seine Stellung nicht mehr in den intellektuellen Schützengr äben aggressiver Feindbildkonstruktion gegen eine von der Perestrojka erfa ßte Sowjetunion, die dem Westen als Feindbild abhanden zu kommen drohte. Nunmehr wird der Feind 'universalhistorisch' bestimmt: Es ist die »ewige Linke« (323-334), wie sie sich exemplarisch im alten Israel der Propheten konstituiert (vgl. 327) und 1917 ihren »ersten dauerhaften Sieg ... in einem gro ßen Staat« gefeiert habe (334) – die Überflieger-Variante der

häufig wiederholten Behauptung, daß die These vom »jüdischen Bolschewismus« zwar »falsch«, ihr »Aufkommen« aber »nur allzu naheliegend« gewesen sei (419).

Der erste Teil des Buches ist als Forschungsbericht angelegt, wird indes dieser angesichts der Literaturfülle lohnenden Aufgabe nicht gerecht. Fragwürdig ist die Auswahl der dargestellten Forschungsergebnisse. Noltes – gelinde gesagt – eigenwillige Auswahl und seine abstruse Gesamtkonzeption stützen einander. Daß feministische historische Forschung zum deutschen Faschismus kaum zur Kenntnis genommen wird, ist zwar üblich, angesichts der mittlerweile vorliegenden Arbeiten, z.B. von Claudia Koonz, jedoch ärgerlich. Noch ärgerlicher ist Noltes simplifizierendes Geschichtsschema, das die Kulturleistungen der *männlichen* kriegerischen Aristokratie dem Aufstand der Sklavenmoral entgegenstellt (vgl. 369-372). So wundert es nicht, daß die einzige referierte feministische Studie als »Kampfschrift« dargestellt wird (283). Linke bzw. marxistische Forschungsansätze werden weitgehend ausgeblendet. Nolte rezipiert die – gewiß kritikwürdigen – Arbeiten von Götz Aly und Susanne Heim nur oberflächlich (vgl. 116f, 147 u. 284f); die Provokation, die sie für seinen Ansatz darstellen, übergeht er ebenso wie die Auseinandersetzung mit ideologietheoretischen Arbeiten. Hier wäre seine phänomenologische Methode auf dem Prüfstand, sein »ideologiegeschichtliches« Vorgehen, das Ideologie nicht auf falsches Bewußtsein reduziert sehen will, als Kriterium ihr aber nur ein »Überschießen« anzubieten hat, wäre herausgefordert. Doch statt diesen Streitpunkt zumindest zu diskutieren, ergeht sich Nolte unreflektiert in »phantasmatische Hineinversetzung« (W.F. Haug, Vom hilflosen Antifaschismus zur Gnade der späten Geburt. Hamburg 1993, 318) in nationalsozialistische Positionen. So liefert er in zwei im Indikativ formulierten Bedingungssätzen mal eben eine Rechtfertigung des Antisemitismus (vgl. 396) und erweist sich erneut als kongenialer Interpret und Geschichtsphilosoph der Nazis.

Die vom organisierten Rechtsextremismus betriebene Politik der Geschichtsdarstellung hat etliche Spuren in Noltes Werk hinterlassen (vgl. z.B. 261f). Vor allem macht er Ernst mit dem in *Der europäische Bürgerkrieg* nur in einer Anmerkung versteckten Desiderat, die Machwerke diverser Auschwitz-Leugner müßten seriös behandelt werden. Noltes Gesamtkonzeption ist, wie Jürgen Kocka in seiner Rezension der *Streitpunkte* feststellte, auf massive Kritik gestoßen, die er aber – gegen die Regeln der Wissenschaft – ignoriert (vgl. *Zeit* 46/1993, 15). Die neonazistischen Hobby-Historiker hingegen nimmt Nolte so ernst, daß er ihnen ein eigenes Kapitel widmet und an vielen Stellen geschichtsrevisionistische Duftmarken hinterläßt. Zweimal zitiert er einen Satzketzen des amerikanischen jüdischen Historikers Arno J. Mayer, wonach die Zeugnisse hinsichtlich der Gaskammern »rar und unzuverlässig« seien (86 u. 316), was der bekannte französische Revisionist Robert Faurisson »als einen Triumph seiner Sache ansehen« dürfe (316). Daß für Mayer »diese Mängel keineswegs ein zureichendes Argument sind, den Einsatz der Gaskammern für den Massenmord an den Juden in Auschwitz in Frage zu stellen« (*Der Krieg als Kreuzzug*, Reinbek 1989, 542), nimmt Nolte offenbar deshalb nicht zur Kenntnis, weil er dessen Buch für eine »antichristliche und antideutsche Kampfschrift« hält (316). Die geschichtsrevisionistischen Pamphlete liest Nolte verständnisvoller: »Man kann nicht sagen, daß Faurisson bei den vielen Auseinandersetzungen mit Gegnern wie Pierre Vidal-Naquet und George Wellers immer den kürzeren gezogen hat« (307) – Belege dafür bleibt er schuldig, lobt aber die »zweifelloß kenntnisreichen und argumentierenden Aufsätze« des »Linken« Faurisson (306). Über diese Art französischer 'Linker' klärte Lothar Baier das deutsche Publikum vor Jahren schon auf – Nolte ignoriert das. Die vielen kleinen darstellerischen Tricks und Auslassungen, mit

denen Nolte eine Lanze für die Auschwitz-Leugner bricht, können hier nicht im einzelnen analysiert werden. Selbstverständlich hütet sich Nolte, sich ihren Thesen anzuschließen, und sei es, wie Armin Mohler in seiner enthusiastischen Rezension in der *Jungen Freiheit* (10/93, 15f) unterstellt, um nicht mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten. Er macht sich aber zur Thesenwaschanlage des Geschichtsrevisionismus und fügt sich in die Strategie der rabiaten Geschichtsentsorger ein. Diese setzen auf Zeit und avisieren als Nahziel, daß ihre abstrusen 'Gutachten' zunächst einmal in die seriöse Diskussion eingespeist werden.

Diesem Kalkül folgt wohl auch die Verlagswerbung; das Backcover preist den Band damit, daß sich Nolte »auch mit Themen [beschäftigt], die bislang tabuisiert waren und die vermutlich künftig Gegenstand von Kontroversen werden, so etwa mit dem radikalen 'Revisionismus', der den Massenmord an den Juden leugnet«. Das Verlagskalkül; das Noltes einfühlsames Referat der Revisionisten so stark hervorhebt, geht auf: die rechtsextreme Presse preist das Buch. Was dessen wissenschaftlichen Status angeht, verspricht die Verlagswerbung freilich zuviel. Wer einen Überblick über den Forschungsstand sucht, sei auf Ian Kershaws *Der NS-Staat* (1988 erweitert als Taschenbuch bei Rowohlt) verwiesen. *Streitpunkte* ist trotz der wissenschaftlichen Aufmachung weniger Literatur zum Nazismus, denn Quelle neurechter Geschichtspolitik und Ideologiebildung. Alfred Schobert (Aachen)

Nanko, Ulrich: Die Deutsche Glaubensbewegung. Eine historische und soziologische Untersuchung. Diagonal-Verlag, Marburg 1993 (372 S., br., 39,80 DM).

Bei der Tübinger Dissertation von 1989 – gekürzt um die Kapitel »Glaubenssystem« und »Kult«, die in einer eigenen Veröffentlichung erscheinen sollen – handelt es sich um eine historische Studie, die durch soziologische Untersuchungen sinnvoll ergänzt wird. Der beigegefügte Anhang enthält aufschlußreiche Dokumente zur Geschichte der Deutschen Glaubensbewegung.

Die Entstehung und Entwicklung der *Deutschen Glaubensbewegung* (DG) und ihrer Vorläuferorganisation, der *Arbeitsgemeinschaft Deutsche Glaubensbewegung* (ADG), ist vor allem mit dem Namen des Tübinger Religionswissenschaftlers und Indologen Jakob Wilhelm Hauer verbunden. Nach der Machteinsetzung der Nazis 1933 sah dieser die Chance, die zahlreichen religiösen Gemeinschaften von den Freireligiösen über die Völkisch-Religiösen bis hin zu Vereinigungen des Freien Protestantismus zu einer großen Vereinigung mit dem Ziel einer religiösen Erneuerung Deutschlands zusammenzuführen. Diese Erneuerung sollte in bewußter Abgrenzung gegenüber den anerkannten Religionsgemeinschaften, d.h. den beiden großen Kirchen geschehen. Die Lehre der DG war »völkisch, rassistisch und antisemitisch« (249). Deutlich wird, welcher engen Spielraum Religionsgemeinschaften im Dritten Reich hatten, auch dann, wenn sie wie die DG der NS-Ideologie nahestanden.

Das Hauptanliegen der ADG bestand nach Hauer und seinem engsten Mitstreiter Ernst Graf zu Reventlow darin, die rechtliche Gleichstellung mit den christlichen Kirchen für ihre Mitglieder vom Staat zu erhalten. Um dies nicht zu gefährden, wurde die ADG als Arbeitsgemeinschaft und nicht als Nationalkirche konzipiert, da der Staat bzw. Hitler zu diesem Zeitpunkt noch die Kirchenpolitik der *Deutschen Christen* unterstützte, die seit Ostern 1933 verstärkt das Ziel einer Nationalkirche anstrebten. Das Ziel einer rechtlichen Anerkennung durch den Staat wurde nicht erreicht, denn bereits am 11. November erklärte der damalige Vizekanzler von Papen, daß eine dritte Konfession im Reich nicht geduldet würde. Die Duldung der ADG durch die SS zeigt freilich, daß das von der ADG-Führung vertretene Religionskonzept

»mit der SS-Ideologie konform ging« (208). Dem entspricht, daß Hauer selber in die SS eintrat.

Der Aufbau einer Organisation und die Konzeptualisierung eines Lehrplans für einen »deutschgläubigen Religionsunterricht«, der im März 1934 dem Reichsinnenminister vorgelegt wurde, dokumentieren die Institutionalisierung der ADG als Glaubensgemeinschaft. Diese Institutionalisierung fand ihren Ausdruck in der offiziellen Gründung der *Deutschen Glaubensbewegung* auf der Pfingsttagung vom 18. bis 21. Mai 1934 in Schwarzfeld. Die Mitgliedschaft, die auf ca. 6000 bis 10000 geschätzt wird (179f), konzentrierte sich v.a. auf die drei lokalen Schwerpunkte Berlin, Sachsen und Ruhrgebiet. Die Entwicklung der DG ist zu diesem Zeitpunkt gekennzeichnet durch den zunehmenden Einfluß der SS auf die Führung und die Zielsetzung der DG, was schließlich zum Rücktritt von Reventlow (28.3.1936) und Hauer (30.3.1936) führte. Ziel der in der DG aktivierten Vertreter der SS war es, »die DG ideologisch mit der SS gleichzuschalten und sie zum verlängerten Arm der SS im Kampf gegen die Kirche« zu machen (281). Mit dem Ende des »Dritten Reiches« ist auch das Kapitel DG abgeschlossen, wenngleich Teile der DG bei der Gründung der *Deutschunitarischen Religionsgemeinschaft* beteiligt waren.

Dirk Fleischer (Reken)

Denzler, Georg, und Volker Fabricius: Christen und Nationalsozialisten. Darstellung und Dokumente, mit einem Exkurs: Kirche im Sozialismus. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M 1993 (390 S., br., 24,90 DM)

Bei der Studie handelt es sich um eine überarbeitete und aktualisierte Neuauflage des ursprünglich in zwei Bänden erschienenen Werkes *Die Kirche im Dritten Reich. Christen und Nazis Hand in Hand* (Frankfurt/M 1984, 3. Aufl. 1988). Die dort in Band 2 enthaltenen Dokumente sind hier in reduzierter Anzahl im Anhang enthalten. Gegenstand der Untersuchung ist die Haltung der evangelischen und katholischen Kirche als Institution im »Dritten Reich«; sozialgeschichtliche Fragen werden weitgehend ausgeblendet. Die flüssig geschriebene Studie ist nicht in erster Linie für die Fachwissenschaft, sondern für ein breites, am Thema interessiertes Lesepublikum konzipiert. Gefragt ist nach dem »Verdienst und Versagen der Kirchen« unter der NS-Diktatur, »ohne daß aber die beiden Autoren als Ankläger oder Verteidiger auftreten möchten« (11). Dieses erkenntnisleitende Interesse hat historiographische Konsequenzen: Die Darstellung ist durchweg kritisch-moralisierend. Einige Beispiele: So entschloß sich z.B. der Breslauer Kardinal Bertram zu »höchst überflüssigen Schritten«, zeichnete sich durch »kirchenpolitische Naivität«, »ideologische Verschwommenheit oder Verwirrung« aus und war schließlich allzu gefügig und zu vertrauensselig (114f).

Ausgehend von der Frage, warum so »viele Christen loyal zum neuen Staat und seinem Führer standen sowie begeisterte Mitglieder der NSDAP oder einer ihrer Unterorganisationen« wurden, behandelt der erste Teil die Rolle der Kirchen in der Weimarer Republik und die Frage nach der grundsätzlichen Vereinbarkeit der NS-Ideologie mit der christlichen Lehre. Es sei gerade »auch der geschickten Taktik Hitlers« zuzuschreiben, daß viele Christen dem NS »erwartungsfroh begegneten« (19). Zu Recht wird darauf hingewiesen, daß beide Kirchen der »Weimarer Republik nur geringe Unterstützung zuteil werden ließen, dafür aber nationalistischen und autoritären Bestrebungen gewogen blieben« (35). Durch diese Haltung ebneten beide Kirchen dem NS den Weg an die Macht. Im zweiten Teil wird ausführlich die Geschichte der Kirche in der Zeit der NS-Diktatur, und zwar einmal im »Entscheidungsjahr 1933«, dann in der Zeit von 1934 bis 1939 und schließlich während des Zweiten

Weltkrieges behandelt. Bedauerlich – allerdings für die Beschäftigung mit diesem Thema bezeichnend – ist, daß beide Kirchen jeweils getrennt untersucht wurden und nicht der Versuch einer historiographischen Synthese der evangelischen und katholischen Kirchengeschichte dieser Zeit unternommen wird. Im dritten Teil der Arbeit wird gefragt, ob die christlichen Kirchen »die Angriffe des NS-Staates auf das Leben eines einzelnen oder einer ganzen Gemeinschaft rechtzeitig erkannt und mit äußerstem Einsatz abgewehrt haben« (123). Dabei gehen sie von der Unvereinbarkeit der christlichen Moral und der »nationalsozialistischen 'Ethik'« aus. Um eine Antwort auf diese Frage zu erhalten, analysieren und beurteilen sie das Verhalten der Kirchen und ihrer Vertreter angesichts »der sogenannten Euthanasie«, dem »Mord am jüdischen Volk und den Vernichtungs- und Raubzügen durch die meisten europäischen Länder« (123). Bei allen drei gewählten Beispielen zeigen die Autoren sowohl das deutliche Versagen der Kirchen und ihrer maßgeblichen Vertreter als auch das engagierte Eintreten einzelner oder von Gruppen für bedrohte Menschen (z.B. v. Galen und Wurm). Im vierten Teil werden der katholische Priester Max Joseph Metzger (1887-1944) und der protestantische Theologe Dietrich Bonhoeffer (1906-1945) porträtiert, um aufzuzeigen, wie Widerstand gegen das NS-Regime möglich war.

Im fünften Teil ihrer Arbeit wird überzeugend gezeigt, wie nach 1945 in den kirchlichen Verlautbarungen zumeist die Schuldverdrängung vorherrschte. Erst mit zunehmender historischer Distanz, d.h. am Ende der siebziger Jahre waren die Kirchen bereit, »die Schuldfrage deutlicher zu beantworten als in den Nachkriegsjahren« (231). Erinnert sei an das »Wort zum Frieden«, das 1979 gemeinsam von den Evangelischen Kirchen in Ost- und Westdeutschland zum Gedenken an den Beginn des Zweiten Weltkrieges vor 40 Jahren veröffentlicht wurde.

Die »eigentliche Bedeutung« der kirchlichen Opposition im »Dritten Reich« sehen Denzler/Fabricius in der »durch äußeren Druck erzwungenen und weiterwirkenden theologischen Reflexion über die Grundlagen der Kirche und des christlichen Glaubens sowie über das Verhältnis von Staat und Kirche« (245). Dabei wird zu wenig berücksichtigt, wie sehr diese Besinnung auf das eigene Selbstverständnis auch die Kräfte des aktiven Widerstands gegen den NS gestärkt hat. Von den beiden Kirchen heute wird gefordert, »immer und überall für die Erhaltung des Lebens der ganzen Menschheit wie des einzelnen Menschen bis zum Äußersten einzutreten und allen kriegerischen Tendenzen und Unternehmungen von Anfang an mit einem kompromißlosen Nein zu begegnen« (247). Der Begründung dieser Forderung dient auch ein Exkurs über die »Kiche im Sozialismus«.

Der Dokumententeil enthält 38 Texte, die vom Programm der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (24.2.1920) bis zum Wort der deutschen und österreichischen Bischöfe zum 50. Jahrestag der Novemberpogrome 1938 (1988) reichen. Eine Zeittafel, ein Quellen- und Literaturverzeichnis und ein Personenregister beschließen den Band.

Dirk Fleischer (Reken)

Soziale Bewegungen und Politik

Luxemburg, Rosa: Gesammelte Briefe. Band 6. Hrsg. von Annelies Laschitza. Dietz Verlag, Berlin 1993 (385 S., Ln., 39,80 DM)

Mehr als ein Hindernis stand der Herausgabe dieses letzten Bandes der Luxemburg-Briefe entgegen. Die Zahl derer, die marxistische KlassikerInnen lesen, hat sich nach 1989 drastisch vermindert. Welcher Verlag sollte also mit welchem Vermögen in dieses Projekt investieren? Hinzu kommt der Stückwerkcharakter, der,

ohnehin bei einem Briefband unvermeidlich, hier besonders offensichtlich ist. Schließlich ist dies gewissermaßen ein Ergänzungsband, der alle bisher für »nicht würdig« erachteten Briefe und solche umfaßt, die seit Erscheinen der Bände 1-5 (1982-1984) aufgefunden wurden. »276 Briefe, Postkarten und Telegramme ... außerdem die Mehrzahl der Briefe, die Rosa Luxemburg an Partner in der internationalen Arbeiterbewegung in polnischer, russischer oder französischer Sprache geschrieben hat ...« (1*). Der Zeitraum: 1891-1918. Die Herausgeberin berichtet über die Schwierigkeiten des Quellenzugangs, der Finanzierung nach 1989. Sie skizziert noch einmal die Folgen des Stalinschen Verdikts gegen Rosa Luxemburg, nämlich die Nichtveröffentlichung ihrer Schriften, und gibt eine kurzgefaßte Geschichte der Publikationen: von einer Edition der Briefe aus dem Gefängnis (1920) durch das Exekutivkomitee der kommunistischen Jugendinternationale, einem zweiten Briefband, herausgegeben von Luise Kautsky, der Herausgabe von ausgewählten Schriften und Reden in drei Bänden durch Paul Fröhlich bis zum Jahre 1928 und dem langen Schweigen danach. Erst 1968 erschien im Polnischen eine dreibändige Briefausgabe (hrsg. von Felix Tych), gefolgt 1977 von der Briefedition einer Pariser Arbeitsgruppe (Claudie Weill, Irène Petit, Gilbert Badia, Georges Haupt) und der deutschsprachigen Edition durch den Japaner Narihiko Ito (Tokio 1972 und Bonn 1980). Schließlich die Briefeditionen aus dem Amsterdamer Institut von Götz Langkau (1976) und Jürgen Rohjahn. Die sorgfältige Information hat den Effekt, daß die DDR-Ausgabe schließlich als logische Zusammenfassung der vielfältigen Vorarbeiten erscheint und nicht etwa als bloß verspätet. »Auf dieser weit gediehenen editorischen und biographischen Forschungs- und Publikationsbasis wurde es möglich, Ende der siebziger Jahre den Versuch einer umfassenden Ausgabe sämtlicher bisher bekannt und zugänglich gewordenen Briefe zu starten.« (18*) Sie sind in der jetzigen Form mit zahlreichen Anmerkungen über den historischen Hintergrund, mit Erklärungen von Namen und Zusammenhängen versehen, die die Lektüre vertiefen und erleichtern. Teilweise ist der Stil ein wenig störend, so, wenn immer und in jedem Fall jedes mögliche Personalpronomen (»sie«) durch den voll ausgeschriebenen Namen »Rosa Luxemburg« ersetzt wurde, als hätte man von seinem Klang nicht genug bekommen.

Der Band enthält drei Teile: Der umfangreichen für diesen Band eingeplanten Korrespondenz, die bislang nur fremdsprachig vorlag, folgen ein kurzer Teil von inzwischen aufgefundenen ergänzenden Briefen an deutsche Partner und schließlich 71 aus den bisherigen Ausgaben weggelassene Liebesbriefe an Kostja Zetkin. So einverstanden man damit sein mag, den HerausgeberInnen nicht die Macht einzuräumen, hier einfach wegzulassen, was ihnen zu persönlich, zu »intim« erscheint, so ambivalent sind die Gefühle beim Lesen dieser unendlichen Beschwörungen um Liebe, um die Anwesenheit des Geliebten, um ein Zeichen, ein Wort. Zunächst, als mir die Briefe an den etwa 15 Jahre jüngeren, erst 20jährigen Geliebten kaum über die Anrede »liebster Bubi«, »süßer Bubi«, »geliebter kleiner Bubi« usw. hinauszugehen schienen, hätte ich es vorgezogen, sie nicht in diesem Band zu wissen; dann jedoch zeigte sich eine so dramatische und auch tragische Entwicklung, daß das Empfinden, durch ein Schlüsselloch zu sehen, verschwindet zugunsten von Mitleben. Rosa Luxemburg ist im Wortsinne vom Liebesfieber ergriffen. Sie denkt unaufhörlich an den Abwesenden, sie wird krank, weil er fern ist. Sie hat keine Lust mehr auf andere Leute. Sie malt sich aus, wie sie ihn treffen könnte, als die Hauptsache bei einem nebenher besuchten Kongreß. Das ganze geschieht nicht nur heimlich, sondern auch gewußt von dem, der sie daraufhin verfolgt, ihr auflauert, sich, sie und Kostja zu erschießen beabsichtigt: Leo Jogiches, der langjährige Geliebte und politische Gefährte seit Studentenzeiten. Die Welt verwandelt sich in Zeichen, die sie zwischen den

Zeilen und in den Pausen zwischen den Briefen als verlorengegangene Liebe argwöhnt, oder in solche, die das Auftauchen von Leo Jogiches anzeigen. Zuletzt entziffert sie aus solchen Zeichen: Kostja liebt nicht mehr, und sie endet den in diesem Band letzten Brief mit den Worten: »Du hast mich durch Deine Liebe gezwungen, Dich zu lieben, und als Deine Liebe in nichts zerrann, da war es auch um meine geschehen ... Nun, es ist überwunden. Ich bin mit Lust und Liebe an der Arbeit und bin entschlossen, noch mehr Strenge, Klarheit und Keuschheit in mein Leben zu bringen.« (299f)

Ich frage mich allerdings, ob der Eindruck, daß sie »eine Frau mit menschlichen Stärken und Schwächen und Problemen wie jede andere auch« war (so die Herausgeberin, 4*), nicht ein Effekt der separaten Anordnung dieser »Kostja-Briefe« ist. Hätte man alle Briefe beieinander gelassen, so wäre dieses Liebesprojekt als viel umfassender sichtbar gewesen, als ein Universum von vielfältigen Diskussionen, von Politik, von Mitteilungen über Literatur und Alltag; und wären sie wenigstens chronologisch zwischen die Briefe an die Genossen und Redakteure ausländischer Arbeiterparteien und -zeitungen plaziert worden, wären wir ZeugInnen, daß die Arbeit als Politikerin und Rednerin in der Öffentlichkeit doch diejenige hält, die sich zur gleichen Zeit selbst im Privaten an die Liebe vergibt.

Der »ausländische« Teil der Briefe (15-214) hat mich zugleich begeistert und enttäuscht. Immer weiter auf der Suche nach jener aufrührerischen Rosa Luxemburg, die den Begriff »revolutionäre Realpolitik« erfand, die Marx so verstanden hatte, daß Widerspruch und Bewegung die Haupttriebkkräfte des Politischen waren, die Lernen und Praxis verband, die Parteiführungen verhöhnte und an die Menschen glaubte als an solche, die sie unter ganz anderen Bedingungen, die sie selbst herstellten, sein könnten (vgl. meinen Beitrag »Rosa Luxemburg und die Politik der Frauen«, in: *Küche und Staat*, Argument-Sonderband 184, 1988), fand ich in den hier abgedruckten Briefen zu solchen alternativen Politikansätzen wenig. Hier zeigt sich Rosa Luxemburg vielmehr als eine, die ganz sicher weiß, was richtige, was falsche Politik ist, wer abweicht, wer die wahre Partei ist, und sie ist stets bereit, entsprechendes von oben durchzusetzen. So veranlaßt sie den Vorsitzenden der sozialistischen Internationale, die Vertreter einer abgespaltenen Gruppe der polnischen und litauischen Arbeiterpartei nicht als Delegierte anzuerkennen, und Lenins Darstellung seiner Gruppe, die sie »Fraktion« nennt, wird als »Wisch« abgetan. 1904: »Es wäre bedauerlich, wenn die Festigkeit und Unnachgiebigkeit in der Praxis unbedingt eine Vereinigung mit der Leninschen Engstirnigkeit in den theoretischen Anschauungen erfordern würde und sich in gar keiner Weise mit der Breite und Flexibilität des Denkens vereinen ließe.« (96) An Clara Zetkin schreibt sie 1911: »Diese ganze 'Rußländische Organisationskommission' ist eine Leninsche Mache, fraktioneller Popanz.« (229) Problematisch ist mir hierbei nicht, daß sie die einzelnen Gruppen in dieser Weise ver- und aburteilt, sondern die Sicherheit, mit der sie sich, zumindest in diesen Briefen, im Besitz der richtigen Linie weiß. Schwerpunkt in der Korrespondenz ist immer wieder die Verteilung des international gesammelten Geldes an die Beteiligten der russischen Revolution und wer dafür in Frage komme, wer nicht. Neben Anarchismus, Verrat, Prinzipienlosigkeit scheint »Dummheit«, wie sie offensichtlich massenweise unter den männlichen Vertretern der Sozialdemokratie auftrat, ihr Hauptgegner. Vielleicht ist es ein Zufall dieser Auswahl, aber in der Tat sind die einzigen argumentierenden, hin- und herwägenden Briefe im gesamten Band an zwei Frauen gerichtet: Cezaryna Wojnarowska und Henriette Roland Holst. An erstere schreibt sie auch über die Dummheit: »Warum verhandeln sie mit einem solchen Dummkopf wie Wladek, der letztendlich durch die ausländische 'Revolution' so

demoralisiert ist, daß man ihm derzeit kein Wort glauben kann, und ich z.B. würde niemals mit ihm auch nur zwei Worte über wichtige Themen wechseln.« (67) »... an Julek zu schreiben, ist auch vergebliche Liebesmüh, da er niemals weiß, was los ist.« (Ebd.)

Aus den einzelnen Bemerkungen und Maßgaben schält sich als interessante Position heraus: gleichzeitig für theoretische Freiheit der Meinung, des Wortes zu sein und ganz und gar gegen ebensolche Freiheit im Handeln einzelner Parteimitglieder. Sie entziffert die Freigabe von Abstimmungen an das Gewissen jedes einzelnen als reaktionäre Taktik, wenn man eine offen »rechte« Politik nicht vorschlagen will (126f). Was besagt ein solcher Pessimismus in bezug auf das Verhalten einzelner, wenn sie nicht geführt sind? Tatsächlich glaubt Rosa Luxemburg felsenfest an die Macht der positiven Information. Wenn die Arbeiter wüßten, was auf der ganzen Welt an kollektiver Aktion möglich und wirklich ist, würden sie auch handeln. Kritik des Kapitalismus ist daher nur eine Dimension ihrer Arbeit, Berichte über die revolutionäre Seite jeder Bewegung die wichtigere andere. Dieser Teil, der Rosa Luxemburg als politische Redakteurin und Journalistin zeigt, ist der für mich begeisternde Teil des Bandes. Unaufhörlich ist man dabei, wie sie Artikel bestellt, besorgt, in Auftrag gibt, selber schreibt, kürzt, um Kürzung bittet, Übersetzungen organisiert – dies in internationalem Maßstab. »Man muß regelmäßig und unaufhörlich an sich erinnern« (46) – das ist die Devise. Und sie sieht »schon in der Kräftigung des internationalen Gefühls an sich ein Mittel, die Borniertheit zu bekämpfen, auf der so ein gut Teil des Opportunismus beruht« (99). »Gedankenarbeit« wird von ihr als Genuß bezeichnet, »höher als praktisches Mitwirken« (127).

Trotz meines Zweifels an einem von ihr unterstellten allgemeinen »Kulturhunger« der Massen (127) bleibt ihre Haltung und Energie faszinierend, die, in diesem Umfang in internationalem Maßstab von einigen mehr angewandt, vielleicht auch heute lähmende Resignation überwinden würde. Über ihre MitarbeiterInnen sagt sie: »unsere Leute dürfen in der Energie und Begeisterung nicht nachlassen« oder »sie müssen aufgeschreckt werden, weil nicht alle ein ausgeprägtes Temperament haben« (75). Sie schreibt, »daß wir unbedingt dazu streben müssen, die neue Fachblattgründung auf die Basis einer eigenen, wenn auch zum Anfang kleinen Druckerei zu stellen, denn erstens sind wir nur dann vor Maßregelungen sicher, zweitens wäre es furchtbar schade, mit den armseligen Mitteln der Posener Bewegung einen bürgerlichen Buchdrucker zu bereichern« (49). Und wirklich organisiert sie die eigene Druckerei. Lieblingsworte sind »systematisch« und »mit Ausdauer«, und Arbeit bringt sie ins Gleichgewicht (u.a. 52). Man kann bis heute Formen von Öffentlichkeitsarbeit von ihr lernen, z.B. wenn sie organisiert, wer rezensieren muß, damit der eigentliche Kritiker, auf den sie replizieren möchte, herausgefordert wird, selbst zu schreiben (56).

bleibt die »Klassikerfrage«. Ist es richtig, jeden Schnipsel, jedes Stück aufgefundenen Papiers zu veröffentlichen, im Glauben, daß es nichts Banales und Überflüssiges an schriftlichen Äußerungen in ihrem Leben gab? Viele der »Briefe an deutsche Adressaten« scheinen mir durchaus entbehrlich für die Nachwelt. Zwei Beispiele: An Max Grunwald und Frau, Berlin, 4. April 1900: »Dr. jur. Rosa Luxemburg sendet ihre herzlichsten Glückwünsche.« (221) Oder: An Adolf Geck, München, 22. März 1914: »Lieber Adolf. Herzliche Grüße nach einer schönen Versammlung. Auf Wiedersehen bald in Berlin.« (241) Man nehme hinzu, daß bei beiden Eintragungen selbstverständlich noch Besitz, Quelle, Archiv angegeben sind und bei der letzteren auch noch die editorische Anmerkung: »Rosa Luxemburg hatte am 22. März 1914 in München in einer Versammlung gesprochen.« Aber vielleicht

ist auch eine solche Beschwerde über die allzu große Hochachtung selbst das Papier nicht wert.
Frigga Haug (Berlin und Hamburg)

Falin, Valentin: Politische Erinnerungen. Aus dem Russischen von Heddy Pross-Weerth. Droemer Knaur Verlag, München 1993 (518 S., Ln., 48,- DM)

Falin diente mit Ausnahme von Lenin unter allen Generalsekretären der KPdSU. Die Stärken und Schwächen der Mächtigen, ihre Borniertheiten und ihre Schrollen können durch die Brille des ehemaligen Diplomaten und Chefs der Nachrichtenagentur Nowosti nachgelesen werden. Niemanden scheint er gehaßt zu haben, niemanden geliebt, mit einer Ausnahme: Gorbatschow. Auf den Hoffnungsträger, den Erfinder von Perestroika und Glasnost, den international anerkannten Friedensstifter Gorbatschow ist Falin nicht gut zu sprechen. Glasnost war für ihn die »Zeit des Herumschwatzens« (9) und der Diplomat, der immer wieder persönliche Kontinuität von sich behauptet: gradlinig und bescheiden, nicht auf Ruhm noch Dank versessen, aber kritisch und zurückhaltend, stellt fest, daß diese neue Ära auch ihn verändert hatte: »Höchstens in der ersten Phase der Perestroika wurde ich mir selbst untreu.« (18)

Falin war der entscheidende sowjetische Baumeister der Ost-Verträge und ebenfalls an zentraler Stelle, um das Perestroika-Konzept nach außen verständlich zu machen. Natürlich »rächt« er sich für die abfällige Behandlung durch Kissinger, der nach dem Ende der SU als »Sieger der Geschichte« auftritt, indem er die Kalten-Krieger-Seiten des US-Außenministers herausstellt. Lob für Bahr und Brandt, Erklärendes zur Psychologie und körperlichen Verfassung von Breschnew, zur Sturheit und zum Neid von Gromyko, alles kommt ohne ein undiplomatisches Wort vor. Allein Gorbatschow wird als Verräter angeklagt. Als Falin hört, daß der ehemalige Präsident sich der Sozialdemokratie zuwenden will, ist sein erster Gedanke, ob »Gorbatschow nicht im Auge hat, auch die Sozialdemokratie von innen zu zersetzen« (420). Falin wirft ihm vor, nicht mit dem Stalinismus abgerechnet zu haben, daß er zu sehr an den alten Kurs angeknüpft habe und den »Personenkult« fortsetzte. Gorbatschow ist für den Berater der Eitle, der auch zum Theater hätte gehen können: »Eines von der Pop-Art, nicht unbedingt ein künstlerisches« (431). Die Kritik des »Gorbatschowismus« bleibt jener des Stalinismus verpflichtet, sie ist an der Person ausgerichtet und in ihrer nicht begreifen wollenden Phänomenologie ähnlich hilflos. Der »Gorbatschow-Kult« gilt Falin als Ursache: »Die Krise der Person offenbarte sich als Krise des Systems. Das, was anfangs der Perestroika in ihrer originären Idee Erfolg versprach, wurde zu ihrem Verhängnis. Das, was bei jedem gesellschaftlichen System – die auf eine Person zugeschnittene Staatsführung – ein großes Risiko birgt, wucherte im sowjetischen Fall mit dem Zusammenwachsen von Basis und Überbau, mit der Verwandlung der Wirtschaft in ein Werkzeug der Politik ins Extrem. Die Kehrseite dieser erzwungenen wechselseitigen Abhängigkeit: die politische Katastrophe zog die Wirtschaft in den Abgrund.« (432)

Falin sammelt Negatives: Der Faktor Zeit wird ausschließlich gegen Gorbatschow als Person geführt, nicht als ein Faktor, der die Perestroika in ihren Mitteln bedrängte. Stalin hatte 15 Jahre Zeit, um Kontrahenten und Gegner zu entmachten, lahmzulegen und umzubringen, Chruschtschow vier, Breschnew zehn Jahre. »Gorbatschow wurde von der Mehrheit binnen weniger Monate zum unangefochtenen Führer erkoren.« (437) Seine Mittel der Machterhaltung waren andere; Falin irritierte, daß »er sich mit 'verdienten Funktionären'« (437) umgab. Gorbatschow sei dem Narzißismus verfallen, er habe an einem »Informationsfeudalismus mit freundlichem Gesicht« gearbeitet (438).

Falin beschreibt recht genau die Wirkungsmechanik des Staatssozialismus: die politische Sphäre wird in den Institutionen für gesellschaftliche Realität gehalten und dieses Imaginäre in politisches Handeln übersetzt. »Unsere Statistik spiegelte ohne weiteres ein durchaus annäherndes Bild, speziell in der Volkswirtschaft. Aus einem Instrument zur Evidenz, Kontrolle und Regelung entartete sie zu einem Make-up für das kranke und trostlose Antlitz der Gesellschaft ... Wenn ein Schauspieler oder Politiker tagaus, tagein sich im Kreis abstrakter Begriffe und Werte dreht, künstliche Luft atmet, mit einem ihm allein vorbehaltenen Löffel isst, dann beginnt er, von einem bestimmten Augenblick an, die Abstraktion für das wirkliche Leben zu halten, und die Wirklichkeit wird zu einer Abstraktion.« (432f) Die Nicht-Zurkenntnisnahme der realen Probleme des Riesenreiches durch den Generalsekretär und späteren Präsidenten wird überzeugend am Nationalitätenproblem dargelegt, das Gorbatschow offenbar leugnete. Allein 76 bis 78 Millionen Menschen lebten 1990 nicht in Republiken ihrer ethnischen Zugehörigkeit. »Nach dem Zerfall der Union verwandelten sie sich in Emigranten, gelangten in die Situation des 'Gastarbeiters' ohne bürgerliche und politische Rechte.« (460) Auch seine – wenn auch kargen – Anmerkungen zur ökonomischen Lage geben nachvollziehbare Blockierungen an. Ein Fünftel des Nationalproduktes wurde in der SU für Rüstung ausgegeben, eine Zahl, die bis 1990 nicht einmal dem Politbüro bekannt wurde. Falin klagt: »Keine Konversion, keine 'entschlossene' und 'radikale' Entmilitarisierung der Wirtschaft, keine außerordentliche, intensive Ausarbeitung realistischer Neuerungsprogramme, die die Volkswirtschaft vom Kopfstand auf die Füße stellen würde, aber 'Beschleunigung', 'Erhöhung der Effektivität', 'Ordnung'.« (462) Die fehlende Rückbindung der wirtschaftlichen Veränderungen an die sozialen und wirtschaftlichen Möglichkeiten der Republik, gepaart mit der Unterwerfung unter westliche Rationalisierungsmodelle, für die es keine Basis gab, waren Zuarbeiter des Zusammenbruchs. Ganz an die Vergangenheit anknüpfend wurde dem Primat des Politischen nachgegeben, dem der wirtschaftliche Umbau folgen sollte. Anti-Stalinismus und Ent-Militarisierung war demgegenüber das Programm Falins, der in seinen Argumentationen zwar das Faktische negiert, aber keine Auskunft über realistische Alternativen gibt.

Es kann kein Zufall sein, daß Falin auf allen Ebenen Gorbatschow die revolutionären Absichten abspricht, die dieser in seinem Buch *Perestroika. Die zweite russische Revolution* (1987) entwickelte. Dem Demokratievorhaben wird der Spiegel der autoritären (einsamen) Führung entgegengehalten, den ökonomischen und politischen Reformvorhaben ihre Halbherzigkeit vorgeworfen. Könnendes Wollen und wollendes Können klaffen in Falins Augen auseinander. Und zum Schluß schenkt Gorbatschow den Deutschen ohne Bedingungen die Einheit, ohne die DDR-Führung hinzuzuziehen und ohne seine Regierung zu befragen.

Insgesamt bestärken diese *Erinnerungen* die Vorstellung, daß die »große Politik« von individuellen Männern gemacht wird, und von deren Möglichkeiten, einander zu verstehen, Einsicht in die jeweils andere Lage zu gewinnen und ihrer Entschlossenheit, wahrhaftige Menschen zu sein, abhängig ist. Erhellende Hintergrundinformationen aus dem grauen Reich der Diplomatie liefern sie leider kaum. Warum zum Teufel hat Gorbatschow die DDR verschenkt? Warum wurde die Miene von Schmidt eisig? Wer hat die Grenzen der DDR aufgemacht? Und wieso konnte Schewardnadse weich werden und aus den 4 + 2-Verhandlungen 2 + 4-Verhandlungen machen?

Kornelia Hauser (Bielefeld)

Kang, Chong-Sook, und Ilse Lenz: »Wenn die Hennen krähen...« Frauenbewegungen in Korea. Westfälisches Dampfboot, Münster 1992 (159 S., br., 19,80 DM)

In einem Land wie Korea – gemeint ist hier Südkorea –, das von 1910 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges japanische Kolonie war, anschließend unter der Herrschaft von Militärregimen gelitten hat und in dem der Neokonfuzianismus zur Staatsphilosophie erhoben wurde, ist die Frauenbewegung von Beginn an eng mit der sozialen Bewegung und den Bestrebungen nach Demokratisierung verbunden. Entsprechend lautet auch die Grundfrage, die sich frauenpolitisch bewegte Frauen in Korea stellen: Wie können Frauen in Korea eine soziale Entwicklung voranbringen, die zu einer Demokratisierung von unten führt und soziale und ökonomische Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern aufhebt?

Die koreanische Gesellschaft ist, ganz nach dem Verständnis des Neokonfuzianismus, vollkommen durchhierarchisiert. Dies bedeutet, daß nur Freunde gleichrangig sein können, alle anderen zwischenmenschlichen Beziehungen sind von einem Verhältnis der Über- und Unterordnung bestimmt: politischer Herrscher-Bürger, Vater-Sohn, Ehemann-Ehefrau sowie Ältere-Jüngere. Den Höherstehenden ist bedingungslos Respekt und Loyalität entgegenzubringen. Besonders betroffen sind davon die Frauen. Sie werden bei der Heirat in das Familienregister des Mannes eingetragen, das bedeutet faktisch ihre vollkommene rechtliche Unterordnung unter den Ehemann und den Verlust ihrer alten familiären Zusammenhänge. Bei einer Scheidung hätte die Frau dann nicht nur die Familie ihres Mannes, sondern auch ihre eigene verloren. Das ist auch eine der Ursachen für die niedrige Scheidungsrate in Korea (sie liegt bei 5 %). Außerdem erlitten sie, ebenso wie die Männer, einen erheblichen Ansehensverlust in der Gesellschaft. Festgeschriebene Arbeitsteilungen in der Ehe – die Frau versorgt und pflegt ihren Mann und die Kinder, der Ehemann hingegen ist für den finanziellen Unterhalt der Familie und für deren Schutz verantwortlich – sehen Lebensräume für Frauen vornehmlich in Haus und Haushalt vor. Öffentliches Auftreten von Frauen z. B. in der Politik, wird als unpassend erachtet.

Die beginnende Industrialisierung nach der Beendigung des Koreakrieges 1953 brachte für Frauen einschneidende Veränderungen mit sich. Der Wandel von einem Agrarstaat zu einem industriellen Schwellenland, orientiert am westlichen Kapitalismus, besonders den USA, korrespondierte zu großen Teilen nicht mit den autoritären, traditionellen Gesellschaftsverhältnissen. Die entstehenden Spannungen betrafen besonders stark die Frauen, weil sie zum einen für den Zusammenhalt der Familien auch unter den veränderten Gesellschaftsbedingungen sorgen, zum anderen für die steigenden Lebenshaltungskosten (besonders in den Großstädten) aufkommen mußten. Viele Frauen waren so aus ökonomischen Gründen gezwungen, arbeiten zu gehen. Dies widersprach extrem dem herkömmlichen Frauenbild. Aus diesem sozialen Druck heraus begann sich in den sechziger Jahren die koreanische Frauenbewegung zu entwickeln. Zu Beginn engagierten sich vor allem Frauen aus gehobenen Bürgerfamilien und ältere Frauen. Doch schon bald kamen junge Akademikerinnen, Arbeiterinnen und viele aus christlichen Kirchenkreisen stammende Frauen dazu (heute gibt es in Korea mehr Christen als Buddhisten oder Anhänger anderer Glaubensgemeinschaften).

Zu Beginn der achtziger Jahre bestand so die koreanische Frauenbewegung aus einem breiten sozialen Bündnis, das bis heute die Frauenbewegung in Korea prägt. Den einzelnen Gruppierungen der Frauenbewegung gehörten Arbeiterinnen, Büroangestellte, Hausfrauen, Bäuerinnen, Aktivistinnen der Sozialen Bewegung (StudentInnen- und SchülerInnenbewegung), Frauen aus der Mittelschicht sowie kirchlich engagierte Frauen an. In diesen Jahren schlossen sich 21 Frauengruppen zu einer

Dachorganisation, der Korean Women's Association United (KWAU) zusammen. Waren die Themen zu Beginn der koreanischen Frauenbewegung sehr allgemein formuliert – sie umfaßten Frauenbildung, Abschaffung der persönlichen und rechtlichen Diskriminierung, Frauennarbeit und nationale Eigenständigkeit bezüglich der Erfahrungen als japanische Kolonie und das Streben nach Wiedervereinigung mit Nordkorea – so konkretisierten sie sich in den achtziger Jahren zusehends. Das Spektrum der Aktionen verdeutlicht die Themenpalette: Demonstrationen gegen sexuelle Gewalt, eine Boykott-Aktion gegen eine Textilfirma aus Solidarität mit den Arbeiterinnen, eine Kampagne gegen die Zwangspensionierung von Frauen ab dem 25. Lebensjahr und Demonstrationen und Informationskampagnen gegen Vergewaltigung und zu den Problemen von Prostituierten. (Prostitution ist besonders in den Touristenzentren weit verbreitet und zum Teil staatlich, direkt oder indirekt, unterstützt. Die Prostituierten sind aber weder sozial noch gesundheitlich abgesichert, zudem gesellschaftlich geächtet.) Ein Thema, das in den letzten Jahren, in denen die negativen Auswirkungen der Industrialisierung auf die Umwelt spürbarer werden, zunehmend durch die Frauenbewegung aufgegriffen wird, ist der Umweltschutz.

Neben diesen konkreten Zielen wenden sich alle frauenbewegten Gruppen gegen die hochbürokratisierten, professionalisierten und männlich bestimmten Formen der Politik. Der wachsende Bildungsstand unter den Frauen in Korea und das damit verbundene Streben nach einer ihrer Ausbildung entsprechenden Arbeitsstelle in Wirtschaft und öffentlichem Leben, rückt die Politik und ihre Organisation stärker in das Interesse der Frauenbewegung. Die Vielfalt an Gruppen und Gruppierungen und die Vielschichtigkeit der sie bewegenden Motive (große christliche Mittelschichtorganisationen, christliche Basisorganisationen, Koordinationsstellen zwischen den Kirchen oder ihren Frauengruppen, Frauengruppen zu Problemen der Frauennarbeit, Graßwurzelgruppen, die zu spezifischen Problemfeldern oder bestimmten Zielgruppen arbeiten, Frauenabteilungen in gemischten Verbänden, Frauenforscherinnen und ihre Institutionen, Frauengruppen in der Provinz, Kulturelle Aktionsgruppen, Dachverband KWAU) motivierten die Autorinnen zu dem Titel: Wenn diese vielen Hennen krähen, besteht die Hoffnung, daß sich in Korea die Dinge zugunsten der Frauen entwickeln und verändern.

Dieser Bericht über die Frauenbewegung in Korea gibt einen interessanten Einblick in die für EuropäerInnen weitgehend unbekannt Situation von Frauen in einem asiatischen Land. In einem abschließenden Vergleich zwischen den Zielen der Frauenbewegung in Korea und der BRD kommen die Autorinnen zu dem Ergebnis, daß »die Diskussion darüber, wie die Frauenbewegungen die Demokratisierung von unten fördern und beflügeln können«, hierzulande noch am Anfang steht und wir von den Frauenbewegungen in Ostasien und Lateinamerika, die die Demokratisierung mitgetragen haben, lernen könnten. Es gilt also auch hier, wo bereits einige frauenpolitische Ziele erreicht zu sein scheinen, sich nicht mit dem bereits Erreichten zufriedenzugeben.

Anke Wiß (Berlin)

Küper-Başgöl, Sabine: Frauen in der Türkei zwischen Feminismus und Reislamisierung. Lit Verlag, Münster, Hamburg 1993 (282 S., br., 34,80 DM)

Das Buch beginnt mit Schlagzeilen aus der deutschen Presse, die anlässlich der Diskussion zu Kopftüchern an den türkischen Universitäten 1987 die Angst des Westens vor einer Reislamisierung in der Türkischen Republik zum Ausdruck bringen. Als sei Sabine Küper-Başgöl selbst noch in dem kämpferischen Ton gefangen, der damals die Debatten in der türkischen Presse bestimmte, setzt sie die Einleitung zunächst in einem journalistischen (und z.T. aus dem militärischen Bereich entlehnten)

Stil fort. Dabei schreckt sie nicht davor zurück, ernsthaft von den Kopftuchprotesten an türkischen Unis als »Anschlag« auf das moderne Staatswesen (2f), von der »Palastrevolution« der ersten türkisch-osmanischen Frauenbewegung, von der Entstehung eines kemalistischen weiblichen »Elitecorps« (4) bzw. einer »Elitekaste« (6) und von der »kemalistischen ... Soldatin im Kampf gegen Unterentwicklung und Unbildung« (5) zu sprechen. Auch inhaltlich wird nicht sofort deutlich, inwieweit Küper-Başgöl eine kritische Distanz zum Untersuchungsgegenstand, v.a. zur Rolle der kemalistischen »Modernisierung«, bewahrt, wenn sie z.B. Atatürk als »tatkräftigsten Protagonisten« der türkisch-osmanischen Frauenbewegung (4) bezeichnet oder den türkischen Nationalismus als »Selbstbestätigung eines nationalen Gefühls« (2) verharmlost, ohne auf dessen verheerenden Folgen für die im Staatsgebiet der Türkischen Republik lebenden anderen ethnischen Gruppen, v.a. die KurdInnen, zu verweisen.

Glücklicherweise trägt jedoch dieser in der Einleitung geweckte Eindruck, da die Arbeit im folgenden wesentlich differenzierter und kritischer wird. Sie stellt v.a. eine Auseinandersetzung mit den Entstehungsbedingungen, Wirkungsweisen und Folgen des kemalistischen »Staatsfeminismus« dar, der entscheidend dazu beitrug, daß sich in der Türkei erst in den achtziger Jahren wieder eine unabhängige Frauenbewegung entwickelte. Diese Bemühungen von türkischen Frauen um Selbstbestimmung artikulieren sich innerhalb von zwei sehr divergierenden Bewegungen – der feministischen und der islamistischen. Während die »nachkemalistische« Elite, die sich v.a. aus Wissenschaftlerinnen der jüngeren Generation zusammensetzt, für eine feministische Frauenbefreiung durch die Frauen selbst kämpft und die Verwirklichung der Rechte einklagt, die durch die staatlich eingeleitete kemalistische »Frauenbefreiung« nur scheinbar gewährt wurden, lehnt die »islamische Gegenelite« die kemalistische »Scheinmodernität« vollständig ab und vertritt ein neues Frauenbild, daß durch den Slogan »Gerechtigkeit statt Gleichheit« zusammengefaßt wird.

Küper-Başgöl versucht aufzuzeigen, wie es zu dieser extrem differenten Entwicklung kommen konnte. Theoretisch grenzt sie sich ab erstens von den Modernisierungstheorien, die – wie der Kemalismus – von einer unilinearen Entwicklung von der »Tradition« zur westlich definierten »Moderne« ausgingen, zweitens von »radikal-feministischen« Ansätzen, v.a. ihrer Tendenz, die Trennung in männlich-gesellschaftliche Herrschaftswelt und weiblich unbestimmte Nebenwelt zu übernehmen (13) und die verschiedenen ideologischen Strukturen innerhalb einer Gesellschaft alle unter die Kategorie »Patriarchat« zu subsumieren, sowie drittens von rein materialistischen Ansätzen, die eine Analyse von Ideologien vernachlässigen, zumal wenn es sich um den »Nebenwiderspruch Frauenunterdrückung« handelt (17).

Statt dessen greift die Autorin hier auf den von der türkischen Soziologin Kandiyoğlu geprägten Begriff »patriarchal bargaining«, »Strategien, mit denen Männer und Frauen ihre spezifischen Interessen innerhalb ihrer Geschlechterrollen realisieren, letztendlich jedoch zur Beibehaltung des Systems beitragen, also einen 'Handel mit dem Patriarchat' eingehen« (16), zurück. So werden Geschlechterverhältnisse hier als Ideologien verstanden, die sich abhängig von ihrer jeweiligen Verbindung mit Machtstrukturen innerhalb einer Gesellschaft unterschiedlich organisieren und unterschiedlich auf Wandlungsprozesse reagieren können (17f).

Dieser Ansatz ermöglicht eine breit angelegte historische Analyse von materiellen und ideologischen Entwicklungen. Da die Autorin zudem mit der Untersuchung von Tradition und Wandel im Osmanischen Reich beginnt, gelangt sie erst im letzten Sechstel zu der neuen türkischen Frauenbewegung, was die LeserInnen enttäuschen wird, die im Vertrauen auf den Titel v.a. eine Analyse neuerer Entwicklungen

erwarteten. Jedoch bietet das Buch eine umfassende Aufarbeitung der Literatur zur gesamtgesellschaftlichen Entwicklung einerseits und der Frauenforschung andererseits. Dabei gelingt es der Autorin, in den einzelnen Phasen immer wieder die jeweilige Funktion der Instrumentalisierung von Ideologien und speziell der Frauenfrage herauszuarbeiten und so ein sehr komplexes Bild zu entwerfen.

In der Frühphase der Türkischen Republik, dem Einparteienregime 1923-45, versuchte die kemalistische Staatsklasse v.a. durch eine Reform des Rechts- und Bildungswesens, eine »moderne« Gesellschaft zu schaffen. Dabei instrumentalisierte sie die Frauenfrage zur Bekämpfung der islamischen Überreste des Osmanischen Reiches. Während die Masse der Bevölkerung von den Reformen nicht erreicht wurde oder sie sogar ablehnte, wurde im Zentrum die Entwicklung einer Elite von hochgebildeten professionellen, aber »entsexualisierten« Frauen gefördert, die unter Verzicht auf einen Wandel der innerfamiliären Beziehungen demonstrativ am öffentlichen Leben partizipieren sollten. Die so verstandene »Emanzipation« der Frauen spielte nach Küper-Başgöl für die Kemalisten die Funktion eines »Modernisierungsfetischs«, der den Abstand zwischen propagierten Zielen und der sozialen Realität verdecken sollte (Kap. 5).

In der folgenden Phase des Mehrparteienregimes versuchten mit demselben Ziel Regierungsparteien (z. B. die Demokratische Partei DP 1950-60 oder die ANAP unter Özal 1983-91), durch »Beschwörung von tradierten [z. B. religiösen] Symbolen der Solidarität« (159) die sozialen Spannungen abzufedern, die durch die ökonomische Liberalisierung hervorgerufen wurden. Im Zuge der zunehmenden Polarisierung und Differenzierung der Gesellschaft im allgemeinen und der Situation von Frauen im besonderen wurden in den einzelnen sozialen Schichten je eigene Geschlechterrollen ausgehandelt (*patriarchal bargaining*). Während die Frauenrolle bis 1980 noch von einzelnen ideologischen Strömungen instrumentalisiert wurde, führte der beschriebene Differenzierungsprozeß dazu, daß sich nach der vorübergehenden Aussetzung jeglicher Form von politischer Partizipation durch den Militärputsch von 1980 zwei unterschiedliche Strömungen entwickelten, mit denen Frauen ihre Situation selbst neu bestimmen wollten. Einerseits begann die zweite Generation der Bildungselitefrauen, die in der Sozialstruktur keine Entsprechung für ihr europäisches Modernitätsverständnis und Elitebewußtsein mehr finden konnte, eine kritische feministische Auseinandersetzung mit dem kemalistischen Emanzipationsverständnis. Andererseits klapften auch für die ärmeren Frauen die eher traditionell geprägten Ansprüche an Geschlechterrollen und ihre soziale Realität immer deutlicher auseinander. Die neue Thematisierung der Frauenrolle in den islamistischen Bewegungen kann als Versuch von Frauen (und Männern) interpretiert werden, durch reziproke selektive Übertreibung der Tradition auf diese Desintegration zu reagieren. Überschneidungen zwischen der feministischen und der islamistischen Kritik an der Funktionalisierung des Frauenbildes im Modernisierungsprozeß (252) werden von Küper-Başgöl angesprochen. Inwieweit sich beide Strömungen gegenseitig in ihrer zeitgleichen Entwicklung beeinflussen haben, wird jedoch hier nicht genauer geklärt, obwohl diese Erwartung in der Einleitung geweckt wurde.

Abgesehen von der immer wieder auftauchenden unhinterfragten Verwendung von Schlagwörtern sowie gewissen Unstimmigkeiten in der Form (Literaturangaben, Gliederung) stellt das Buch insgesamt einen empfehlenswerten Überblick über die Entwicklung der Geschlechterverhältnisse in der Türkischen Republik dar, der zahlreiche anregende Interpretationen enthält.

Heidi Wedel (Berlin)

Richter, Gudrun und Martina Stackelbeck: Beruf und Familie. Arbeitszeitpolitik für Eltern kleiner Kinder. Bund Verlag, Köln 1992 (217 S., br., 28,- DM)
Weiler, Anni: Frauenlöhne – Männerlöhne. Gewerkschaftliche Politik zur geschlechtsspezifischen Lohnstrukturierung. Campus Verlag, Frankfurt/M 1992 (267 S., br., 44,- DM)

Anni Weiler überprüft die Rolle der Gewerkschaften bei der Reproduktion der geschlechtsspezifischen Lohnstrukturierung. Gudrun Richter und Martina Stackelbeck beleuchten die Haltung der Gewerkschaften zu Arbeitszeitmodellen, die Paaren die Vereinbarung von Beruf und Elternschaft ermöglichen. Beide Arbeiten sind interessant, weil sie nicht nur nachweisen, daß Gewerkschaften Männerorganisationen sind, sondern die Gründe hierfür in den allgemeinen Bedingungen gewerkschaftlicher Politik aufzeigen.

Mit dem Begriff der Frauenlohndiskriminierung wird im gewerkschaftlichen Diskurs kritisiert, daß Frauen für gleiche oder gleichwertige Arbeit geringer entlohnt werden als Männer. Weiler wendet sich gegen ein solches Begriffsverständnis wie auch gegen die daraus abgeleitete Forderung »gleicher Lohn für gleiche Arbeit«. Sie sei »ein Mittel zur konfliktfreien Integration der Frauenlohnproblematik in den Zielkatalog gewerkschaftlicher Politik« (213). Denn sie setze die »Existenz eines präzisen, unanfechtbaren Bewertungsmaßstabes für die Beurteilung voraus« (11), und sie basiere auf der »Annahme, daß sich eine objektive Relation zwischen Arbeitsmühe und deren Entlohnung herstellen läßt, zwangsläufig, daß eine Lohndifferenzierung unabdingbar und eine unterschiedliche Entlohnung bei 'ungleichen' bzw. 'ungleichwertigen' Arbeiten gerechtfertigt ist« (11f). Dagegen schlägt Weiler vor, Lohndiskriminierung von Frauen als einen in Lohn gefaßten »Ausdruck der gesellschaftlichen Geringschätzung der Frauen und der Frauenarbeit« (13) zu verstehen. Lohngleichheit für Männer und Frauen läßt sich danach nur durchsetzen, wenn das soziale Gefälle zwischen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern insgesamt, in der sozialen Hierarchie des Betriebes und in der Gesellschaft überhaupt, abgeschafft ist. Eine zentrale Barriere sei die *soziale Lohnstrukturdynamik*, die in verschiedenen Untersuchungen beobachtet werden konnte. Danach löst die Erhöhung der Löhne z.B. statusniederer Gruppen sofort Anpassungsprozesse bei statushöheren Gruppen aus.

Weiler untersucht nun die Tarifpolitik in Organisationsbereichen der IG Metall, IG Chemie, NGG, GTB, HBV und ÖTV vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis in die Gegenwart daraufhin, »ob die Diskriminierung der Frauen durch die Form der Interessenvertretung oder die inhaltliche Gestaltung der Tarifverträge verstärkt wird oder die Frauenlohndiskriminierung eine durchgängige – von der Form und dem Inhalt der Interessenvertretung unabhängige – Erscheinung ist« (49). Ihr Material sind Protokolle, Vertragstexte, Kommentare usw., die Auskunft über tarifpolitische Strategien und Ziele der Gewerkschaften bezüglich Entlohnungsfragen geben. Dabei konzentriert Weiler sich auf die Politik zur Entlohnung der Arbeiterinnen und berücksichtigt die der weiblichen Angestellten nur sporadisch. Sie versucht, alle Elemente einzubeziehen, die Einfluß auf die Höhe des Verdienstes haben wie Arbeitszeit (Teilzeit- oder Vollzeitbeschäftigung), Lebensalter und Dauer der Berufs- und Betriebszugehörigkeit.

Ihr Ergebnis ist niederschmetternd: »Als Fazit kann festgehalten werden, daß keine einzige Tarifauseinandersetzung geführt wurde, in der es in erster Linie oder vorrangig um Verbesserungen für die Frauen ging« (198). Zu veränderten Regelungen für Frauenlöhne kam es nur dann, »wenn das lohntechnische System an sich zur Debatte« (195) stand. Sie referiert die entscheidenden Zäsuren: In den Jahren zwischen 1945 und 1950 sei die historisch besondere Situation des Neuaufbaus – 1948

Währungsreform, 1949 Inkrafttreten des Tarifvertragsrechtes – nicht zur Angleichung der Löhne von Männern und Frauen genutzt worden. Im Gegenteil wurden von vielen neugegründeten Industriegewerkschaften Tarifverträge abgeschlossen, die niedrigere Frauenlohngruppen enthielten. Ursache dafür sei die interne Prioritätenliste gewerkschaftlicher Politik, »lohnpolitisch ging es vor allem darum, das durch die Vor- und Nachkriegszeit stark zerrüttete Lohngefüge zu normalisieren« (54). In den fünfziger Jahren wurden Reformen der Grundlohndifferenzierungen in den verschiedenen Tarifbereichen und -rahmenverträgen durchgeführt. Grundlöhne wurden nicht mehr ausschließlich nach Qualifikation, sondern nach Arbeitsanforderung bzw. -leistung differenziert. Das Gegenkonzept einer bedarfsbezogenen oder solidarischen Entlohnung – in den sechziger Jahren in Schweden mit großem Erfolg für die Gleichberechtigung der Frauen umgesetzt – wurde nicht erwogen.

Zwar verfolgten die IG Metall und andere Gewerkschaften seit Ende der sechziger Anfang der siebziger Jahre »eine Politik der Anhebung der unteren Lohngruppen« (127), indem sie die Lohnrelationen durch Sockel- oder Mindestbeträge anzunähern versuchten, diese Maßnahmen seien jedoch durch weit größere Verbesserungen im Mittelfeld neutralisiert worden. Anders als in Schweden stoßen bereits Forderungen nach einfachen linearen Lohnerhöhungen in der BRD auf Widerstand. Dies habe die wenig konfliktfähigen Gewerkschaften davon abgehalten, eine solche Politik der Lohnnivellierung zu forcieren. Eine Strategie, die Weiler sogar »einleuchtend« erscheint, denn: »Eine auf Änderung der Lohnrelationen zielende Gewerkschaftspolitik führt in mancher Hinsicht einen Kampf nach innen und hat unter Umständen die Gruppe der privilegierten Arbeitskräfte gegen sich, aber nicht unbedingt an deren Stelle die unterprivilegierten aktiv hinter sich.« (187) Wenn diese Einschätzung zutrifft, bleibt die Frage, wie und durch wen die Anhebung der unteren Verdienste oder gar die Nivellierung von Einkommen umsetzbar wäre. Weiler orientiert auf Schweden. Dort war es der sozialdemokratische Staat, der entscheidend in Richtung Angleichung der Löhne wirkte.

Neben Lohnfragen gehören Auseinandersetzungen um Arbeitszeiten zu den traditionellen Themen gewerkschaftlicher Politik. Der Kampf für Arbeitszeitverkürzung seit Beginn der Industrialisierung ging mit der Standardisierung der Arbeitszeiten einher. Gewerkschaftlicher Schutz bezog sich auf die jeweils erkämpfte Normalarbeitszeit. Weitgehend unberücksichtigt blieb, daß die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung unterschiedliche Zeitanforderungen an Männer und Frauen stellt. Richter und Stackelbeck sind optimistisch, daß sich dies in Zukunft ändern wird. Sie vermuten, daß die »Forderung nach einer Arbeitszeitverkürzung für Eltern kleiner Kinder ... allmählich diskussionsfähig (wird)« (13). Sie schließen dies aus der Tatsache, daß inzwischen mehrere Arbeitszeitmodelle für diese Gruppe entwickelt wurden. Bislang seien allerdings die betrieblichen Umsetzungschancen kaum erforscht. Diesen gehen sie nach, indem sie ExpertInnen (Personalleitung, Interessenvertretung) in neun Unternehmen befragten und Gruppengespräche mit betroffenen Eltern in zwei Unternehmen führten. Darüber hinaus vergleichen sie die bundesrepublikanische mit der schwedischen Situation und diskutieren eine Pool-Lösung zum Arbeitskräfteaustausch für kleine und mittlere Unternehmen.

Überraschend ist zunächst die vergleichsweise große Zustimmung zu den Wiedereinstiegsregelungen von seiten der Unternehmensleitungen. Eine Repräsentativbefragung von 1987 hatte ergeben, daß insgesamt zehn Prozent der bundesrepublikanischen Betriebe Müttern und Vätern, die für eine bestimmte Zeit zur Betreuung von Kindern aus dem Beruf aussteigen wollen, eine Rückkehrmöglichkeit bieten – mit steigender Tendenz (vgl. 40). Meist sind es große Unternehmen, auffällig häufig aus

der Chemieindustrie und der Versicherungsbranche. Mit Wiedereinstiegsregelungen u.ä. wollen sie ihr Image verbessern und die Wettbewerbschancen um Kunden und qualifizierte Arbeitskräfte erhöhen. Die Autorinnen fragen nach dem Zustandekommen der Regelungen – wer hat die Initiative ergriffen? – und beurteilen die Regelungsdetails nach folgenden Fragen: Für welche Personen gilt die Vereinbarung? Sind auch die Väter angesprochen? Wie verbindlich ist die Garantie auf Rückkehr an den alten Arbeitsplatz? Wie lange kann ausgestiegen werden? Wer nimmt die Wiedereinstiegsregelungen in Anspruch? Welche Motive und Hintergründe (z.B. Einstellung zu Beruf bzw. Familie, Informationsstand, »Förderklima« im Betrieb, vgl. 68) sind dabei von Bedeutung? Welche betrieblichen Strategien zur Kompensation des elternschaftsbedingten Arbeitskräfteausfalls werden ergriffen (Vertretung oder Ersatz)? Welche Maßnahmen werden getroffen, um dem Veralten von Qualifikationen entgegenzuwirken? Zu welchen Problemen kommt es bei der Rückkehr in den Betrieb? Abgerundet wird diese Beschreibung durch eine tabellarische Aufstellung im Anhang zu Wiedereinstiegsregelungen für Mütter und Väter in 20 Unternehmen der Privatwirtschaft.

Aus der Analyse entwickeln die Autorinnen Empfehlungen. Den größten Schutz für die Beschäftigten gewähren vertraglich abgesicherte Maßnahmen (Betriebsvereinbarung oder Firmentarifvertrag, vgl. 57). Notwendig sei auch die Ausweitung der Vereinbarungen auf leitende bzw. außertariflich Angestellte, um mehr Väter zur Beteiligung an der Betreuung und Erziehung ihrer Kinder zu motivieren. Und sie heben hervor, daß nur bei ruhenden Arbeitsverhältnissen eine Rückkehr auf den alten Arbeitsplatz garantiert ist. Die bestehenden Regelungen sind unterschiedlich weitreichend, in einigen Betrieben wird tatsächlich die Rückkehr auf den alten Arbeitsplatz garantiert, in anderen lediglich die bevorzugte Berücksichtigung bei Neueinstellungen zugestanden. Der Prozeß der Rückkehr vollziehe sich dennoch relativ komplikationslos. Allerdings sind die Garantieleistungen in allen untersuchten Betrieben auf Vollzeitarbeitsplätze beschränkt, und es »entstehen häufig dann Probleme, wenn die Abwesenden nach ihrer Rückkehr ihre Arbeitszeit reduzieren wollen« (83). Nur in *einer* der analysierten Vereinbarungen wird auf Teilzeitarbeit eingegangen. Hier sehen die Autorinnen den größten politischen Regelungsbedarf.

In fünf Branchen wurden inzwischen Tarifvereinbarungen zum beruflichen Wiedereinstieg abgeschlossen: Einzelhandel (1989), Privates Bankgewerbe (1989), Metallindustrie (1990), Versicherungen (1990), Groß- und Außenhandel (1990). In der Chemieindustrie (seit 1989) und im Bereich Nahrung-Genuß-Gaststätten (1990) bestehen Rahmenvereinbarungen. Die Autorinnen prüfen, ob diese vertraglichen Regelungen tatsächlich verhindern, daß Frauen und Männer, die auf Grund von Kinderbetreuungsaufgaben ihre Erwerbsarbeit unterbrechen, diskriminiert werden. Dabei gehen sie immer von einem funktionierenden Elternpaar aus und ignorieren die Probleme von Alleinerziehenden. Für diese Gruppe werden keine Lösungen gesucht. Auch das Problem der Privatisierung von Kinderversorgung und -betreuung bleibt unreflektiert.

Gravierende Mängel in den Branchentarifverträgen sehen sie »insbesondere hinsichtlich der eingeschränkten Arbeitsplatz- und Einkommensgarantien, der nur begrenzt vorhandenen Wahlmöglichkeiten zwischen Voll- und Teilfreistellung, der nur in wenigen Fällen gegebenen Teilung der Erziehungszeiten zwischen Müttern und Vätern sowie der mittelbaren Diskriminierung durch die Nichtanrechnung von Erziehungszeiten auf Anwartschaften, die für betriebliche Sozialleistungen bedeutsam sind.« (107f) Zusammenfassend lasse sich feststellen, daß über die Festschreibung der bereits praktizierten Regelungen kaum hinausgegangen wurde.

Arbeitszeitpolitisch plädieren Richter und Stackelbeck dafür, daß »statt eines einheitlichen Konzeptes ... verschiedene Formen der Arbeitszeitverkürzung (z.B. Blockfreizeiten, tägliche Arbeitszeitverkürzung, Ansammeln von Zeitguthaben etc.) nebeneinander bestehen (sollten)« (172). Blockierungen von Seiten der Unternehmen seien kaum zu erwarten, im Gegenteil: »In einigen dieser Unternehmen gibt es in den Grundsatz- und Personalabteilungen erste Überlegungen hinsichtlich der Einführung von Jahresarbeitszeiten, die dem Konzept eines Zeitkontos sehr nahe kommen. Die Schwierigkeiten werden hier weniger in der 'technischen Handhabbarkeit' (Zeiterfassungs-, Abrechnungssysteme) und der arbeitsorganisatorischen Realisierbarkeit entsprechender Arbeitsplätze gesehen als in dem Widerstand der Gewerkschaften gegen solche flexiblen Zeitmodelle« (150). Diese Einschätzung von betrieblicher Seite ist kaum verwunderlich, denn Unternehmen und Beschäftigte verfolgen mit flexiblen Arbeitszeiten gemeinsame und antagonistische Ziele. Auszuhandeln ist, »wer letztlich den Wechsel zwischen verschiedenen Arbeitsvolumen bestimmt und inwieweit es einklagbare Rechte für die individuellen Gestaltungsmöglichkeiten der Arbeitszeit gibt« (150). Hier sehen die Autorinnen die Gewerkschaften gefordert. Die meisten Einzelgewerkschaften hätten in ihrer Haltung zur Teilzeitarbeit und flexiblen Arbeitszeit eine Wandlung durchgemacht. Statt strikter Ablehnung gäbe es nun Regelungsvorschläge, deren Umsetzung allerdings noch weitgehend aussteht, weil andere Forderungen wie etwa die allgemeine Arbeitszeitverkürzung vorrangig behandelt wurden. Auf konkrete Defizite in Tarifverträgen bezüglich Teilzeitarbeit weist auch Weiler hin. Dort ist zu erfahren, daß lediglich »fünf der in der Bundesrepublik geltenden 36000 Tarifverträge ... Regelungen zur Mehrarbeit von Teilzeiterkräften (enthalten)« (Weiler, 164).

Beide Studien sind ein Plädoyer für den Umbau der Gewerkschaften durch Frauen, um etwas für Frauen durchsetzen zu können. Beide machen deutlich, daß Gewerkschaften erst dann etwas bewegen, wenn sie selbst bewegt wurden.

Sünne Andresen (Berlin)

Ökonomie

Winkler, Adalbert: Geld, Zins und keynesianische Angebotspolitik. Duncker & Humblot Verlag, Berlin 1992 (312 S., br., 118,- DM)

Das Ende des Postkeynesianismus wird durch den Rekurs auf Keynes selbst eingeläutet. Von der neoklassischen Orthodoxie ist in Winklers Buch ohnehin nur als Kontrastfolie die Rede. So liegt die Provokation dieser Schrift darin, sich aus den überkommenen Strukturen des Paradigmenstreits zwischen Keynesianismus und Neoklassik zu lösen, indem die neue Sicht einer monetär-keynesianischen Wirtschaftspolitik entworfen wird. Dieser Konzeption nähert sich Winkler über die Thematisierung der Rolle des Geldes und der Geldpolitik im volkswirtschaftlichen Angebotsprozeß. Hier wird zunächst die neoklassisch-monetaristische Position, die die Wirtschaftspolitik der letzten fünfzehn Jahre maßgeblich beeinflusst hat, in ihren Grundstrukturen zusammengefaßt und einer abschließenden vernichtenden Kritik unterzogen. Von besonderem Interesse ist die Problematik des neoklassischen Zeitbegriffs, der auf zwei unterschiedliche Weisen eine Verbindung von Gegenwart und Zukunft konstruiert. Zum einen wird der Kapitalbegriff der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie als atemporal entlarvt, mit der Konsequenz, daß »erst das Wissen über die zukünftigen Budgetbeschränkungen ... die Bestimmung relativer Preise [erlaubt und] ... das heutige Handeln der Wirtschaftssubjekte ... trivialisiert« (36).

Zum anderen zeigt Winkler, daß auch die moderne neoklassische Geldtheorie mit dem Konzept 'rationaler Erwartungen' lediglich eine Radikalisierung der bekannten 'invisible hand' darstellt. Es wird deutlich, daß neoklassische Wirtschaftstheorie »Politik ... als Störfaktor des ökonomischen Prozesses interpretiert« (58) und damit einer fatalistischen Wirtschaftspolitik das intellektuelle Fundament liefert.

Dem Postkeynesianismus wirft Winkler die Vernachlässigung der Angebotsseite vor, da diese Keynes-Rezeption sich einseitig auf eine Theorie der effektiven Nachfrage konzentriert hat. Seit der Erfahrung der Inflation in den siebziger Jahren, die auf ein theoretisches Defizit der postkeynesianischen Theorie der Wirtschaftspolitik rückführbar ist, hat dieser Ansatz in der wirtschaftspolitischen Praxis keine Relevanz mehr. Sie ist daher berechtigterweise nur beiläufiger Gegenstand einer Betrachtung, die in erster Linie die Erneuerung des monetären Keynes betreibt. Dabei geht es dem Verfasser um die Gewinnung einer alternativen Wirtschaftskonzeption. Grundlegend hierfür ist die Annahme einer offenen (und damit gestaltbaren) Budgetrestriktion in der Zukunft. Mit dieser Annahme rücken Vermögensdispositionen in den Mittelpunkt der Analyse, da kein neoklassischer Zukunftsmarkt existiert und auch die Preisniveaustabilität nicht gegeben ist. Methodisch geht Winkler so vor, daß er einen Dialog zwischen der *Treatise On Money* und der *General Theory* inszeniert und im wesentlichen der Keynes-Interpretation von Hajo Riese folgt. Als Nebenprodukt entsteht ein reichhaltiges Vademecum aus Zitaten und Quellenverweisen, ohne daß der rote Faden verlorengeht.

Als analytisches Substrat werden Inflation und Rezession als Ergebnis von Vermögensdispositionen erklärt, die ihrerseits das Erfordernis einer Wirtschaftspolitik begründen. In der Rezession können Arbeitnehmer und Unternehmer der Konstellation eines Angebotsüberschusses gesamtwirtschaftlich nicht begegnen und in der Inflation wird mit der Entwertung des Geldes die Basis für Produktion im Zeitverlauf zerstört. In beiden Fällen kann für die Zentralbank die Notwendigkeit abgeleitet werden, mittels Zinspolitik die Unsicherheit auf den Vermögensmärkten zu bekämpfen. Dieses wirtschaftspolitische Kapitel hat Winkler ausgesprochen didaktisch angelegt, so daß die vorgeschlagene Rezeptur normativ geprägt ist. Das vorgeschlagene Policy-Mix ist der monetaristischen Praxis entgegengesetzt und weist die Aufgabe der Inflationsbekämpfung (bzw. -vermeidung) anderen Makropolitiken zu, um der Zentralbank die Durchsetzung eines Zinses zu ermöglichen, der die Sachkapitalakkumulation fördert. Es zeigt sich, daß die Glaubwürdigkeit der Geldpolitik von der Bewahrung der Preisniveaustabilität durch Fiskal- und Einkommenspolitik abhängt. Letztlich wird in Winklers Entwurf die fragile Konstellation eines »runden Tisches« der Wirtschaftspolitik sichtbar. Diese Vision mag angesichts der jüngsten wirtschaftspolitischen Erfahrungen auf den ersten Blick naiv erscheinen, jedoch liefert sie eine theoretische Erklärung für das Scheitern der Wirtschaftspolitik der letzten Jahrzehnte.

Jens Hölscher (Swansea)

Lüthje, Boy, und Christoph Scherrer (Hrsg.): *Jenseits des Sozialpakts. Neue Unternehmensstrategien, Gewerkschaften und Arbeitskämpfe in den USA.* Westfälisches Dampfboot, Münster 1993 (208 S., br., 29,80 DM)

1993 läuteten Tarifvertragskündigungen in der Metallindustrie und durch Standortdiskussionen erzwungene Konzessionen in der Bundesrepublik das ein, was für US-Gewerkschaften spätestens seit Beginn der achtziger Jahre Alltag ist: die Unternehmeroffensive auf die Festen der Nachkriegskompromisse. Zudem verschärften die Umstrukturierungen in der Autoindustrie den Druck auf Einführung der japanischen *lean production*, womit sich US-ArbeiterInnen schon länger konfrontiert sehen. Ein

Sammelband zu gewerkschaftlichen Erfahrungen in den USA ist also für deutsche LeserInnen von durchaus praktischem Interesse.

Der Band ist in drei Blöcke unterteilt: Einführung neuer Produktionskonzepte in der Autoindustrie, Widerstand gegen Konzessionsforderungen und Organisierungsbemühungen in High-Tech-Industrien. Im Einleitungsaufsatz führen Lühje/Scherer in die jüngere Geschichte und Rahmenbedingungen der US-Gewerkschaften ein und stellen diese in den Kontext von Etablierung und Krise des fordistischen Wachstums- und Regulierungsmodells. Der fordistische Klassenkompromiß koppelte die Reallohnsteigerungen an das Wachstum der Arbeitsproduktivität und ermöglichte damit die Entfaltung der Massenproduktion. Der implizite »Sozialpakt« wurde komplettiert durch tariflich vereinbarte, betriebsbezogene Sozialleistungen, galt aber vornehmlich für die industriellen Kernbranchen (z.B. Auto, Stahl) bzw. für staatlich stark regulierte Bereiche (z.B. Flugverkehr, Transport, Telekommunikation), weniger für die »Rand-Arbeiterklasse« in gewerkschaftlich schwächer organisierten Branchen oder Regionen. Der Preis für den Pakt war ein geringes politisches Profil der Gewerkschaften und zunehmende Abhängigkeit vom Wirtschaftswachstum. Mit Beginn der Krise des Wachstumsmodells in den siebziger Jahren verstärkten die Unternehmer mit Erfolg ihre Bemühungen, gewerkschaftliche Organisationsversuche zu behindern und Deregulierungen zu erreichen. Der Sozialpakt wurde schrittweise aufgekündigt, und die Gewerkschaften mußten Lohnsteigerungen unterhalb der historischen Formel bzw. Lohnkürzungen sowie Einschränkungen der tarifvertraglichen Regeln zum Arbeitseinsatz und der betrieblichen Sozialsysteme hinnehmen.

Jane Slaughter und Mike Parker arbeiten im ersten Block heraus, daß *lean production* für die ArbeiterInnen in der Autoindustrie konkret »management by stress« (51) bedeutet, d.h. eine extreme Intensivierung der Arbeit. Steve Babsons Umfrage beim Mazda-Transplant in Michigan illustriert dies und zeigt, daß die durch die japanische Managementphilosophie geweckten Partizipationshoffnungen nicht eingelöst wurden. In seiner Diskussion konträrer Leitprinzipien von Teamorganisation schlußfolgert Ulrich Jürgens, daß Teamarbeit japanischen Stils nicht bruchlos als Bestandteil von *lean production* in die USA übertragen werden konnte, da wichtige Rahmenbedingungen fehlen. Dies weckt Zweifel an der Übertragbarkeit von Versatzstücken des japanischen Produktionssystems, wie sie ja auch im deutschen Kontext versucht wird. Kim Moody argumentiert im zweiten Block, daß eine militante und kreative Basis, die Solidarität über Betriebs- und Gewerkschaftsgrenzen hinaus definiert, den konservativen US-amerikanischen *business unionism* überwinden kann. Er sieht die Bergarbeitergewerkschaft (UMW) in einer Vorreiterrolle, da deren Führung im erfolgreichen Arbeitskampf gegen Pittston bereit war, ein hohes Risiko einzugehen und einstweilige Verfügungen und Geldstrafen wegen Betriebsbesetzungen und wilden Streiks zu ignorieren. Heute scheint zwar der Überlebenskampf der UMW mit Abschluß eines neuen Rahmenvertrages zunächst vorbei, der Staat Virginia versucht aber mit Unterstützung der Clinton-Regierung weiter, die ausstehenden Gelder einzutreiben. Ein atmosphärisches und spannendes Interview mit zwei Aktivisten des Arbeitskampfes bei Eastern Air Lines 1989-90 zeigt die Grenze gewerkschaftlicher Konzessions- und Kooperationspolitik auf: der Unwille des Managements, den Gewerkschaften eine wirklich konstruktive Rolle zuzugestehen.

Im dritten Teil wird deutlich, daß *Jenseits des Sozialpakts* zwei Zustände meint: den nach Aufkündigung des Pakts und den kontinuierlichen Ausgeschlossenenseins. Die Deregulierung des Telekommunikationssektors 1984 schränkte sowohl dessen fast flächendeckende Organisation als auch die sozialvertraglichen Regelungen ein.

Dave Newman argumentiert, daß die Telefonarbeitsgewerkschaft (CWA) es zugunsten der Abfederung der sozialen Folgen des drastischen Personalabbaus vernachlässigt, auf die Einführung neuer Technologien Einfluß zu nehmen. Michael Eisner zeigt, daß die weitgehende Gewerkschaftsfreiheit der Computerindustrie weniger auf aufgeklärte Arbeitsbeziehungen als auf geschickte Standortwahl und aggressive Gegenwehr seitens der Unternehmen zurückzuführen ist.

Insgesamt liegt ein gelungener Einblick in wesentliche Teile der US-Gewerkschaftsbewegung vor, dem nur eine Diskussion möglicher Konsequenzen des Binnenmarktprojektes NAFTA für Unternehmensstrategien (z.B. die verstärkte Nutzung des Billiglohnlandes Mexiko) und gewerkschaftliche Politik fehlt. Von den US-Erfahrungen kann aus deutscher Sicht vielfach profitiert werden, da sich die Herausforderungen – *lean production*, neue Technologien, Deregulierung, Unternehmeroffensive, Binnenmarkt – gleichen: Kooperationsrhetorik kann über fundamentale Interessengegensätze nicht hinwegtäuschen; rechtliche und gesellschaftliche Verankerung sind für Gewerkschaften nicht minder wichtig als gute Abschlüsse für ihre Mitglieder; die Bereitschaft zu Militanz birgt einen Schlüssel zum Erfolg, die Bereitschaft zu konstruktiver Politik einen anderen.

Thomas Greven (Berlin)

Schlichtwechsel. Fiat und die Arbeiter(innen). Die Immigration – der Heiße Herbst – der Waffenstillstand – die 35 Tage. TheKla 15, Berlin 1992 (160 S., br., 8,- DM)

Jahre nach den letzten großen Arbeitskämpfen bei Fiat und nach dem Niedergang der operaistischen Linken erschien 1989 in Mailand *Lavorare in Fiat* von Marco Revelli, ein Buch aus operaistischer Sicht über die Geschichte der Arbeitercommunity bei Fiat von Anfang der sechziger bis Mitte der achtziger Jahre. Daß sich hinter dem Titel eine Übersetzung eben jenes Buches verbirgt, erfährt man erst, wenn man darin herumbblättert; auf dem Umschlag taucht der Name des Autors nicht auf, wie auch die HerausgeberInnen selbst anonym bleiben. Ob die auch ansonsten fehlenden bibliographischen Angaben einem spezifisch klandestinen Politikverständnis entsprechen? Daß reihenweise Fußnoten fehlen und etliche Fehler sich eingeschlichen haben, ist wohl eher als Schlampigkeit zu bezeichnen. Trotzdem handelt es sich um ein lesenswertes Buch, daß sich ebenso von trockenen industriesoziologischen Erörterungen abhebt, wie es mit der Geschichts- und Begriffslosigkeit mancher hiesiger 'Autonomer' kontrastiert.

Revelli schildert die verschiedenen Etappen der Geschichte des fordistischen 'Massenarbeiters', wobei er Interviewsequenzen, Zahlenmaterial und plastische Beschreibungen zu einem lebendigen Text verknüpft. Die konkrete Analyse der Zusammensetzung der Arbeiterklasse wird zum Schlüssel für das Verständnis des ganzen Kampfzyklus. Man kann sich vorstellen, wie die tayloristische Fabrik auf die noch kaum an Industriearbeit gewöhnten Immigranten vom Lande und aus dem Süden gewirkt hat. Sie werden, zunächst kaum gewerkschaftlich organisiert, die Protagonisten der schon lange vor 1968 aufflammenden Kämpfe, die zur Explosion des 'heißen Herbsts' 1969 führen. Eine sehr hierarchische und repressive Arbeitsorganisation und die äußerste Intensivierung der Arbeit bildet zusammen mit den Zuständen in den Arbeiterquartieren die Hauptursache für die Auseinandersetzungen in den frühen siebziger Jahren. Es bleibt nicht mehr bei bloßen Lohnerhöhungen, die Arbeiter gewinnen partiell Kontrolle über den Arbeitsprozeß, das Tempo verlangsamt sich, die Produktivität sinkt. Das Management behilft sich zunächst mit Produktionsdezentralisierung; die Verluste im Autobereich werden durch Engagement in anderen Bereichen ausgeglichen. Ende der siebziger Jahre werden jedoch erste Schritte einer völligen Reorganisation der Fabrik unternommen. Die Automatisierung

bestimmter Produktionsabschnitte kommt gewerkschaftlichen Forderungen entgegen (vor allem, wo es sich um schwere, gesundheitsschädigende Arbeit handelt), zielt aber auf die Auflösung widerspenstiger Arbeiterkonzentrationen. Hier sieht Revelli den Hintergrund der einschneidenden Niederlage im Herbst 1980. Fiat hatte angekündigt, über zwanzigtausend Arbeiter zu entlassen bzw. (zumindest) auf Kurzarbeit Null zu setzen. Dies löste einen 35 Tage dauernden Arbeitskampf aus, der in sich zusammenbrach, nachdem in einem 'Marsch der 40000' erstmalig Kapos und Angestellte für die Wiederaufnahme der Arbeit demonstrierten und daraufhin die Gewerkschaftsspitze ein Abkommen mit Fiat schloß. Das Management konnte seine Pläne verwirklichen, die Zahl der Arbeiter zwischen 1979 und 1984 annähernd halbieren und die Arbeitsproduktivität wieder steigern. Die kämpferischen, politisch und gewerkschaftlich engagierten Arbeiter wurden ebenso rausgeworfen wie ältere, behinderte oder weniger produktive Arbeiter und viele Frauen.

Revellis Darstellung endet sehr pessimistisch mit den Konsequenzen der traumatischen Niederlage von 1980, die selbst nicht ganz faßbar wird. Die Veränderung des Kräfteverhältnisses in der Fabrik kann sicher nicht auf die technologische Initiative des Managements reduziert werden. Der 'Marsch der 40000' konnte nicht aus heiterem Himmel kommen. Eine Erklärung der Prozesse hätte sicherlich auch einen Blick über die Werksmauern von Fiat bzw. die Grenzen von Turin hinaus erfordert, wie Sergio Bologna in seinem Nachwort zu Recht bemerkt. Er verweist in diesem Zusammenhang auf das repressive Klima des Ausnahmezustands Ende der siebziger Jahre, das auch von der zur Regierung strebenden PCI mitproduziert wurde.

Um nicht bei der Niederlage der frühen achtziger Jahre stehen zu bleiben, haben die HerausgeberInnen einen Text der Gruppe 'Lavoro Vivo' hinzugefügt, der versucht, neuere Entwicklungen bei Fiat zu erfassen. Aus der Perspektive des Managements geht es heute angesichts der internationalen Konkurrenz für Fiat vor allem darum, die Produktqualität zu verbessern. Um die 'totale Qualität' zu erreichen, ist aber eine Einbindung der Beschäftigten erforderlich, die einen Bruch mit der bisherigen hierarchischen Kommandostruktur bedeutet. Ob und wie dies gelingen wird, ist derzeit noch offen. Die Autoren kritisieren hier die Gewerkschaft, die mit der neuen Managementstrategie einverstanden sei. Zwar geben sie zu, daß arbeitspolitische Auseinandersetzungen heute praktisch nur noch im gewerkschaftlichen Rahmen stattfinden, und es nicht darum gehen könne, nur immer wieder die historische Rolle der Gewerkschaft zu entlarven. Dennoch dominiert die Sicht der Gewerkschaft als Apparat, der die Funktion hat, »den Klassenkampf im Rahmen der Konkurrenzfähigkeit des Kapitals zu vermitteln« (139), woran er nur durch autonome Initiativen gehindert werden kann. Wie diese aussehen sollen, ohne bloß abwartendes Hoffen auf die Subjektivität der neuen Arbeitergenerationen zu sein, bleibt eine offene Frage.

Thomas Sablowski (Frankfurt/M)

Leibfried, Stephan, und Wolfgang Voges (Hrsg.): Armut im modernen Wohlfahrtsstaat. Westdeutscher Verlag, Opladen 1992 (490 S., br., 72,- DM)

Die nun mittlerweile fast zwei Jahrzehnte anhaltende Massenarbeitslosigkeit in Westeuropa und die mit ihr einhergehende rasante Verarmung großer Bevölkerungsgruppen hat nun auch in Deutschland dazu geführt, daß sich mehr und mehr sozialwissenschaftliche Studien des Problems Armut annehmen. In England und in den USA hat Armutsforschung eine langjährige Tradition. In Deutschland wurde nach dem Zweiten Weltkrieg Armut in der sozialwissenschaftlichen Theorie nicht thematisiert, obwohl es diese immer gegeben hat. Es wurde davon ausgegangen, daß Armut mit dem Ausbau des Wohlfahrtsstaates verschwinden wird. Heute, wo dieser

radikal beschnitten wird mit der Folge, daß immer mehr Menschen ausgegrenzt werden, sehen sich die Sozialwissenschaften mit einem breiten Forschungsfeld konfrontiert. In nahezu allen Arbeiten wird davon ausgegangen, daß Armut eine Lebenslage ist, die durch eingeschränkte Lebenschancen und unzureichende Teilhabe am gesellschaftlichen Wohlstand gekennzeichnet ist. Daß hier im deutschsprachigen Raum bis vor kurzem die Einkommensdimension im Vordergrund stand und die Diskussion auf den »Kampf um Zahlen« reduziert war, wird kritisch bewertet. L. Claser sieht Armut weniger auf die Einkommensebene beschränkt. Für ihn ist Armut eher ein Status: »Arme sind solche Menschen, die durch die Gesellschaft als arm definiert worden sind und die besondere Reaktionen der Gesellschaft provoziert haben.« (35) Weitere unterschiedliche Ansätze zur Definition von Armut werden in den Arbeiten von D. Piachaud (»Wie mißt man Armut?«), R. Hauser, U. Neumann, J. Kohl, L. Rainwater und A. Soerensen vorgestellt.

Bei der Diskussion der Ursachen von Armut nimmt die »Selbstverursacherthese« einen breiten Raum ein, nach der vor allem in der anglo-amerikanischen »underclass«-Diskussion Armut auf individuelle Eigenschaften zurückgeführt wird. H.J. Gans zeigt in seinem Beitrag, daß Arme ein übliches Ziel von Aggressionen und Schuldzuweisungen sind. Sie sind Sündenböcke und rechtfertigen konservative Attacken gegen den Wohlfahrtsstaat. Hauser und Neumann beschreiben die ungleichgewichtige Institutionalisierung des Wohlfahrtsstaates selbst: Armut wird nicht rechtzeitig verhindert, im Gegenteil, sie wird kultiviert und festgeschrieben. Die Bundesrepublik wird dabei beispielhaft genannt. L. Leisering und W. Voges stellen die These auf, daß der Wohlfahrtsstaat seine eigene Klientel erzeugt: »Er löst nicht nur Probleme, sondern schafft sie auch selbst.« (446) Mit Hilfe von Ansätzen aus der Theorie sozialer Probleme und anderen Forschungsrichtungen werden institutionelle Bedingungen, Formen und Folgen der Problemerzeugung durch öffentliche Instanzen beschrieben. Wohlfahrtspolitik erzeugt Arbeitsplätze, die auf das Bestehen der Armut angewiesen sind.

In Deutschland war, anders als in den USA, Armut immer schon »Staatssache« (26). In den USA gab es dagegen eine »Kultur des systematischen Experimentierens mit sozialpolitischen Leistungen« (ebd.). Rainwater sieht darin die Möglichkeit, Sozialpolitik zu evaluieren und zu steuern. E. Pankoke und Ch. Sachße untersuchen die sozialpolitische Entwicklung in Deutschland, wobei auch sie in der Institutionalisierung moderner Sozialstaatlichkeit ein Spannungsfeld zwischen versicherungsmäßig regulierter Vorsorge und einer als Fürsorge verstandenen Armenpolitik sehen. Mit dem Vorliegen international vergleichbarer kohärenter Datenbanken gewinnt Armutforschung im internationalen Vergleich ab der zweiten Hälfte der achtziger Jahre an Gestalt. J. Kohl arbeitet methodische Probleme eines internationalen Armutvergleiches zwischen zehn westlichen Ländern heraus. Hierbei werden markante Unterschiede aufgedeckt. Beispielsweise »sind in den USA vor allem Familien mit Kindern (ob mit einem oder beiden Elternteilen) die typischen Armen, in Großbritannien und in Deutschland immer noch zu einem großen Teil die alten Menschen, in Schweden dagegen die Jüngeren ohne Kinder« (296).

Ebenfalls wichtig sind die Beiträge »Gesundheit und soziale Ungleichheit« von B. Starring und P.G. Svenson sowie »Feminisierung der Armut durch den Sozialstaat« von A.B. Pfaff. Im ersten Beitrag kommen die Autoren auf Grund ihrer Forschungen in Schweden zu dem Ergebnis, daß kein Zweifel an der krankheitsverursachenden oder zumindest -begünstigenden Wirkung von Armut besteht: »Je höher sich Menschen in der sozialen und ökonomischen Hierarchie befinden, desto geringer ist ihr Risiko, von Krankheit und frühzeitigem Tod betroffen zu werden.

Entsprechend steigt das Risiko an, je weiter unten man in dieser Hierarchie plaziert ist.« (405) Zu ähnlichen Ergebnissen kommen auch Forscher aus anderen Ländern. Im zweiten Beitrag wird der Frage nachgegangen, inwieweit gerade die Wirtschafts- und Sozialpolitik der Bundesrepublik Frauen in die Armut treibt bzw. es ihnen erschwert, aus ihr herauszukommen.

»Armutforschung dürfte für die Soziologie der neunziger Jahre zu einem wichtigen Terrain werden.« (484) Im Vorwort schreiben die Herausgeber: »Die Profession ist in dieser Zeitwende ebenso überraschend herausgefordert wie mit ihr Sozialpolitik und Gesellschaftspolitik. So viel Anfang war nie.« (29) Der Band gibt zur Zeit den ausführlichsten Überblick zum Thema. Peter Backfisch (Hockenheim)

Bock, Hans Manfred: Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918-1923. Ein Beitrag zur Sozial- und Ideengeschichte der frühen Weimarer Republik. Verlag Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1993 (499 S., br., 79,- DM)

Die neu aufgelegte Dissertation, mit der Bock vor rund 25 Jahren bei Wolfgang Abendroth promovierte, bleibt auf diesem Forschungsgebiet das Standardwerk par excellence. Trotz der vielfältigen neueren Spezialstudien, auf die Bock in einem ausführlichen Nachwort (und einer aktualisierten Bibliographie) hinweist, fehlt es nach wie vor an Forschungsarbeiten, die »das Gesamtphänomen des Linksradikalismus stärker in seinen Wechselbeziehungen mit der Politik-, Sozial-, Kultur- und Ideengeschichte der frühen Weimarer Republik« in Beziehung setzen (479). Bocks Studie gibt einen profunden Überblick über die vielfältigen Facetten eines antiautoritären, freiheitlichen Sozialismus, dessen intellektueller und politischer Einfluß zwischen 1918 und 1923 den Zenit erreichte, ehe er im Zuge der wirtschaftlichen Stabilisierung der Weimarer Republik ab 1924 in der Versenkung verschwand.

Bock, inzwischen Professor für Politikwissenschaft an der Gesamthochschule Kassel, arbeitet zunächst die historischen Grundlagen der linksradikalen Tendenzen in der deutschen Arbeiterbewegung heraus. Ausgehend von der Opposition der »Jungen« und der »Lokalist« gegen die faktische Integration von SPD und Gewerkschaften in den Wilhelminischen Obrigkeitsstaat 1890-1914 faßt er die innerorganisatorischen Reibungen und Abspaltungen zusammen. Den theoretischen Hintergrund bilden Gustav Landauers Kritik an der Sozialdemokratie (»anarchistische Tendenz«), Robert Michels kritische Parteisoziologie (»syndikalistische Tendenz«) sowie Rosa Luxemburgs und Anton Pannekoeks Spontaneitätsprämissen (»spontaneistische Tendenz«), die sich allesamt gegen Zentralisierungs- und Bürokratisierungsprozesse innerhalb der großen Arbeiterorganisationen richteten. Damit sind zumindest die Kernelemente und wichtige VerfechterInnen der linksradikalen Kritik benannt.

Folgerichtig führte die »Burgfriedens«-Politik von SPD und Gewerkschaften zur weiteren Aufsplitterung der Arbeiterbewegung, deren oppositionelle Zentren im Kontext der Massenradikalisierung ab 1917 die Grundlagen für die Gründung der KPD und die Rekonstituierung der »Freien Vereinigung deutscher Gewerkschaften« (die syndikalistische Konkurrenz zu den reformistischen Gewerkschaften) 1918/19 bildeten. Beide Organisationen einte zunächst die eigene organisatorische Schwäche, aber auch der Drang zur direkten Aktion, der durch antiparlamentarische und antizentralistische Aversionen gestützt wurde (102f).

Sodann zeigt die Untersuchung im Detail die Entwicklung der anarcho-syndikalistischen und linkskommunistischen Theorien nach der gescheiterten (oder nach damaliger Sichtweise: verratenen) Novemberrevolution, deren organisatorische Konsolidierung 1918-1921 insbesondere in der »Freien Arbeiter-Union Deutschlands (Syndikalisten)« (FAUD/S), der »Allgemeinen Arbeiter Union Deutschlands« (AAUD)

sowie der »Kommunistischen Arbeiterpartei Deutschlands« (KAPD). Dabei wird die widersprüchliche Wandlung der KPD zu einer straff organisierten Partei bolschewistischen Typs, die bereits in der Frühphase der Weimarer Republik – mit dem Sieg der Levi-Zentrale über den linkskommunistischen Flügel auf dem 2. Parteitag im Oktober 1919 (140f) – erste Konturen annahm, ebenfalls herausgearbeitet. Ohne diesen Rekurs auf die KPD-Geschichte, auf die Auseinandersetzungen über die Teilnahme an Parlamentswahlen, Mitarbeit in den tradierten Gewerkschaften, Zentralisierung der Organisation nach dem Vorbild der Richtlinien der Kommunistischen Internationale (»21 Bedingungen«), Übernahme des russischen Revolutionsmodells etc., wäre die Geschichte des sogenannten Linksradikalismus auch nicht zu verstehen. Zu groß waren die Reibungen, deren Ursprünge teilweise noch in der Vorkriegssozialdemokratie zu finden sind.

Des weiteren überprüft der Autor die politische Relevanz linksradikaler Theoriebildung. Er kommt zu dem aus seiner Sicht ambivalenten Ergebnis, »daß der politische und soziale Emanzipationsanspruch der Bewegung mit einer Rigorosität formuliert wurde, welche die Ursachen ihres praktischen Scheiterns bereits in sich trug« (477). Dieses Scheitern verortet Bock im politischen Utopismus der Linksradikalen, der von Realitätsverlust und schwachem »Praxisbezug« begleitet wurde (478). Nachvollziehbar sind diese Bewertungen, die Bock nicht pauschalisiert, wenn man sich die internen Auseinandersetzungen der o.g. Organisationen näher anschaut. »Desorganisationserscheinungen in den linksradikalen Organisationen« nennt er vorsichtig sein 10. Kapitel, in dem er teilweise groteske Fälle von Intellektuellenfeindlichkeit, Sektierertum, »Organisationslosigkeit als Allheilmittel« und Aktivismus schildert. Als Beispiel einer naiven Organisationsindifferenz zitiert er eine AAUE-Aktivistin mit den Worten »Was im deutschen Proletariat nicht organisationsscheu ist, das ist nicht revolutionär« (320). So ist es nicht verwunderlich, wenn die linksradikalen Organisationen keine »festen Konturen« annehmen konnten, Mitgliederbeiträge geschweige denn Mitgliederzahlen nicht vorlagen etc.« (ebd.) und letztlich auch an hausgemachten Schwierigkeiten scheiterten.

Gleichwohl verweist Bock immer wieder auf äußere Gegebenheiten. Die Militanz (und die Stärke) der anarchosyndikalistischen Organisationen im Ruhrgebiet etwa basierte auf dem Haß der Arbeiter gegen die Reichswehr, der sich bei den Ruhrkämpfen 1920 zwischen der spontan gegründeten »Roten Armee« und der Reichswehr entlud. Gegen den Willen der ideologischen FAUD-Wortführer in Berlin engagierten sich viele Neusyndikalisten, die häufig sogar gleichzeitig der KPD oder der USPD angehörten, in der »Roten Armee« (292).

Insgesamt wird deutlich, daß der Linksradikalismus in der Frühphase der Weimarer Republik phasenweise großen Einfluß auf radikalisierte ArbeiterInnen und Intellektuelle hatte, diesen jedoch aus vielfältigen Gründen nicht nutzen konnte, um längerfristig Masseneinfluß zu besitzen. Die Neuauflage dieser Untersuchung rechtfertigt sich auch dadurch, daß der zunehmend konservativer werdenden Geschichtszuweisung der Weimarer Republik ein Gegengewicht gegenübergestellt wird. Bock hat einen wichtigen Beitrag dazu geleistet, das emanzipatorische Potential der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung zu verdeutlichen, ohne freilich ihre Schattenseiten auszuklammern.

Jens Becker (Dietzenbach)

Verfasser/innen

V: = Veröffentlichungen A: = Arbeitsgebiete M: = Mitgliedschaften

Alisch, Rainer, 1952; M.A., Doktorand an der FU Berlin. V: *Deutsche Philosophen 1933*, AS 165 (Mitautor, 1989)

Andresen, Sünne siehe *Argument* 203

Backfisch, Peter, 1954; Dipl.-Sozialarbeiter, Tutor und wiss. Mitarb. im Berufsbildungszentrum des Internationalen Bundes für Sozialarbeit. A: Armut, Folgen staatlicher-Beschäftigungspolitik, Migration und Arbeitsmarkt

Bauman, Zygmunt, 1925; Dr., emer. Prof. an der Univ. Leeds. V: *Thinking Sociologically* (1990); *Dialektik der Ordnung* (1992); *Modernität und Ambivalenz* (1992); »Das Urteil von Nürnberg hat keinen Bestand. Rassismus, Antirassismus und moralischer Fortschritt«, in: *Argument* 200 (1993); *Postmodern Ethics* (1993)

Bay, Hansjörg, 1966; Student der Philosophie, Germanistik, Politikwiss. an der Univ. Freiburg. A: Literatur des 18. Jh., Literaturtheorie, Geschichtstheorie

Becker, Jens siehe *Argument* 204

Blumenbach, Ulrich, 1964; Doktorand der Anglistik an der FU Berlin. V: *Joyce's Handiwork on Myth* (1993). A: Englische Literatur der klassischen Moderne. M: IG Medien

Bogner, Ralf Georg, 1967; Dr.phil., Wiss. Angest. der RWTH Aachen. V: *Paracelsus auf dem Index* (i.Dr.). A: Literatur des 16. bis 18. Jahrhunderts, Editionsphilologie

Brennan, Teresa, 1952; Dr.phil.; Lecturer an der Cambridge University. V: *Between Feminism and Psychoanalysis* (Hrsg., 1989); *The Interpretation of the Flesh* (1992); *History after Lacan* (1993). A: Psychoanalyse, Sozialtheorie

Creydt, Meinhard, 1957; Dipl.-Soz., Dipl.-Psych., Wiss. Mitarb. an der FU Berlin. V: »Ästhetisierung und Ideologie«, in: H.Ganßmann (Hrsg.), *Produktion Klassentheorie* (1993)

Eichler, Margrit, 1942; Ph.D., Prof. für Feministische Soziologie am Ontario Institute for Studies in Education, Toronto. V: *Nonsexist Research Methods* (1991); *Families in Canada today* (21988); *Misconceptions* (Mithrsg., 1993). A: Familienpolitik, Ökosozilogie, Nicht-sexistische Forschungsmethoden

Ernst, Anna-Sabine, 1959; Dipl.-Politologin, Wiss. Mitarbeiterin an der Univ. Bielefeld. V: *Politische Kultur in der DDR* (Mitautorin, 1989); *Lebensstile und Kulturmuster in sozialistischen Gesellschaften* (Mitautorin, 1990). A: Kulturpolitik, Geschichte der DDR

Fleischer, Dirk, 1955; M.A. für Neuere Geschichte, Mithrsg. der Reihe *Wissen und Kritik*. Pfarrer. V: *Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie*, 2 Bände (Mitautor, 1990); *Aufklärung und Historik* (Mitautor, 1991); *Wilhelm Wächsmuth: Entwurf einer Theorie der Geschichte* (Mithrsg., 1992). A: 18. und 19. Jahrhundert

Greven, Thomas, 1966; Student der politischen Wiss. an der Western-Michigan-University

Härting, Heike, 1964; 1. Staatsexamen, Projektleiterin der Veranstaltung »Migrant Voices« der Literaturwerkstatt Berlin. A: Englische, Kanadische und Karibische Literaturen, Literaturtheorie. M: Projektstudium Postkoloniale Literaturen, Gesellschaft für Neue Englischsprachige Literaturen

Haug, Frigga siehe *Argument* 203

Hauser, Kornelia, 1954; Dr.phil., Soziologin am Oberstufenkolleg Bielefeld. V: *Die andere Angst* (Mithrsg., 1991); *Patriarchat als Sozialismus* (1994). A: Feministische Ideologietheorie, Phänomenologie und Hermeneutikkonzepte

Hölscher, Jens, 1962; Dr., DAAD-Lektor für Wirtschaftswiss. an der Univ. of Wales, Swansea. V: *Mythos Wirtschaftswunder* (Mitautor, 1989); *Krisenmanagement und Wirtschaftswunder* (1990); *Integration und Entwicklung* (Mitaut., 1991); *Entwicklungsmodell Westdeutschland 1994* (i.Dr.). A: Wirtschaftliche Entwicklung

Kaltenecker, Siegfried siehe *Argument* 203

Kohan, Néstor siehe *Argument* 204

Köhn, Heidemarie, 1955; Dr.paed., wiss. Assistentin am Institut für Allgemeine Pädagogik an der Humboldt Univ. Berlin. A: *Historische Bildungsforschung*

Leaman, George, 1958; Dr.phil., wiss. Mitarb. an der Univ. of Maryland (Europeans Wis???) und am Berlin Document Center. V: *Heidegger im Kontext*, AS 208 (1993)

Marchart, Oliver, 1968; Dipl.phil., Kulturpublizist in Wien

Mellor, Mary, 1949; Prof. für Soziologie am Polytechnikum in Newcastle upon Tyne. V: *Breaking the Boundaries* (1992, dt.: *Wann, wenn nicht jetzt!* 1994)

Metscher, Thomas, 1934; Dr.phil., Prof. für Literaturwiss. an der Univ. Bremen. V: *Kunst – Kultur – Humanität* (1982); »Ideologie, Literatur, Philosophie«, in: *Argument* 137 (1983); *Der Friedensgedanke in der europäischen Literatur* (1984). M: BdWi, GEW

Miller-Kipp, Gisela, 1942; Dr., Privatdozentin an der Univ. der Bundeswehr, Hamburg. V: *Wie ist Bildung möglich? Die Biologie des Geistes unter pädagogischem Aspekt* (1992). A: Systematische und Historische Pädagogik

Orth, Karin, 1963; M.A., Wiss. Mitarbeiterin an der Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus. V: *Nur weiblichen Besuch. Dienstbotinnen in Berlin 1890-1914* (1993); *Überlebensgeschichten. Gespräche mit Überlebenden des KZ-Neuengamme* (Mitautorin, 1994)

Orthey, Frank-Michael, 1961; Dipl.Päd., Wiss. Mitarb. an der Fak. für Pädagogik der Univ. der Bundeswehr München. A: *Berufspädagogik, Modernisierungsprozesse und berufliche Bildung*

Piercy, Marge, 1936; Schriftstellerin. V: *Die Frau am Rande der Zeit; Er, Sie und Es* (1991, dt. 1993)

Sablowski, Thomas, 1964; Dipl.-Politologe, Lecturer an der European Business Management School, Univ. of Wales, Swansea

Schäfer, Alfred, 1951; PD, Dr.phil.habil., Prof. f. Erziehungswiss. an der Univ. Halle. V: *Systemtheorie und Pädagogik* (1983); *Aufklärung und Verdinglichung* (1988); *Zur Kritik pädagogischer Wirklichkeitsentwürfe* (1989); *Rousseau: Pädagogik und Kritik* (1992). A: Systematische Pädagogik, Bildungsphilosophie

Schmidt, Lissy (Milena Ergin), 1959 – 1994; Journalistin u.a. für *afp, Frankfurter Rundschau, Tagesspiegel, blätter des iz3w, ak*. A: Türkei, Kurdistan

Schobert, Alfred, 1963; Mitarb. beim DISS, Duisburg. V: *Theorie und Analyse institutioneller Mechanismen* (Mitautor, 1993); *Das Plagiat. Der völkische Nationalismus der »Jungen Freiheit«* (Mitautor, 1994). M: IASR

Schürer, Norbert siehe *Argument* 203

Schwarz, Thomas, 1962; Studienreferendar. A: *Exotismus*

Wedel, Heidi, 1961; M.A., Wiss. Mitarbeiterin an der FU Berlin am FB Polit. Wissenschaft. V: *Der türkische Weg zwischen Laizismus und Islam* (1991). A: Türkische Republik: politische Partizipation, sozialer Wandel und Geschlechterverhältnisse. M: amnesty international

Wiß, Anja, 1968; Dipl.-Psychologin, Wiss. Mitarbeiterin im Berghof-Forschungszentrum für konstruktive Konfliktbearbeitung, Berlin. A: *Sozialpsychologie*

Wiß, Anke, 1968; Studentin für Politikwiss. an der FU Berlin. A: *Frauenpolitik*

DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE

Berliner Debatte **INITIAL**

Zeitschrift für Socialwissenschaftlichen Diskurs

2 '94

A. Honneth: Das Andere der Gerechtigkeit. Habermas und die ethische Herausforderung der Postmoderne

Schwerpunkt: Feministische Ethik

A. C. Baier: Wir brauchen mehr als bloß Gerechtigkeit

G. Nunner-Winkler: Der Mythos von den Zwei Moralern

E.-M. Schwickert: Carol Gilligans Moralkritik zwischen Universalismus und Kontextualismus

A. Pieper: Feministische Ethik aus existenzphilosophischer Perspektive

A. Leist: Geschlechterdifferenz und Verstehenheit

Symposium zu Nicholas Rescher: Pluralism

H.-P. Krüger: Rationaler Pluralismus. Zu Reschers Habermas-Kritik

L. Schäfer: Pluralismus als variantenreiches systematisches Denken verlangt eine Aufwertung der Anderen

L. Gunnarsson: Diskurs ohne Konsens

A. Wüsthube: »Acquiescence« oder »kommunikative Rationalität«?

Literaturessay

J. Dean: Jenseits des Dilemmas von Gleichheit und Differenz

42. Jg. 1994

Herausgeber: Axel Honneth, Hans-Peter Krüger, Herta Nagl-Docekal, Hans Julius Schneider. Redaktion: M. Damschke. – Erscheint zweimonatlich. Jahresabo 162 DM/Studentenabo 90 DM, Einzelheft 31 DM incl. Versand. – Akademie Verlag GmbH, Postfach 270, 10107 Berlin

2 '94

Europa als Problem der Weltgesellschaft

N. Luhmann: Europa als Problem der Weltgesellschaft

A. Carty: Der Vertrag von Maastricht: Weg zu einem Staat Europa?

L. Hübl: Europäische Union und Industriepolitik

P. Ruben: Marx in Europa

H. Vorländer: Europa nach den Revolutionen von 1989 aus amerikanischer Perspektive

M. Brie: Rußland und Europa

K. O. Hondrich: Europa im Krieg

Und jetzt – wohin?

D. Howard: Hin zu einer Politik der Urteilskraft

O. Brie: Die Katastrophe denken?

Nachlese: Wirtschaftspolitik

K. Betz, M. Lüken gen. Klauen, W. Schelkle: Übernutzte Umwelt, unterbeschäftigte Arbeit (2)

K. Bluhm: Nachrufe auf die Treuhänder

A. Pickel: Ökonomische Transformation und politische Ordnung

Rezensionen

Hrsg. v. d. Ges. f. sozialwiss. Forschung und Publizistik mbH i. A. des Vereins Berliner Debatte INITIAL e.V., Präsident: Peter Ruben. – Redaktion: H. Bluhm, E. Crome, T. Ehrke, W. Hedeler, H. Schmidt, P. Stykow, U. Tietz, J. Wielgohs; vermtw.: R. Land. – Erscheint zweimonatlich. Einzelheft 10 DM, Jahresabo 54 DM (alte Bundesländer: 12/60 DM), Stud. etc. 30 DM. – Anschrift: Postfach 158, 10412 Berlin

konkret

Konkret: Politik & Kultur

5 '94

Politik

H.L.Gremiliza: Berlusconi statt Corleone

J.Elsässer: Mißverständnis zum D-Day

G.Jacob: Über die linke Erfindung von Völkern und Nationen

H.Möller: Die PDS-Führung bringt die Partei auf linksnationalistischen Kurs

B.Gröndahl: Einige notwendige Anmerkungen

»Flamme empor!« II – Ein Beitrag, den das »Neue Deutschland« nicht drucken mochte

B.Gröndahl: Beruf Bürgerrechtler

W.Pirker: »1000jährige Staatlichkeit«. Die KP Rußlands

O.Köhler: Über die Rechtsradikalisierung des Springer-Konzerns

H.Kühn: Tolmeins Buch über »Euthanasie«

Die Wahl der Waffen II. Gespräch mit dem Auschwitz-Komitee

J.Ostrowsky: Wem gehört Südafrika? Wirtschaftspolitische Probleme des ANC

Kultur

I.Strobl: Faszinosum Faschismus

Der Aufstand der lebenden Toten. Der Widerstand im KZ Treblinka

G.Seebßen: Der postmoderne Entertainer

D.Dath: Cyber-Blindheit

P.Bail/S.Ripplinger: Ist es einfach, Althusser zu sein?

W.Hochkeppel: G.Herburger über die Philosophie des 20. Jahrhunderts

3. Jg. 1994

Herausgeber: Hermann L. Gremiliza. Redaktion: W.Schneider, B.Gröndahl, J.Schüler. – Erscheint monatlich. Einzelheft 8 DM, Jahresabo 90 DM. – Verlagsadresse: Gremiliza Verlags GmbH, Postfach 306139, 20327 Hamburg. Büroschrift: Schulerblatt 58C, 20357 Hamburg.

links

Sozialistische Zeitung

4 '94

Ch.Görg: Urteil zur »Auschwitz-Lüge«

25 Jahre »links«

Die Redaktion: Warum machen wir links – eine sozialistische Zeitung?

A.Klönne: Europa der Militärs und Monopole

Aktuell

W.-D.Narr/K.Vack: Aufruf zum gerechten Krieg. Bemerkungen ketzerischer Pazifisten

J.Beerhorst: Modellwechsel? Zur Tarifrunde in der Metall- und Elektroindustrie

Medien

E.-M.Krampe: Von der Schleichwerbung zum Themenplacement

Th.Roth: Souveräne Notlösung (Teil II)

Ch.Winnat: Triumpfzüge und wie die FAZ den Rhythmus findet

Thema: Staat im Umbau

H.Steinert: Die Forderung nach Strafe als phantasierte Teilnahme an der Herrschaft

H.Cremer-Schäfer: Gewaltige Moral-Panik

J.Hirsch: Vom »Sicherheits-« zum »nationalen Wettbewerbsstaat«

International

H.-D.Köhler: Chiapas – eine abweichende Interpretation

Chile AG Braunschweig: »Innere Sicherheit« im Neoliberalismus

E.W.Said: Für eine palästinensische Unabhängigkeit

Rezensionen

26. Jg. 1994

Redaktion: N.Apostolidou, P.Bonavita-Lindloff, U.Braud, C.Görg, H.Grün, J.Hirsch, P.-E.Jansen, P.Kern, H.-D.Köhler, E.-M.Krampe, T.Kunz, L.Lodovico, R.Pusch, S.Reinfeldt, F.Schneider. – AG Sozialistisches Büro, Bleichstr. 5/7, 63065 Offenbach. – Ersch. mtl., Einzelheft 6 DM, Jahresabo 64 DM, incl.Versand. – Verlag 2000 GmbH, Bleichstr. 5/7, 63065 Offenbach

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

Zeitschrift
für kritische
Sozialwissenschaft **PROKLA**

4 '94

Aktuelles

W.Schroeder: Cassandra wählt man nicht
K.-J.Scherer: Der neue Spagat zwischen Vision und Realität
K.Bloemer: NATO im neuen Europa-Look
P.Merseburger: Das Wehner-Drama
S.Miller: Geschichtsbewußtsein und Sozialdemokratie

Wenig Macht, viel Autorität – Unsere Präsidenten

F.Pflüger: Der Bundespräsident ist mehr als ein Staatsnotar
H.Heigert: Heuss oder: Die Achtbarkeit des Gemeinwesens
J.Busche: Lübke und das politische Gewicht des Amtes

H.Hessels: Heinemann in Holland
N.Seitz: Walter Scheel – der Entertainer
H.Kleinert: Carstens hinter seiner Zeit
P.Glotz: Richard von Weizsäcker – der Machtmensch in der Präsidenten-Suite
R.Altmann: Rau und die Produktivität des Zusammenführens
H.Prantl: Herzog, der gelehrte Bauer

Kultur

C.Amery: Die weitoffene Flanke der Intelligentsia
K.Lenk: Der »politische Soldat«
D.Castner: Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!

Kritik

J.Strasser: Über den schlampigen Umgang mit der Geschichte

41. Jg. 1994

Hrg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von H.Börner, G.Grass, K.Harrprocht, J.Rau, C.Stern, H.-J.Vogel. Redaktion: P.Glotz (Chefredakteur), U.Ackermann, N.Seitz (beide verantwortl.) - Erscheint monatl. Einzelheft 14,80 DM frei Haus; Jahresabo 99 DM frei Haus. - Verlag J.H.W. Dietz Nachf., In der Raste 2, 53129 Bonn

94

Politik in Deutschland

K.Hübner: Zur Politischen Ökonomie des doppelten Deutschland

A.Fischer: Zum Spannungsverhältnis von Zuwanderung und Sozialstaat

B.Young: Asynchronitäten der deutsch-deutschen Frauenbewegung

U.Berlit: (K)eine Verfassung für Deutschland? Eine Zwischenbilanz der Arbeit der Gemeinsamen Verfassungskommission

W.-D.Narr: Recht – Demokratie – Weltgesellschaft. Überlegungen anlässlich der rechtstheoretischen Werke von Jürgen Habermas und Niklas Luhmann (Teil I)

F.Hahn: Die Relevanz der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie für die Transformation zentral geplanter Wirtschaften

D.Stark: Nicht nach Design: Rekombiniertes Eigentum im osteuropäischen Kapitalismus

K.Schabacker: Zur Aktualität Sraffas. Kritik der neoklassischen Orthodoxie und die Perspektiven einer monetären Produktionstheorie

24. Jg. 1994

Herausgeber: Vereinigung zur Kritik der politischen Ökonomie e.V. - Redaktion: E.Altvater, H.Ganßmann, M.Heinrich, H.Hugler, B.Mahakopf, M.Mayer, D.Messner, K.Müller, S.Noekel. - Erscheint vierteljährlich. Einzelheft 18 DM, Jahresabo 58 DM zzgl. Porto. Redaktionsadresse: PROKLA, Postfach 10 05 29, 10565 Berlin

psychosozial

Zeitschrift für Analyse,
Prävention und Therapie
psychosozialer Konflikte
und Krankheiten

55

Frauen zwischen Autonomie und Gebundenheit

C.Schlachtner: Das autonome Subjekt: Ideal und Risiko

S.Appel: Liebe und Partnerschaft zwischen deutschen Frauen und Ausländern

H.-J.Wirth/E.Brähler: Transkulturelle Aspekte des Geschlechterverhältnisses. Eine vergleichende sozialpsychologische Befragung deutscher und russischer Studierender

E.Löchel: Frauen und Technik. Ein Fall von Aggressionshemmung

L.Gast: Die Einsamkeit der Magersüchtigen

B.Krebs: Oh, mein Papa ... Eßstörungen und die Idealisierung des Männlichen

U.Schmauch: Feminismus, Psychoanalyse und Erziehungsberatung

C.Ludwig-Körner: Möglichkeiten und Grenzen »feministischer Psychotherapie«

Aus Forschung und Praxis

H.-E.Richter: Psychoanalytiker miteinander

M.-A.Arnold: Nukleare Angstlosigkeit in Psychoanalysen

17. Jg. 1994

Hrsg. von H.Becker, D.Beckmann, I.Fetscher, H.Friedrich, A.Köhl, A.Overbeck, H.-E.Richter, H.Strutzka, A.Uchtenhagen, E.Ulich, J.Willi, H.-J.Wirth. — Erscheint viermal im Jahr. Einzelheft 32 DM, Jahresabo 98 DM zzgl. Versand. Studentenabo 49 DM. — Psychosozial-Verlag, Friedrichstraße 35, 35392 Gießen

TEXT+KRITIK

122

Else Lasker-Schüler

J.Hessing: Dichterin in Vakuum. Die Heimkehr einer Emigrantin als kulturpolitisches Phänomen

H.Korte: »Mitten in mein Herz«. Else Lasker-Schülers Widmungsgedichte

J.Egyptien: Zwischen Chaos und Sternwerdung. Zum Verhältnis von Poesie, Religion und Anthropologie bei Else Lasker-Schüler

M.Krumbholz: Hölle, Jahrmarkt, Garten Eden. Zum dramatischen Werk der Else Lasker-Schüler

G.Dane: Die Dichterin als Rabbinerin. Geschichte und Erinnerung in Else Lasker-Schülers »Ichundlich«

M.Pazi: »Verkünderin west-östlicher Prägung«. Else Lasker-Schüler in Jerusalem

P.Sprengel: Else Lasker-Schüler und das Kabarett

S.Bauschinger: Zur Biographie Else Lasker-Schülers

Herausgeber: H.L.Arnold. Redaktion: Franke Meyer-Gosau, Michael Scheffel, Ulrich Schmidt und Michael Tötberg. Redaktionssekretariat: Axel Ruckaberle. — Erscheint viermal jährlich. Abopreis 63 DM zzgl. Versand, Preis für dieses Einzelheft 26 DM — Verlag: edition text + kritik, Postfach 800529, 81605 München

UNIVERSITAS

Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft

4 '94

Schwerpunkt: Risiko

Wissenschaftstheorie

Ch.Hubig: Das Risiko des Risikos. Das Nicht-Gewußte und das Nicht-Wißbare

Politik

R.Ueberhorst: Perspektiven gelingender Risikopolitik

Philosophie

H.Lübbe: Moralismus. Über eine Zivilisation ohne Subjekt

Essay

B.Guggenberger: Fehlerfreundliche Strukturen

Beiträge

Kulturgeschichte

D.Schindelbeck: »Kinder, ist das eine Freude, unser Kühlschrank wird gebracht ...«
Soziale Marktwirtschaft als Zeitgedicht

Rhetorik

H.-P.Schwöbel: Mit den Augen lauschen. Sprache, Sprechen, Körpersprache

Biologie

D.Mebs: Strategien des Gifteinsatzes bei Tieren

Interview

»Menschlich überleben können wir nur mit einer Offenen Moral«. Adelbert Reif im Gespräch mit Rupert Lay

49. Jg. 1994

Herausgeber: Christian Rotta. Redaktion: Christian Rotta, Ingrid Jung. – Erscheint monatlich. Einzelheft 12 DM; Jahresabo 93,60 DM, erm. 69,90 DM zuzgl. Versand. – Verlag und Redaktion: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft mbH, Postfach 101061, 70191 Stuttgart

UTOPIE

Diskussion sozialistischer Alternativen

kreativ

41/42

J.Villain: Zum Untergang der DDR

Gesellschaft – Analysen & Alternativen

V.Schöneburg: Gegen »Politische Justiz«

S.Bollinger: Deutschland nach dem Ende der bipolaren Welt

G.Branstner: Der wirkliche Kapitalismus

Wissenschaft heute

H.Laitko: Fachhochschule – Lückenbüsser oder Innovation?

T.Cabalo: Studienreform – Wissenschaftsreform

Kommunisten nach dem Ersten Weltkrieg

S.Kebir: Pirandellismus in Briefform

M.Nelken: Gründung der KPD

U.Plener: August Thalheimer, ein kritischer Kommunist

Aus dem Nachlaß

G.Klatt: Berliner Ensemble

Rußland und die Welt

K.Ehlers: Von der Kraft der Extreme

G.Kohlmeier: Noch einmal: Perestroika und Weltpolitik

Alternative Politik ohne Neues Denken?

G.Kohlmeier/W.Adolph: Alternative Politik ohne Neues Denken?

K.Laser / Ch.Ostrowski / H.Heininger / W.Czerlinski/S.Dallmann: Briefe an Gunther Kohlmeier

Hrsg.: Förderverein Konkrete Utopien e.V. u. Vorsitz von G.Kohlmeier u. H.Steiner. Redaktion: Wolfram Adolph, Arndt Hoffmann, Marion Kuaze, Jörn Schüttrumpf. – Erscheint sechsmal im Jahr als Doppelheft. Einzelheft 10 DM; Jahresabo 60 DM. – Redaktionsadresse: Weydingerstraße 14-16, 10178 Berlin

WECHSEL WIRKUNG

TECHNIK NATURWISSENSCHAFT
GESELLSCHAFT

66

Glanz und Elend: Die Modernisierung der Metropolen

R.Borst/S.Krätke: Stadt der Inseln

G.Springer: Metropolenvergleich: New York, Los Angeles und Berlin

H.Floeting: Teleports: High-Tech-Oasen in der Stadtentwicklungs-Wüste?

P.Beck/W.Orlowsky: Verlorene Illusionen? Ökologische Stadterneuerung am Beispiel Block 103 in Berlin-Kreuzberg

N.Gestring/H.-N.Mayer/W.Siebel: Die Zumutungen der Ökologie. Ansätze des ökologischen Bauens und Wohnens

F.Baentsch/A.Wanke: Kommunale Initiativen zum Klimaschutz. Klimapolitische Vorreiterstädte in Europa

Naturwissenschaft & Technik

H.Kühnle: Aluminium global. Der Weltmarkt und die sozial-ökologischen Folgen

Gesellschaft & Politik

E.Feyerabend/U.Fuchs/W.Kobusch: Forschung nach dem Erlaubtsein des Machbaren. Das Institut für Wissenschaft und Ethik

P.Dippoldsmann: EG-Datenschutz: Zum Gebrauch des Datenschutzes als Mittel zu seiner Vereitelung

Frauen

R.Kahle: Kalküle im Alltag. Politische Bildungsarbeit mit Neuen Technologien (Teil 2)

16. Jg. 1994

Redaktion: Eva Wußing, Carsten Freiberg, Rudy Kothe. – Erscheint zweimonatlich. – Einzelheft 9 DM, Jahresabo 54 DM. – Verlag und Redaktion: remember e.G., Mariabrunnstraße 48, 52064 Aachen

Z.

Zeitschrift für marxistische Erneuerung

17

Wirtschaft, Regulierung, Alternativen im Superwahljahr

H.-J.Höhne: Anhaltende weltwirtschaftliche Krisenprozesse – verschärfte zyklische Krise in Deutschland

J.Bischoff: Deregulierung oder Steuerung?

E.DalBosco: Die italienische Wirtschaft im Wandel

P.Strutynski: Mit Gruppenarbeit ins Reich der Freiheit?

Sozialismus. Neuansätze nach dem Crash II

U.Kremer: Sozialismus als offenes historisches Projekt

J.Miehe: Sozialismus-Positionen linker Gruppierungen in der BRD

Sozialistische Theorie neu denken

W.Goldschmidt: Arbeiterklasse als revolutionäres Subjekt – Mythos oder Realität?

A.Showstack-Sassoon: Gramsci, die Linke und die 90er Jahre

Was ist die marxistische Erneuerung heute?

H.Heininger – H.Werner – H.Krüger/F.Schuster

H.G.Helms: Eine historische Mär von den Zwisten und Kümmernissen konservativer Literaten

D.Boris: Demokratisierung in Lateinamerika unter Krisenbedingungen

5. Jg. 1994

Herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Wiesbaden). Redaktion: Klaus D. Fischer, Johannes Heinrich von Hesel, Heinz Jung. – Erscheint viermal jährlich. Einzelheft 15 DM, Jahresabo 45 DM. Redaktion und Vertrieb: Z – Zeitschrift für Marxistische Erneuerung, Kölner Straße 66, 60327 Frankfurt/M.

Summaries

Teresa Brennan: Labor Power and Nature as Reproductive Costs

Brennan reformulates Marx's labor theory of value by recommending the replacement of labor with energy. In this way, she opens up the possibility of characterizing the questions of nature and of women as problems of resources. This economic analysis represents an alternative to the simple reevaluation of »women's productivity« in reproduction.

Margrit Eichler: The »Environment« as a Sociological Problem

As a sociologist, Margrit Eichler not only asks whether future generations will still be able to live at all if we citizens of industrial societies keep going as we have until now, she also wonders why such an existential problem is not the central question for sociology. She tries to restructure the field on these lines: first, by presenting the analyses which have been done until now in environmental research, ecosociology, and ecofeminism; then, by examining their limitations and blind spots; and finally, by connecting their usable elements as starting points for a feminist ecosociology.

Mary Mellor: For an Ecosocialist Feminism

Mellor looks for the possibilities and limitations of the political concepts of feminism, socialism, and environmentalism, following the assumption that they use different standpoints to criticize the dominant model of civilization. Only in a new networking of these critical dimensions does she see chances for alternative forms of society and socialization.

Zygmunt Bauman: From Pilgrim to Tourist

»Identity« is a genuine invention of the modern era; it indicates not a condition, but a problem and a project, a postulate to be realized. Its dynamic of continuous deferral and drive can be understood as an adaptation of the medieval pilgrimage, demanding lifelong renunciations for the sake of a future goal. Under postmodern conditions, such future options no longer seem like a promise but a burden; detachment is the common characteristic of the postmodern attitudes of the flaneur, the tourist, the vagabond, and the game-player. However, how can a capacity for political action be cultivated when all social relationships can be recycled and have to remain without consequences?

Meinhard Creydt: »Individualism« as the Cause of Racist Violence?

This contribution thematizes the empirical assumptions with which W. Heitmeyer has constructed his contemporary diagnosis, tests the asserted connections to the racist violence of youth, and criticizes the underlying constructs of normative and social integration.

Lissy Schmidt: New Politics in Southern Kurdistan

After the failure of the councils movement, which had formed in the uprising against Iraq's rule, the disillusioned Kurdish left has entered a new phase since the elections, helping disadvantaged groups of refugees, women, and the unemployed to organize themselves. The author explains the origin and structures of these organizations and discusses their perspectives.

Néstor Kohan: Mariátegui and his Criticism of the Philosophy of Universal History

The works of José Carlos Mariátegui still contain a new perspective for Marxist thinking, even after the collapse of dogmatic Soviet materialism. Kohan draws parallels between the ideas of the later Marx and Mariátegui's concept of Marxism as a model for the interpretation of historical situations. It is still an invitation to rethink the Latin American situation in Marxist terms.

Ökonomie

<i>Winkler, Adalbert: Geld, Zins und keynesianische Angebotspolitik (J.Hölscher)</i>	483
<i>Lühje, Boy, und Christoph Scherrer (Hrsg.): Jenseits des Sozialpakts. Neue Unternehmensstrategien, Gewerkschaften und Arbeitskämpfe in den USA (Th.Greven)</i>	484
<i>Schichtwechsel. Fiat und die Arbeiter(innen) (Th.Sablowski)</i>	486
<i>Leibfried, Stephan, und Wolfgang Voges (Hrsg.): Armut im modernen Wohlfahrtsstaat (P.Backfisch)</i>	487
<i>Bock, Hans Manfred: Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918-1923 (J.Becker)</i>	489

Frigga Haug

Kritik der Rollentheorie



Argument-Sonderband
Neue Folge Band 222
200 Seiten
23.00 DM/180 ÖS/24,00SF

Rollentheorie hat einen kaum mehr angezweifelten Platz innerhalb der Sozialwissenschaften. Die anscheinend unauflösbare Verbindung des Rollenbegriffs mit Zügen der sozialen Existenz verspricht nicht nur einen hohen Erkenntniswert, sie sichert zudem ab gegen Kritik. Die Grundfrage der Soziologie nach der Möglichkeit von Gesellschaft öffnet diese Wissenschaft für ein Theorem, welches die Entzweiung der gesellschaftlichen Menschen für eine ewige Bestimmung hält. In dieser Weise kann die Rollentheorie zur Erkenntnistheorie werden. So wird gelernt, Fragen zu stellen, welche Handeln erklären, aber keine Eingriffe möglich machen, Gedanken um ihrer selbst willen zu verfolgen und damit ein kontemplatives Verhältnis zur Wirklichkeit zu entwickeln. Rollentheorie entfaltet dieses kontemplative Verhältnis zum Leiden von Menschen.

Die Intention der Schrift steht in der Tradition kritischer Sozialwissenschaft. Gerade wo eine allgemeine Beliebigkeit und Gleichgültigkeit kritisches Denken unmodern erscheinen läßt, ist es dringlich, sich auf seine Befreiungsintention zu besinnen.

 Argument Verlag

Inhalt der letzten Hefte

204: Globale Modernisierungs-Krise

M.Brie: Kollaps der Modernisierung oder globale Revolution der Modernisierungsweise? / M.Oppen: Modernisierung als Privatisierung / Y.Krasin und A.Galkin: Russische Wahlen in den Ruinen sowjetischer Modernisierung / O.Kreye: Weltschuldenkrise revisited / C.Meillas-soux: Kapitalistische Produktion von »Überbevölkerung« in Afrika / B.Wielenga: Reorientierungsversuch in der Modernisierungskrise / D.Goldschmidt: Universitäten in der Dritten Welt / N.Kohan: Chiapas – Aufstand und Moderne / Kuba-Diskussion: M.Franzbach, W.Mackebach. / Besprechungen: Philosophie und Marx; Arnold Zweig; Kunstgeschichte; Filmtheorie; Black Feminism; Bildungsreform; Geschichte Rußlands und der Sowjetunion

203: Die Krise des Postfordismus und der Rechtsextremismus

J.Hirsch: Vom fordistischen Sicherheitsstaat zum nationalen Wettbewerbsstaat / G.Steinmetz: Die (un-)moralische Ökonomie rechtsextremer Gewalt / K.Holzkamp: Antirassistische Erziehung als Änderung rassistischer »Einstellungen« / B.R.Büchner: Rechtsextreme Frauen als verfolgende Opfer / Ch.Ober: Enrique Dussels Entwurf einer Transzendentalökonomie im Anschluß an Marx / A.Sánchez Vázquez: Die Utopie des Don Quijote. / Besprechungen: Feministische Vernunft- und Ethik-Diskussion; Faschismus und Literaturgeschichte; Lateinamerikanische Literatur; Neue Kommunikationsverhältnisse, Moralische Erziehung; Psychologie der Geschlechterverhältnisse; Anti/Faschismus; Despotie und Moderne; Ökologie

202: Re-Maskulinisierung

P.Watson: Osteuropa: Die lautlose Revolution der Geschlechterverhältnisse / N.Fraser: Clintons Umbau des Sozialsystems / K.Hauser: Maskulinisierungsprozesse und Frauenforschung / F.Haug: Anmerkung zur Diskussion um die Kategorie »Geschlecht« / F.Haug: Das Bild der Anderen und weibliche Angst / R.Azria: Juden und Araber – Bilder des Anderen und Spiegel-effekte / E.Messer-Davidow: Die Neue Rechte der USA im Kampf um die Hochschulen. Besprechungen: Marxistische Philosophen; Rhetorik; Peter Weiss; Feministische Medien-theorie; Wissenschaft in der Geschichte; Austromarxismus

201: Metamorphosen der Öffentlichkeit

A.Mattelart: Neue Horizonte der Kommunikation / J.Becker: Die Lateinamerikanisierung der osteuropäischen Öffentlichkeit nach 1989 / J.Koivisto und E.Väliveronnen: Das Comeback kritischer Theorien der Öffentlichkeit / M.Piercy: Die Gestaltwechsler / M.-L.Angerer: Beziehungsgeflechte in einer telematischen Kultur / C.Klingemann: Massen-Wirklichkeiten und Massen-Konstruktionen im NS-Staat und in der Mediengesellschaft / K.Ruoff: Ortsbetrachtungen in Clintons Amerika / U.Menzer: Georg Simmels Geschlechterphilosophie / K.Hauser: Montage von Rezeptionen einer Theaterinszenierung / Besprechungen: Ideengeschichte; Geschichte und Politik in der englischsprachigen Literatur; Feministische Medientheorie; Gesellschaftliche Krisen und Pädagogik; Frauengeschichte; Rassismus; Antisemitismus

200: Brauchen wir einen neuen Antifaschismus?

K.-D.Bogdal: Von Glatzen und Gaffern / Z.Baumann: Das Urteil von Nürnberg hat keinen Bestand. / L.Baier, P.Bordieu, R.Rürup: Vor-Überlegungen / O.Negt und W.F.Haug: Ende der Nachkriegszeit – Ende des Antifaschismus? / W.Bialas: Antifaschismus in der DDR – historisch-kritische Aufräumarbeiten / W.Kowalsky: Nicht Antifaschismus, sondern Anti-Rechts-extremismus / A.Klönne: Abschied vom Antifaschismus? / A.Hauff: Der alte Antifaschismus ist tot / Th.Laugstien: Das Heiber-Syndrom / U.Schmid: Biologen im NS-Staat / R.Alichs: Neuere Forschungen zur Anthroposophie im NS / Besprechungen: Politische Philosophie; Christoph Hein; Judenbilder; Fußball; Deutscher Faschismus, Regulation und Staat

199: Frauen im Umbruch der Arbeit

I.Kurz-Scherf: Fragen an eine Kritik der politischen Ökonomie der Arbeit / S.Andresen: Verfügte Zeit / A.Brensell: Einmischung in »Lean-Production« / A.Schnoor: Siemens-Arbeiterinnen / A.Braun: Zur Lage der Frauen in den »neuen Ländern« / H.Behrend: Ruhmlose Vereinigung / E.Kaufmann: Für Helga Königsdorf / K.Hauser: Brigitte Reimann und Christa Wolf / H.Peitsch: F.C. Delius / Besprechungen: Naturverhältnisse und Weltbilder; Massenmedien; Pädagogik-Biographien; Arbeiterbewegung; Entwicklungspolitik; Demokratietheorie

Buchhandlungen, die das Argument-Verlagsprogramm führen

- Augsburg »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel. 0821/57 91 73
Berlin Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel. 030/313 40 17
Berlin Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel. 030/341 74 32
Berlin Buchhandlung Tell, Thielallee 32; Tel. 030/832 40 51
Berlin Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel. 030/831 50 89
Berlin Argument-Buchladen, Reichenberger Str. 150; Tel. 030/611 39 83
Berlin Wohlthät'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel. 030/851 15 09
Bremen Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steinitor 56; Tel. 0421/7 20 73
Essen Heinrich-Heine-Buchhandlung, Vlahofler Platz 9; Tel. 0201/82 07 00
Frankfurt/M. Uni-Buch, Jögelstr. 1; Tel. 069/77 50 82
Frankfurt/M. Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräfr. 77; Tel. 069/77 73 03
Frankfurt/M. Karl-Marx-Buchhandlung, Jordanstr. 11; Tel. 069/77 88 07
Freiburg Jos Fritz, Politische Buchhandlung, Wilhelmstr. 15; Tel. 0761/2 68 77
Fulda Sozialwissenschaftliche Fachbuchhandlung, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/7 49 34
Gießen Buchladen Kleine Freiheit, Bismarckstr. 9; Tel. 0641/7 18 50
Göttingen Rote Straße-Buchladen, Rote Str. 10
Hamburg ARGUMENTE, Rentzelstr. 1; Tel. 040/45 36 80
Hamburg Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel. 040/441 13 30
Heidelberg Buchhandlung Schäbel & Kube, Plöck 64
Kassel ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel. 0561/7 77 04
Köln Der andere Buchladen, Wahlenstr. 1; Tel. 0221/52 05 79
Köln Der andere Buchladen, Zulpicher Str. 197; Tel. 0221/41 63 25
Konstanz Zur Schwarzan Geiß, Obermarkt 14; Tel. 07531/1 54 33
Marburg Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel. 06421/2 47 87
München BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalborstr. 41b; Tel. 089/280 95 22
Münster ROSTA-Buchladen, Aegidistr. 12; Tel. 0251/4 49 25
Nürnberg Bücherkiste, Jakobstr. 26
Oldenburg Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Achternstr. 15/16; Tel. 0441/1 39 49
Osnabrück Dieter zur Heide, Osterberger Reihe 2-8; Tel. 0541/2 10 51 und 2 64 05
Regensburg Ulrich Dombrowsky, Wollwürgergasse 4; Tel. 0941/56 04 22
Saarbrücken Der Buchladen GmbH, Försterstr. 14; Tel. 0681/3 11 71
Stuttgart Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 9; Tel. 0711/22 32 87
Tübingen Die Gruppe, Alternativer Buchladen GmbH, Münzgasse 15; Tel. 0707/2 33 58
Würzburg Werner Beyer, Sanderstr. 33/35; Tel. 0931/5 99 43
Schweiz Basel, Buchlade Theaterpassage, Theaterstr. 7; Tel. 061/271 84 04
Bern, Münsterergass-Buchhandlung, Münsterergasse 41; Tel. 031/22 82 18
Zürich, Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft, Freschvaugasse 7; Tel. 01/251 26 74
- Österreich Wien 1, Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel. 0222/43 32 21
Wien 10, Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel. 0222/42 12 34

Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

- Berlin Lilith Frauenbuchladen, Knesebeckstr. 86-87; Tel. 030/312 31 02
Berlin Frauenbuchladen Labrys, Hohenstaufenstr. 64; Tel. 030/215 25 00
Bielefeld hambute e.V., August-Bebel-Str. 154, Tel. 0521/6 84 61
Bochum Frauenbuchladen Amazonas, Schmidtstr. 12
Bonn Nora-Frauenbuchladen, Wolfstr. 30; Tel. 0228/66 47 67
Braunschweig Frauenbuchladen im Magniviertel, Magnikirchstr. 4; Tel. 053/4 07 44
Bremen Frauenbuchladen Hagazussa, Friesenstr. 12; Tel. 0421/7 41 40
Dortmund Frauenbuchladen zimpzicke, Adlerstr. 45; Tel. 0521/6 84 61
Düsseldorf Frauen-Bücher-Zimmer, Duisburger Str. 50, Tel. 0211/46 44 05
Frankfurt/M. Frauenbuchladen gmbh, Kiesstr. 27, Tel. 069/70 52 95
Göttingen Frauenbuchladen Laura, Burgstr. 3
Hamburg Frauenbuchladen »Von heute an«, Bismarckstr. 98; Tel. 040/420 47 48
Hannover Annaboe Frauenbuchladen, Hartwigstr. 7; Tel. 0511/32 40 24
Heidelberg Frauenbuchladen GmbH, Theaterstr. 16; Tel. 06221/2 22 01
Kassel Aradia Frauenbuchladen, Reglinstr. 14; Tel. 0561/1 72 10
Mainz Cardabela Buchladen GmbH, Frauenlobstr. 40; Tel. 06131/61 41 74
Mannheim Frauenbuchladen Xanthippe, T. 3, 4; Tel. 0621/2 16 63
München Lillemor's Frauenbuchladen, Arlesstr. 57; Tel. 089/272 12 05
Tübingen Frauenbuchladen Thalestris, Bursengasse 2; Tel. 07071/2 65 90
Schweiz Bern, Frauenbuchladen, Münsterergasse 41; Tel. 031/21 12 85
Zürich, Frauenbuchladen, Stockerstr. 37; Tel. 01/202 62 74
- Österreich Innsbruck, Parnasse, Müllerstr. 6; Tel. 05222/2 39 60
Wien, Frauenzimmer, Langegasse 11; Tel. 0222/43 86 78
Wien, Sprachlos, Radelzkystr. 6; Tel. 0222/752 42 45